

4.

4 vols

8228

8228

4 29647, I, G. a.

4

24
1269.



4.
—

Wolfgang von Goethe





8228. 4.

Drei Jahre

in

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Malhan.

—————
Vierter Band.



Leipzig, 1863.

Verlag der Dürck'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Siebentes Buch. Marokko.

Seite

Viertes Capitel. Ueberfahrt nach Tanger. Abreise von Gibraltar. — Die Meerenge. — Engste Stelle derselben. — Exilissa civitas. — Anblick des Cap Spartels. — Herculesfagen. — Plötzliches Halten des Dampfschiffes. — Passagiere. — Die gelbe Cocarde. — Der schwedische Generalconsul. — Gasthof in Tanger. — Der junge Melkaner. — Der ein-
stige algierische Seeräuber. 3

Fünftes Capitel. In Tanger. Landung in Tanger. — Das schwedische Generalconsulat. — Scene in Stockholm zwischen dem Consul und König Bernadotte. — Stellung der Consuln in Tanger. — Herr Drummond-Hay. — Herr Jägerschmidt. — Unzugänglichkeit des Innern von Marokko. — Die Juden Tangers — Die Mauren. — Der Palast des Gouverneurs. — Die Moscheen. — Architektur. — Römische Ruinen. — Tingis und Tingentera. — Tanger in den Händen der Engländer. — Ausflug nach dem Cap Spartel. — Die Höhle des Hercules. 9

Sechstes Capitel. Tetuan. Abreise von Tanger. — Die Fanatiker der Europäischen. — Unverschämte arabische Land-
leute. — Traurige Verlassenheit des Landes. — Das Gebirge Dschebel-es-Serka. — Ankunft in Tetuan. — Die Mellah. — Der jüdische Gasthof. — Sabbathfeier. — Ben Salen und seine Familie. — Häßliche Juden und schöne Jüdinnen. — Costüm. — Häuser des Judenviertels. — Ein jüdisches Fest. — Bezahlter Tänzer. 28

- Siebentes Capitel.** Tetuan. (Der maurische Stadttheil.)
 Die heilige Stadt. — Die Gräfin Tätteguïn. — Schädeli. —
 Der enttäuschte Marabut. — Maurischer Bazar. — Gang
 einer Handelstransaction. — Schönheit des Costüms. — Ver-
 schiedene Buden. — Arabische Mützen. — Eine Buchhandlung.
 — Eine Bilderhandlung. — Die Juden im Bazar. — Der
 maurische Teppichhändler. — Vollziehung eines Strafurtheils.
 — Graufames Verfahren der Gerichtsdienner. 44
- Achtes Capitel.** Umgegend von Tetuan. Ausflug nach
 der Sierra Bullones. — Lachende ebene Gegend. — Gebirgs-
 bewohner. — Die Gurbis. — Aussicht auf Ceuta und Spa-
 nien. — Cap Negro. — Fort El Ensa. — Mündung des
 Ueb Martil. — Die Orangengärten Tetuans. — Spanische
 Renegaten. — Rückkehr nach Tetuan. — Sonderbare Demon-
 stration zu meinen Ehren. — Grund dieser Demonstration. —
 Ich empfang eine Deputation der Judenthüm. 58
- Neuntes Capitel.** Die Algierer in Tetuan. Aufschub
 meiner Abreise. — Ein arabischer Empfehlungsbrief. — Sidi
 Komähi. — Besuch des algierischen Kaffeehauses. — Die aus-
 gewanderten Algierer. — Der Kauadschi. — Seine Wan-
 derungen — Das viermalige Schließen der Kaffeebude — Seine
 Rückkehr nach Alger. — Enttäuschung. — Sidi Kadur. —
 Der Träger der Fliegenklatsche. — Die Paschastochter. — Un-
 glückliche Liebe. — Sidi Pabali. — Der Musti der Zu-
 kunft. — Warum er niemals Musti geworden. — Komähi's
 Gastfreundlichkeit. 69
- Zehntes Capitel.** Rückkehr nach Tanger und weitere
 Reisepläne. Theure Rechnung und thränenvoller Abschied.
 — Abreise von Tetuan. — Wieder in Tanger. — Der Mok-
 hafni und seine lächerlichen Ansprüche. — Pläne, ins Innere
 zu reisen. — Die drei Hauptstädte von Marokko. — Unmöglich-
 keit, nach Fäs zu gelangen. — Die räuberischen Berber. —
 Der „Löwe von Tanger“. — Seine verunglückte Reise nach
 Fäs. — Mein Entschluß, nach Marokko und Mogador zu
 gehen. — Reisevorbereitungen. — Plötzlich eingetretene Un-
 möglichkeit, weiter als El-Arisch zu gelangen. — Entschluß, zur
 See nach Mogador zu reisen. — Ausflug nach El-Arisch. 81

- Elftes Capitel.** Arsila und El-Arisch. Entfernung von Tanager nach Arsila. — Der Molbasni. — Missiud's Gelehrsamkeit. — Karawane. — Der Ueb Marhar. — Der Ocean. — Nächtlicher Ritt. — Campirung. — Moralische Vorlesung. — Arsila. — Ruinenstadt. — Bombardement. — Zilis. — Weiterreise nach El-Arisch. — Ankunft am Ueb Aullus. — Besuche der Ruinen von Lixos. — Entdeckung einer phöniciſchen Inschrift. — Die Nacht im Zelte. — Unangenehme Störung. — Die Parle des Pascha. — Die Insel der Hesperiden. — El-Arisch. — Der Pascha. — Der Bazar. — Rückkehr nach Tanager. 92
- Zwölftes Capitel.** Küstenschaft von Tanager nach Saleh. Abschied von Tanager. — Kurze Ueberfahrt nach Gibraltar. — Das Segelschiff „the Commodore“. — Ausfahrt aus der Meerenge. — Nordwestwind. — Stürmische See. — Meerleiden. — Die Küste. — Ad Mercurios. — Der Sinus Emporicus. — Frigidac. — Banasa. — Die Königschlacht. — Die Mündung des Sebuh. — Subur. — Thamusida. — Die Ruinenstadt Mamurah. 112
- Dreizehntes Capitel.** Saleh und Rabat. Ankunft in Saleh. — Schlechter Hafen. — Unbequemes Landen. — Das amike Sala. — Die einstige Consulstadt. — Sonderbarer Empfang in Rabat. — Der Raib. — Ich werde Arzt wider Willen. — Ausflug von Rabat nach Saleh. — Der Hassansturm. — Ueberfahrt über den Bu Regrag. — Handel. — Verfall von Saleh. — Fanatismus. — Steinigung. — Der römische Aquäduct. — Rückkehr nach Rabat. — Bazar. — Bad. — Judenviertel. — Das sogenannte Arsenal. — Das Zolllager. — Ein seltsames Thor. — Abschied von Rabat. 119
- Vierzehntes Capitel.** Küstenschaft von Saleh nach Mogador. Rückkehr an Bord des „Commodore“. — Weiterfahrt nach Mogador. — Mercurius. — Feid-Allah. — Kerne. — Dar Bida. — Golf von Asemubr. — Der Kuasa. — Cap Cantin. — Mons Solis. — Fabeln. — Golf von Asfi. — Ueb Tensiffit. — Der Phut. — Promontorium Heraklis. — Ankunft in Mogador. 139
- Fünfzehntes Capitel.** Mogador. Anblick der Stadt Mo-

gador. — Umgegend. — Tamusiga. — Erbauung von Mogador. — Hafen. — Bewohner. — Arabische Städtenamen in Marokko. — Landung. — Douane. — Wohnung im Judenviertel. — Confiscirung meiner Sattelthiere. — Sidi Smail, der Marabut. — Die Derkua. — Mein Plan, nach Marokko zu reisen. — Der Pascha. — Meine scheinbare Abreise von Mogador. — Heimliche Rückkehr. — Der Marabut und meine Reise nach Marokko. — Unmöglichkeit, eine Erlaubniß dazu zu erlangen. — Der Marabut verspricht gegen Geschenke, mir die Wege nach Marokko zu öffnen. 147

Sechzehntes Capitel. Von Mogador nach Marokko. Abreise von Mogador. — Nächtliches Rendezvous. — Ein vogelfreier Europäer. — Musterung meiner kleinen Karawane. — Ben Samuels Abschiedsrede. — Nächtliches Reisen. — Tiwht. — Die Schiadmah. — Palmen. — Der Héd Jfanah. — Sidi Mochtar. — Der wunderreiche Marabut. — Ain Vida. — Anblick des Atlas. — Tambeguscht. — Der Tag überrascht uns. — Gefährliches Abenteuer. — Kasbah el Abdajah. — Letzte Nachtreise. — Sonnenaufgang. — Anblick von Marokko. — Die gefallene Königin des Südens. 167

Siebzehntes Capitel. Marokko. Das Damascus des Westens. — Die Ebene von Marokko. — Trennung von Muley Smail. — Unmöglichkeit für mich, die Maurenstadt zu bewohnen. — Ankunft im Judenviertel. — Der Päuab. — Loos der Juden in Marokko. — Moscheh Ben Samuel. — Das Wirthshaus. — Eine israelitische Schönheit. — Unmöglichkeit für mich, die Stadt als Christ zu besuchen. — Ich entschieße mich zur Annahme des Judencostüms. — Pectioren im Tragen desselben. — Meine Begleiter. — Moscheh's Warnungen. — Aufbruch nach der Mamenstadt. 195

Achtzehntes Capitel. Marokko. Eintritt in die maurische Stadt. — Das Ablegen der Schuhe. — Bier der Thore Marokko's. — Der Donnerstagsmarkt. — Einame Straße. — Einblick in ein maurisches Haus. — Beschmierung und Steinigung. — Das Quartier des Kaib. — Der erste Bazar. — Verkäufer. — Kaufartikel. — Die rohen Amasirb. — Bazar der Versteigerer. — Kupfermünzen. — Rückkehr durch ver-

fallene Stadttheile. — Ruine einer Moschee. — Freier Platz.
— Die große Hauptmoschee El Kutubiah. Wieder im Judenviertel. 209

Neunzehntes Capitel. Marokko. Mein Entschluß, das
Zubencostüm nicht wieder anzulegen. — Die Gefahren der
Verkleidung. — Besuch von Muley Smail. — Einladung,
dem Kaiser meine Aufwartung zu machen. — Skrupel meines
Wirthes. — Die Escorte. — Ich gehe nach dem Kaiserpalast.
— Das Bab-er-Rum. — Die sieben Thore Marokko's. — Die
schwarzen Gardisten. — Muley Smail segnet die Mahlzeit
der Negergarde. — Der Heilige am Krankenbette. — Zwei
Gärten. — Der Hof des Meschubar. — Das Innere des Pala-
stes. — Der „Garten der Rosen“. — Der Pavillon des
Kaisers. — Empfang bei Muley Abd-er-Rahman. — Person
des Kaisers. — Der Hofstaat. — Fragen des Kaisers an mich.
— Beendigung der Audienz. 223

Zwanzigstes Capitel. Marokko. Meine Geschenke für den
Kaiser. — Unzufriedenheit des Monarchen. — Besuch beim
Kronprinzen. — Der Kiosk. — Sidi Mohamed. — Sein
Hofstaat. — Komische Eifersucht. — Conversation. — Besuch
bei Muley Abbas. — Der Großfürst Constantin von Ma-
rokko. — Zwei schwarze Prinzen. — Die kleine schwarze
Prinzessin. — Vermischung mit Negerblut. — Beschreibung der
Palaststadt. — Rückkehr in's Judenviertel. — Mahlzeit meiner
Escorte. — Kunstvolle Art zu essen. — Das Trinkgeld der
Hofbeamten. — Lange Liste derselben. — Meine Plünderung.
— Aermalige Geldansprüche. — Zahlen und immer Bezahlen. 244

Einundzwanzigstes Capitel. Marokko. Der Orden der
Issauah. — Sidi Mohamed Ben Aissa. — Stiftung des
Ordens. — Erprobung der Opfersfreudigkeit seiner Mitglieder.
— Sonderbares Privilegium des Ordens. — Fähigkeit, Gift
ohne Schaden zu genießen. — Sidi Mustapha holt mich zu
einem Feste der Issauah ab. — Moschee's Vorstellungen. — Die
Moschee Sidi Ben Abbas. — Verfallener Stadttheil. — Schö-
nes maurisches Haus. — Atrium, Peristylum und Hortus.
— Tactmäßiger Gesang. — Der Tanz der Issauah. —
Essen von giftigen und schädlichen Dingen. — Schließliche
Gelderpressung. — Rückkehr in die Mellah. 264

Zweiundzwanzigstes Capitel. Marokko. Bewohnerzahl von Marokko — Widersprechende Berichte. — Sonderbarer Fehler eines Reisenden. — Mein Aufenthalt in Marokko. — Moschee's Warnungen vor ferneren Ausgängen. — Ein Geschenk des Kaisers. — Hadsch Brabim. — Mein Gegengeschenk. — Der Kaiser läßt mir verbieten, die Mellah zu verlassen. — Die Mellah. — Die Jüdinnen Marokko's. — Die schöne Erzählerin. — Anekdote von der alten Maurin au Mogador und dem Engländer.	281
Dreiundzwanzigstes Capitel. Abschied von Marokko und Rückreise. Gefangenichast in der Mellah. — Die Dachterrasse. — Das Atlasgebirge. — Ewiges Schnee. — Ansichten der Alten. — Boccanum Hemerum. — Erzählungen der Bewohner Marokko's über den Atlas. — Anstalten zur Rückreise. — Muley Omar. — Ich verlasse Marokko. — Verschimpfung. — Abermalige nächtliche Reise. — Ankunft in Mogador. — Ben Samuel. — Die portugiesische Brigg. — Abschied von Afrika.	293

Siebentes Buch.

Marokko.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Uebersahrt nach Tanger.

Abreise von Gibraltar. — Die Meerenge. — Engste Stelle derselben. — Exilissa civitas. — Anblick des Cap Spartels. — Herculessaen. — Plötzliches Halten des Dampfschiffes. — Passagiere. — Die gelbe Vocarde. — Der schwedische Generalconsul. — Gasthof in Tanger. — Der junge Meffaner. — Der einstige algierische Seeräuber.

Am andern Morgen nahm mich das jetzt nach Tanger gebundene, französische Regierungsdampfschiff, welches mich von Oran gebracht und eine mehrtägige Pause in Gibraltar gemacht hatte, wieder auf. Ein herrlicher, tiefblauer Himmel lächelte günstig unserer Fahrt, als wir dem Felsen von Kalpe Lebewohl sagten und, den beiden Säulen des Hercules den Rücken drehend, in die offene Meerenge hinaussteuerten. Die Alten nannten diesen Theil des Meeres bereits den Ocean, denn sie gaben den Namen der Meerenge nur jenem Theile, der zwischen Kalpe und Abyle gelegen ist. Heut zu Tage nennt man jedoch die Meerenge von Gibraltar den ganzen Meeresarm, welcher sich von Ceuta und Gibraltar bis nach Tanger und nach Cap Trafalgar erstreckt.

Der Fels von Abyle ist nicht der Europa am nächsten gelegene Punkt der afrikanischen Küste, wie man aus seiner Berühmtheit als Landmarke vielleicht schließen möchte. Das Cap Alkasar, etwa eine deutsche Meile von Ceuta entfernt, bezeichnet vielmehr die Stelle, von welcher eine gerade Linie, nach der gegenüberliegenden Halbinsel von Tarifa gezogen, das Minimum der Entfernung zwischen Europa und Afrika ausmacht. Diese Entfernung beträgt hier nur zwei und ein Viertel deutsche Meilen, neun Seemeilen, siebenzehn Kilometer, zwölf römische Milliarierien oder etwas über elf englische Miles. Strabon erwähnt dieses Vorgebirges unter dem Namen „Elephas“. Ptolemäus ist der einzige Geograph, der von einer hier gelegenen römischen Stadt, Namens Exilissa, redet, von der man jedoch, nach dem Abbé Barges, jetzt keine Spur mehr entdecken soll. Zu Anfang des Mittelalters befand sich in dieser Gegend ein berberisches Dorf, Namens Masnudah, welches vielleicht die Stelle Exilissa's einnahm. Jakob el Mansur erhob es zu einer Stadt unter dem Namen Kasr-es-serhir (spanisch Alkasar genannt), den es noch heute führt. Von 1448—1540 bildete es eine Besetzung der Portugiesen. Jetzt ist es, wie so viele Orte im Maghreb, im allerschönsten Verfall und bietet beinahe nichts als einen Haufen von Ruinen.

Zwei Meilen südlich von Alkasar ragt das spitze Cap Malabatte, von den Arabern Kas el Nahr, „Cap des Leuchthurms“ wegen eines längst eingegangenen Fanars genannt, in die Meerenge hinaus.

Zu Strabons Zeit war diese Gegend der Gegenstand

vieler poetischer Fabeln gewesen. Namentlich hat die große Höhle, welche der Fels des Vorgebirges Spartel bei Tanger, des antiken Cotes, bildet, zu zahlreichen mythischen Erzählungen Anlaß gegeben. Diese Höhle trug den Namen des „Specus Herculi sacrum“. Der Gründer der Säulen soll in dieser Nähe den Riesen Antäus bekämpft und sich nach seinem glorreichen Siege in der Schlucht ausgeruht haben. Wahrscheinlich geschah dieß, ehe er es für gut fand, den Grundstein von Tingis (Tanger) zu legen, welches unvermeidlicher Weise auch einen herculischen Ursprung haben muß. Von allen Alten ist Plutarch der Einzige, der so bescheiden ist, die Gründung Tangers nur durch einen Sohn des Hercules und nicht durch diesen selbst anzunehmen. Zu diesem Zweck fand er nöthig, eine obscure Halbgöttin, Namens Tinga, zu erfinden, welche die Gattin des Antäus war und welche als Wittve dem Ueberwinder ihres Gemahls ihre Hand reichete. Aus dieser Ehe sproß ein anderer, noch obscurerer Halbgott, Namens Sophar, welcher dann der von ihm gegründeten Stadt den Namen seiner Mutter, der Riesemittve, verlieh. Die von Sophar gegründete Stadt liegt in gleicher Entfernung zwischen dem Cap Malabatte und dem Cap Spartel, unweit des Ufers des Ued Tandscha.

Dieser Fluß ist wahrscheinlich der Balu des Ptolemäus und der Amilo des Plinius.

In vier Stunden von Gibraltar aus waren wir in die nächste Nähe jener einst so wichtigen Hafenstadt Marokkos gekommen, als plötzlich das Schiff anhielt und wir gezwungen wurden, wegen einer an den Radspeichen nothwendig gewor-

denen Ausbesserung über eine Stunde im Anblick des nahen Hafens zu warten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mich ein wenig in der Reisegesellschaft umzusehen, welche diesmal aus mehreren Touristen, einigen Consuln und Consularbeamten von Tanger, sowie verschiedenen Kaufleuten derselben Stadt bestand. Namentlich herrschten unter letzteren die marokkanischen Juden hervor, die den Groß- wie den Kleinhandel Gibraltars und Tangers, sowie des ganzen Innern von Marokko, fast ausschließlich in Händen haben. Unter anderen Passagieren bemerkte ich vor Allen einen alten, wohlbeleibten, europäisch gekleideten Herren, der eine große gelbe Cocarde auf dem hohen, schwarzen Hute trug. Neugierig, was dieses ungewöhnliche Abzeichen wohl zu bedeuten haben möge, ließ ich mich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er ein Schwede und die Cocarde eine schwedische Militärcocarde sei. Schweden, so belehrte er mich, besitze nämlich eine eigene Cocarde für das Militär, was ihm bis jetzt kein anderer Staat nachgemacht hat. Der Alte war vor langer Zeit in Stockholm Gardelieutenant gewesen. Jetzt war er schwedischer Generalconsul in Tanger und da ich an ihn, als solchen, ein Empfehlungsschreiben besaß, so benutzte ich gleich die sich mir darbietende Gelegenheit, meinen Brief abzugeben. Kaum hatte der alte Herr das Empfehlungsschreiben besichtigt, so lud er mich mit großer Freundlichkeit ein, während meines Aufenthaltes in Tanger anstatt im Gasthose, bei ihm, im schwedischen Consulatgebäude, mein Absteigequartier zu nehmen. In Tanger befindet sich zwar ein kleiner, von einer alten Engländerin gehaltener Gasthof, der nicht eben schlecht

sein soll, aber das Absteigequartier bei einem Consul war mir, meiner Reisepläne in's Innere wegen, vor Allem willkommen. Denn in diesem Lande kann der Fremde ohne den Beistand, Rath und Autorität dieser in Europa so gering geschätzten, hier so wichtigen Agenten, die man Consuln nennt, kaum einen Schritt thun. Ich nahm also die angebotene Einladung mit Dank an und wurde nicht wenig von den anderen Touristen, welche in dem kleinen Gasthose absteigen mußten, beneidet. Wie ich später erfuhr, so war die Wirthin dieses Hôtels eine dem Branntwein besonders ergebene, englische Matrosenwittwe, welche gewöhnlich zwar gute Küche hielt, aber in ihrem Rausch zuweilen gänzlich vergaß, daß ihre Gäste noch nicht zu Mittag gespeist hatten, die Küche verschloß und spazieren ging, wo dann die armen Fremden zusehen konnten, wie sie ihren Hunger stillten, denn an Restaurationen ist natürlich in Tanager nicht zu denken.

Unter den arabischen Passagieren des Dampfschiffes befand sich auch ein junger Mann aus Mekka, dessen feiner, seidener Anzug, aus langen Kastans bestehend, seltsam mit dem dritten Platz, auf dem der so reich Bekleidete reiste, contrastirte. Er war schon von Oran aus mit demselben Dampfschiff gekommen. Seine Absicht war, von Tanager nach Fäs, der Hauptstadt des Kaiserreichs, aufzubrechen. Wie beneidete ich ihn um diese Reise, welche dem Muselmanne eine Kleinigkeit, für den Europäer aber unausführbar ist! In Fäs hoffte der junge Mekkaner von den zahlreichen Stipendien des Kaisers zu profitiren, welche dieser allen Bürgern der heiligen Stadt, die sich nach dem fernen Westen verlieren, verabreicht.

Diesem seiner Abkunft wegen hochverehrten, jungen Araber hatte sich ein alter Algierer mit einer wahren Raubvogelphysiognomie angeschlossen. Er gab sich für den Diener des Sohnes von Meffa aus, obgleich letzterer ihm gewiß keinen Lohn und auch keine Kost verabreichte. Aber der schlaue Alte hoffte so von den Wohlthaten des Kaisers, welche dem jungen Meffaner bevorstanden, auch einen kleinen Theil abzubekommen, wenigstens eine Zeit lang umsonst zu leben. Dieser Biedermann entpuppte sich bald als ein alter Seeräuber, der wohl 20 Jahre seines Lebens zwischen Algier und Tanger auf Raubzügen zugebracht hatte. Er zeigte sich etwas mittheilsamer als die andern Leute dieses Schlages, denen ich früher begegnet war. Wie funkelten seine kohlschwarzen Augen, als er mir den glänzenden Auszug eines Piratenschiffes aus Algier mit der goldgestickten, seidnen Fahne auf der Vorder Spitze schilderte! Da pflegten die Corsaren einen Vortriumph zu feiern. Die Bürger Algiers begrüßten sie lebhaft mit wehenden Tüchern von ihren Terrassen herab. Alles jubelte und Kanonenschüsse ertönten den kühnen Räubern zu Ehren. Kaum waren sie aber im offenen Meer, so versteckten sie das prächtige Banner und nahmen das irgend einer christlichen Nation an. Wehe den Brigantinen, welche ihnen in die Hände fielen! Seit Lord Ermouth's Beschießung Algiers im J. 1816 wurden zwar die Matrosen nicht mehr zu Sklaven gemacht, aber ihr Loos war, für den Augenblick wenigstens, desto schlimmer. Man nahm ihnen alle Kleider und gab ihnen einen alten Kittel. Sie bekamen die schlechteste Kost, denn ihr Leben hatte keinen Werth für die Seeräuber

da sie nicht mehr Sklaven waren, sondern von Algier nach Europa zurückgeschickt wurden. Viele starben auf der Ueberfahrt. Die Piraten hielten dann erst ihren wahren Triumphzug in Algier, verkauften die geraubte Waare und das Schiff, und jeder Seeräuber bekam seinen reichen Antheil an der Beute.

Fünftes Capitel.

In Tanger.

Landung in Tanger. — Das schwedische Generalconsulat. — Scene in Stockholm zwischen dem Consul und König Bernadotte. — Stellung der Consuln in Tanger. — Herr Drummond-Hay. — Herr Jägerschmidt. — Unzugänglichkeit des Innern von Marokko. — Die Juden Tangers. — Die Mauren. — Der Palast des Gouverneurs. — Die Moscheen. — Architektur. — Römische Ruinen. — Tingis und Tingentera. — Tanger in den Händen der Engländer. — Ausflug nach dem Cap Spartel. — Die Höhle des Hercules.

Nach mehreren langweiligen Formalitäten an der Douane, die ich bei meiner Landung in Tänger durchmachen mußte, wurde ich und mein Gepäck von einer ganzen Schaar einheimischer Juden in Empfang genommen. Es waren dieß komisch aussehende, meist junge Männer mit den beiden abscheulich häßlichen, langen, jüdischen Hängelocken, Pais genannt, welche ihnen das Gesicht einrahmten. Sie waren in lange Schleppalare gekleidet. Ich konnte mir anfangs nicht denken, wer sie seien und was sie mit mir wollten. Aber sie wußten meinen Namen und hatten Ordre, sich meiner Person, freilich in Güte, zu

benächtigen und mich nach dem schwedischen Generalconsulat zu befördern. Daraus schloß ich, daß diese Anhänger des mosaischen Cultus die Diener des schwedischen Consuls sein müßten, welche dieser, der selbst nach Hause vorausgeeilt war, mir entgegengeschickt hatte, um mich nach seiner Wohnung zu führen. Jeder Consul hat nämlich eine Schaar solcher Juden in seinem Dienst. Sie kosten wenig, arbeiten auch nicht viel, aber sie dienen zur Decorirung eines Hauses; freilich decoriren sie dieses nicht nach den Gesetzen der Schönheit, denn sie sind fast ausnahmslos über die Maßen häßlich. Jedoch tragen sie zum äußeren Pomp eines Consulates nicht wenig bei.

Das schwedische Consulatgebäude in Tanger war ein für den Stellvertreter dieser verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Nation auffallend großes, geräumiges, europäisches Haus, vom jetzigen Inhaber auf Kosten seiner Regierung erbaut und zwar seltsamer Weise wider den Willen derselben. Mein bejahrter freundlicher Wirth war nämlich schon damals Consul gewesen, als Schweden noch jährlich einen Tribut von vierzig tausend spanischen Thalern für die freie Zulassung seiner Schiffe in den Häfen des Reiches Marokko und zur Sicherung vor Seeräuberei an den Sultan zahlte. Nun hatte das Ministerium dem Consul bis dahin hartnäckig die Gelder zu Erbauung eines nach dessen Ansicht unumgänglich nothwendigen Consulatgebäudes verweigert. Der brave Mann wußte sich aber zu helfen, und als eines Jahres wieder einmal der gewohnte Tribut eintraf, benutzte er die ihm gesandte Summe, statt sie an den Kaiser von Marokko nach Fäs abzuschicken, ohne Wei-

teres zur Errichtung des von ihm langersehnten, officiellen Gebäudes. Als aber in Schweden die Kunde von der Nichtablieferung des Tributes einige Jahre später — denn in Marokko werden alle Geschäfte langsam betrieben — eintraf, da drohte dem Consul ein böses Ungewitter. Er wurde plötzlich nach Stockholm gerufen, wo ihn der damals regierende alte König Bernadotte höchst ungnädig empfing. Ja! Man spricht sogar von einem allerhöchsten Fußtritt, womit der heftige, leichtaufbrausende, aber im Grunde gutmüthige Monarch den Generalconsul von Tanger bewillkommen hätte. Nachdem der König jedoch in höchsteigener Person sich so unköniglich an meinem ehrwürdigen Freunde vergriffen hatte, war Alles abgethan. Dieser Fußtritt machte am Ende noch das Glück des Empfängers; denn Karl Johann, nach der ersten Zornauswallung sich seiner Heftigkeit schämend, wußte dieselbe nicht anders wieder gut zu machen, als indem er das Opfer seines Zornausbruchs in Amt und Würde beließ und gestattete, daß derselbe ungerügt an seinen Posten zurückkehre. Seitdem blieb Bernadotte dem Empfänger seines allerhöchsten Fußtrittes besonders gnädig und ließ ihn ungeschmälert seinen hohen Gehalt fortbeziehen, selbst dann noch, als die schwedischen Kammern alle anderen Consulate in ihren Mitteln verkürzten. Und er that Recht daran, denn unter allen Consuls, Generalconsuls und Geschäftsträgern Afrika's und Asiens, die mir auf meinen langen Reisen vorkamen, gab es keinen gastfreundlicheren, liebenswürdigeren und in jeder Hinsicht angenehmeren Mann, als den guten alten Generalconsul Ehrenhoff in Tanger! Das aus dem Tri-

butgeld auferbaute Consulatgebäude, für welches der gute, alte Mann sein Martyrium erlitten hat, ist denn auch eines der stattlichsten im ganzen Städtchen. Ebenso ist der Garten des schwedischen Consulates unstreitig der schönste Garten in ganz Marokko, was freilich wenig heißen will.

Die Consuln haben in Tanger eine viel bedeutungsvollere, einflußreichere Stellung, als irgend wo anders. Sie sind in der That Gesandte und zugleich als politische und diplomatische Stellvertreter ihrer Monarchen bei dem Kaiser von Marokko beglaubigt. Da aber Letzterer bis jetzt noch nicht gestatten wollte, daß irgend ein Europäer sich dauernd in seiner Hauptstadt Fäs aufhalte, so läßt er seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Tanger wohnen, wo dieser zugleich die Würde eines Gouverneurs bekleidet, um so den fremden Gesandten keinen Vorwand zu geben, wegen allenfalliger Erörterungen mit der marokkanischen Regierung selbst, nach der Residenzstadt des Kaisers zu reisen.

Diese Stelle eines Ministers, welche der marokkanische Hof dem Gouverneur von Tanger beigelegt hat, ist freilich nur Comödie und wurde nur zur Beschwichtigung europäischer Mächte erfunden. Denn, nach europäischen Begriffen zu urtheilen, besitzt Marokko gar keinen Minister des Außern. Diese Comödie wird recht einleuchtend durch den Rang, welchen der sogenannte „Pascha von Tanger“ einnimmt. Er steht nämlich unter dem Pascha von El-Arisch oder Larasch, was doch offenbar andeutet, daß sein Ministerrang eine reine Täuschung, für Europäer erfunden, ist, denn ein wahrer Minister des

Neußern nimmt doch in jedem Staat einen höheren Rang, als irgend ein Provinzialgouverneur, ein.

Diese Stelle eines Pascha von Tanger ist übrigens einträglich. Tanger ist nämlich die zweite Handelstadt Marokko's. Namentlich der Ausfuhrhandel ist lebhaft. Für alle Artikel, welche aus dem Lande gebracht werden, fodert die Regierung hohe Ausfuhrzölle. Der Pascha muß jedoch die Erlaubniß zum Export in jedem speciellen Falle geben und läßt sich dabei tüchtig bestechen. Großes Leben in den Handel von Tanger bringt die Verproviantirung von Gibraltar, die beinahe ausschließlich von hier aus vor sich geht. Die Regierung hat sich durch Vertrag gegen England verpflichtet, jährlich 2000 Stück Rindvieh aus dem Kaiserreich nach Gibraltar ausführen zu lassen und von denselben nur einen Ausfuhrzoll von 6 Thalern per Kopf zu verlangen. Von diesen 2000 Stück kommen auf Tanger allein drei Viertel. Nun läßt sich der Pascha oft bestechen, die exportirten Thiere schlecht zu zählen und so kommt manchmal das Dreifache heraus! Alles reiner Gewinn für den Würdenträger! Für jedes Thier, welches außer der tractatmäßigen Exportirung ausgeführt wird, muß der lächerlich hohe Ausgangszoll von 25 Gulden bezahlt werden. Wachs und Blutegel, auch Getreide, sind außer dem Vieh die Hauptexportationsartikel von Tanger. Tanger ist der einzige Hafen von Marokko, wo der Import den Export übertrifft. Letzterer betrug im Jahre 1857: 700,000 Gulden, ersterer jedoch über eine Million.

Bei fast allen Handelsspeculationen ist der Kaiser persönlich bethheiligt und hat außer seinen officiellen Vertretern

in Tanager noch andere, die seinem Handel vorstehen, welche jedoch der Europäer nicht kennt. Die mit einem mystischen Nimbus umgebene Person des Kaisers selbst bekommen Christen nur äußerst selten, oder so gut wie nie, zu Gesichte. Der englische Generalconsul Mr. Drummond Hay hat, von allen in Tanager befindlichen Consuln, allein einmal eine Reise nach Mekinäs, einer Residenz des Kaisers, und später nach Marokko unternehmen können, wo er der unnahbaren Persönlichkeit des Beherrschers der Gläubigen vorgestellt worden ist. Aber während dieser Reisen wurde er, wie er mir selbst erzählte, ganz wie ein Gefangener behandelt, und so streng bewacht, daß es ihm unmöglich war, das Land einigermaßen zu erforschen. Ja nicht einmal die nach Leo Africanus so bedeutenden Ruinen von Uälili, dem römischen Volubilis, welche in der Nähe von Mekinäs liegen, war es ihm erlaubt, zu besuchen.

Dieser englische Generalconsul ist in Tanager selbst geboren, wo schon sein Vater denselben Posten vor ihm bekleidete. Er spricht den maghrebiniſchen Dialect wie seine Muttersprache. Er kennt ohne Zweifel das Land besser, als irgend ein Europäer. Aber sein diplomatischer Charakter macht ihn äußerst schweigsam darüber. Gegen Fremde ist er mißtrauisch, zurückhaltend, selbst gegen Gutempfohlene. Ich konnte aus ihm kaum drei Worte herausbringen. Herr Hay hat auch ein berühmtes Büchlein über Marokko geschrieben, welches namentlich sehr interessante Jagdabenteuer enthält. Hiervon sprach er selbst mir gegenüber jedoch nur mit der größten Hinwerfung, nannte es „Tand“, eine

„Jugendarbeit“ und dergleichen. Jetzt wird wohl seine diplomatische Geheimnißkrämerei ihm nicht gestatten, der Jugendarbeit eine reifere folgen zu lassen.

Es ist merkwürdig, wie wenig man in Tanger selbst über das Innere des Kaiserreichs erfahren kann. Herr Ehrenhoff, der doch schon über dreißig Jahre daselbst wohnte, hatte vom Lande so gut wie Nichts gesehen, ja er war nicht einmal in dem nur eine starke Tagereise von Tanger entfernten Tetuan gewesen. Die anderen hier residirenden Consuln, welche ich beinahe alle während meines Aufenthaltes in Tanger kennen lernte, waren über das Land, in dem sie wohnten, ebenfalls meist nur höchst oberflächlich unterrichtet.

Der französische Consul, Herr Jägerschmidt, war ein sehr freundlicher, gebildeter Mann. Er besaß eine ziemlich gründliche Kenntniß des Arabischen, hatte das klassische Arabisch gelernt und sprach den Dialect von Syrien, wo er früher Consul gewesen war, geläufig. Dieser syrische Dialect weicht allerdings sehr von dem maghrebiniſchen ab und er steht wohl dem klassischen Arabisch näher, als letzterer. Aber Herr Jägerschmidt beging den Fehler, den maghrebiniſchen Dialect beinahe für eine andere Sprache zu halten, weil derselbe eine Menge Worte gebraucht, welche im Arabisch anderer Dialecte gar nicht vorkommen. Aber diese Worte sind demungeachtet arabisch und finden sich alle im Ramus (Lexicon). Die arabische Sprache ist nur so sehr reich, daß sie für die meisten Ausdrücke Synonyme besitzt. Nun ist oft eines dieser Synonyme im Orient, das andere im Maghreb gebräuchlich. So sagt der Syrer für gut „taïeb“, der Maghrebener „meleh“. Der

Aegypter nennt Morgen „Bokra“, der Maroffaner „Kodda“. Jener bezeichnet viel mit „kettir“, dieser mit „bessaf“. In diesem und tausend ähnlichen Fällen sind aber immer beide Wörter echt arabisch.

Man hört freilich oft in Algerien sowohl wie in Marokko eine Anzahl Wörter, welche nicht arabischen Ursprungs sind; aber diese können von keinem Sprachkundigen verwechselt werden, denn sie gehören jenem Kauderwelsch, der *Lingua franca*, an. *Gusto* (Geschmack) und *Siguro* (gewiß) sind zwei Ausdrücke der Art, die man wohl am häufigsten hört. Ein Berichterstatter der österreichischen Gesandtschaftsreise nach Mekinäs vom Jahre 1818 begeht den naiven Irrthum, eine Menge Wörter der *Lingua franca* als arabisch in seinem *Vocabularium* anzuführen.

Marokko ist für uns Europäer noch ein verschlossenes Buch, in dem so gut wie Keiner gelesen hat. Der letzte, der es gründlich bereiste, war Jackson im J. 1811. Vielleicht daß es jetzt nach dem Kriege mit Spanien und bei den leider jedoch sehr problematischen Reformplänen Sidi Mohameds etwas besser geworden ist und dieses occidentalische China sich dem forschungseifer witzbegieriger Touristen öffnen wird!

Die Einwohnerschaft von Tanger besteht zum größten Theile aus Mauren, welche aber jede Berührung mit Europäern streng vermeiden. Juden spanischen Ursprungs giebt es auch eine große Menge. Sie genießen hier mehr Freiheit, als in irgend einer andern Stadt des Kaiserreiches, was freilich nicht viel sagen will. Sonst dürfen sie in keinem muselmännischen Orte innerhalb der Ringmauern sich zu

Pferd oder selbst zu Esel reitend zeigen, sondern müssen stets am Stadthore absteigen und demuthvoll neben ihren Thieren hergehen, indem sie diese an der Hand führen. Auch sind sie in andern Städten genöthigt, im ganzen maurischen Quartier, das doch immer den größeren Theil der Städte ausmacht, wie auf geheiligtem Boden, barfuß zu gehen, während dieß hier nur dann nöthig ist, wenn sie an einer Moschee vorbeikommen. Auch wohnen sie in Tanger in keinem besonderen Viertel, wie in Tetuan und Marokko, sondern ihre Häuser sind in der ganzen Stadt zerstreut. Eine unglaubliche Tyrannei von Seiten der marokkanischen Regierung erschwert den Juden die Auswanderung, ja selbst ihre Geschäftsreisen, außerordentlich. Jeder Jude muß nämlich, so oft er den marokkanischen Boden verläßt, für seine Person einen Ausgangszoll entrichten. Bei Männern beträgt dieser Ausgangszoll etwa 10 rheinische Gulden. Bei Jüdinnen ist er jedoch auf die, wenigstens für die Nermeren, einem Verbot gleichkommende Summe von 250 Gulden festgesetzt. Marokko behindert die Juden, so lange sie im Lande sind, schlecht genug, aber es weiß sie als Handelsvolk doch zu schätzen und hat durch diese Gesetze einer massenhaften Auswanderung derselben trefflich vorgebeugt. Ein Exodus Israels aus Marokko wäre geradezu unmöglich. Raam Rothschild würde den Ausgangszoll zu bezahlen im Stande sein. Es mag im ganzen Kaiserreich vielleicht 200,000 Juden geben, also etwa 100,000 männlichen und gleichviel weiblichen Geschlechts. Nun multiplicire man ersteres mit 10, letzteres mit 250, so erhält man die enorme Summe von 26 Millionen

rheinischen Gulden für den Ausgangszoll Israels aus Marokko.

Europäer giebt es in Tanger außer den zu den Consulaten Gehörigen nur sehr wenige: Einige Kleinhändler, ein Paar Missionäre, die Wirthin des englischen Hôtels, ihre Diener und ein Paar Handwerker: das ist Alles; und doch zählt Tanger allein noch mehr europäische Bewohner, als alle übrigen Städte des ganzen Kaiserreichs Marokko zusammen.

Die Juden Tangers sind, wie überhaupt die meisten marokkanischen Juden, fast ausnahmslos Abkömmlinge jener einst in Spanien so sehr zahlreich angesiedelten Israeliten, welche das Machtgebot Ferdinand und Isabella's vertrieben hat. Sie haben die spanische Sprache beibehalten.

Die Mauren Tangers unterscheiden sich, was ihr Aeußeres betrifft, höchst vortheilhaft von den Juden. Sie sind meist sehr schön gebaute Gestalten mit edlen, regelmäßigen Zügen und haben durchaus keine dunkle Gesichtsfarbe, natürlich die zahlreichen Mulatten und Quadronen ausgenommen. Aber sie stehen den Israeliten an Intelligenz weit nach. Auch nehmen sie, was Bildung betrifft, nach europäischen Begriffen wenigstens, eine sehr niedere Stufe ein. Der Koran wird auswendig gelernt, darin besteht die ganze Gelehrsamkeit der Tolba (Schriftgelehrten), welche doch die Einzigen sind, die sich einer gewissen Erziehung erfreuen. Freilich darf man, was Bildung betrifft, unsern europäischen Maßstab nicht überall walten lassen. In Betreff der Sittlichkeit giebt es jedoch nur einen Maßstab in der ganzen Welt, oder sollte nach den Gesetzen der Vernunft nur einen Maßstab geben.

Wenn wir nun diesen Maßstab bei den Mauren anlegen, da sehen wir höchst traurige Resultate. Was einst vor dreizehnhundert Jahren Salvianus über die Mauren gesagt hat, das gilt noch heute von ihnen, wenigstens was ihre Moral, oder richtiger ihre Unmoralität, betrifft: *Quis nescit Africam totam obscoenis libidinum taedis semper arsisse? Non ut terram aut sedem hominum, sed ut Aetnam putes impudicarum flammaram!* Quis non omnes Afros impudicos generaliter sciat? Dieser Vulcan von unreinen Flammen, von dem der Verfasser der *Gubernatio Dei* spricht, brennt noch heute in dem Busen dieser Afrikaner fort. Die mit dem Islam eingeführte arabische Sitte des beständigen Verstellens wirft freilich ihren heuchlerischen Schleier über diese Thaten der Finsterniß. Aber das übertündende Gewand der Heuchelei vermag nur schlecht die strafbarsten aller Sünden zu verdecken, denen diese Völker sich täglich widmen und die mir der Anstand verbietet, hier näher zu bezeichnen!

Außer den europäisch gebauten Consulaten sind alle übrigen Häuser Tangers jene würfelförmigen, einstöckigen, weißangestrichenen Bierecte, wie ich sie oben bei Masunah geschildert habe. Ein maurisches Haus in Tanger ist für den Europäer jedoch absolut unbetretbar. Das Schloß oder die Citadelle, arabisch *Rasbah* genannt, beherrscht die Stadt von dem Vorsprung eines felsigen Hügelß. Da der officiell hier wohnende „Minister der auswärtigen Angelegenheiten“, der Gouverneur von Tanger, gerade abwesend war, so wurde es mir erlaubt, das Innere des Palastes zu besuchen. Die Architektur war durchaus echt maurisch, sie bot reichverzierte

alhambraartige, aber vom Verfall der Kunst angesteckte Formen. Dennoch war es recht schön zwischen den von Hufeisenbogen überwölbten Marmorarcaden hinzuwandeln und die weite Aussicht über die Meerenge von Gibraltar, die bergige afrikanische Landschaft und das unterworfenene Städtchen von diesem lustigen Raume zu genießen. Der größte Theil dieses Palastes war freilich halbverfallen und in den wenigen Gemächern, welche offenbar vom Gouverneur selbst bewohnt wurden und die noch einigermaßen im Stande waren, befanden sich gar keine Möbel.

Von der Kafbach aus konnte ich Scenen des sonst sich hier so streng abschließenden, maurischen Familienlebens erspähen. Denn fast auf allen Dachterrassen Langers, welche hier beinahe unmittelbar unter mir lagen, konnte ich Frauen mit allerlei Verrichtungen des Haushaltes beschäftigt gewahren. Die meisten dieser Damen hatten kurze, enge Weinkleider an und einen Kasten, welcher vorn offen stand. Ihr Costüm war also, wenigstens soviel ich vermittelst meines Spiegels aus der Ferne sehen konnte, sehr verschieden von dem der Maurinnen Algiers. Einige bereiteten das Rußkussuh, andere wuschen die weißen Bernusse ihrer Eheherren, wieder Andere näheten phantastisch aussehende Kleidungsstücke, noch Andere verrichteten zu meinem Erstaunen Dinge, welche man in Europa gewiß überall eher, als auf einem Dache, abthun würde. Aber die unbefangenen Wesen glaubten sich offenbar vollkommen unbeobachtet, da man der hohen Brüstung wegen nur schwer von einem Dache auf's andere sehen kann, und sie sicher auf der Kafbach keinen Späher vermutheten. Uebri-

gens hörte ich später, daß die Terrassen ausschließlich den Frauen vorbehalten seien. Kein Mann darf sie betreten, weil er ja sonst in die Gefahr kommen könnte, die Gattin seines Nachbarn zu erblicken, welches ein unberechenbares Unglück wäre. In Algier, so versicherte mich mein alter Freund, Hadsch Hamed el Gadiri, war es früher ebenfalls den Männern verboten, die Terrassen zu besteigen. Heut' zu Tage ist dieß nicht mehr der Fall, da die französische Polizei dieses muselmännische Vorurtheil unberücksichtigt ließ. Die Folge davon ist, daß jetzt keine anständige Maurin in Algier mehr ihre Dachterrasse betritt.

Die Moscheen Tangers sind dem Christen ebenfalls vollkommen unzugänglich, ja, wenn ihn sein Weg daran vorbeiführen sollte, würde jedes Stehenbleiben, jedes Langsamerwerden seiner Schritte bei den so fanatischen Mauren Marokko's Verdacht erregen und als Entheiligung angesehen werden. Es ist mir gelungen, einen guten Theil von Marokko zu durchreisen, die bedeutendsten Städte, freilich mit Ausnahme des so unzugänglichen Fäs, zu besuchen, aber nie ist es mir geglückt, in eine Moschee eingeführt zu werden, ja nur eine solche etwas deutlich von Außen in Augenschein nehmen zu können. Nur soviel konnte ich im flüchtigen Vorbeigehen beobachten, daß die Moscheen Marokko's denen der Algerie durchaus gleichen. Sie waren jedoch reicher mit architektonischen Verzierungen ausgestattet. Einen höchst anziehenden Anblick gewährten die buntbemalten, glacirten, porcellanartigen Fliese, mit welchen die Vorhöfe der meisten Bethäuser gepflastert und oft die Wände der Gebäude selbst bis zu halber

Höhe belegt waren. Diese schönen Verzierungsgegenstände sind echt maurischen Ursprungs und waren früher in Spanien bei den arabischen Palästen und Häusern vielfach angewendet worden. Die Araber nennen sie Suleidsch, aus welchem Worte die Spanier mit Vorsehung des Artikels M (hier in Az oder As umlautend) Azulejos gemacht haben. Für diese Suleidsch haben wir kein andres deutsches Wort, als das wenig geläufige „Fliese“. Ich habe sie im ersten Bande dieses Werkes immer Porcellantäfelchen genannt, obgleich ich sehr gut weiß, daß sie nur Steingut sind. Aber sie kommen in ihrem Glanz unserm Porcellan viel näher und das Wort Porcellan wird Jedem einen anschaulicheren Begriff von ihrer Schönheit geben, als die Worte „Fliese“ oder „Steingut“. In Fäs soll es jetzt noch solche Suleidschfabrikanten geben. In Algerien ist die Kunst verloren gegangen und man bezieht die Suleidsch dort jetzt aus Italien. Die in Fäs gemachten schienen mir jedoch bei weitem schöner als die italienischen. Auch jene anderen alhambraartigen Verzierungen der Zimmerdecken, aus Stucco gebildet, welche man gewöhnlich Stalactiten zu vergleichen pflegt, werden noch im Marokkanischen verfertigt, obgleich nicht mehr in der Reinheit des Kunstgeschmackes, wie früher, als das gypsreiche Spanien, welches hierzu vortreffliches Material bot, noch maurisch war und die arabische Kunst blühte. Die Maghrebiner nennen diese schönen Verzierungen: Koksch Hadida.

Wenn man sich der Gegend, wo der Ued Landscha, der Balu des Ptolemäus und der Amilo des Plinius, sich in's Meer ergießt, zuwendet, so gelangt man von Tanger aus in

Zeit von einer kleinen Stunde an einen Haufen römischer Baureste, welche möglicher Weise die Lage der einstigen Stadt Tingis oder Tinga bezeichnen, die von Kaiser Claudius unter dem Namen Transducta Julia zur Hauptstadt der Mauritania Tingitana erhoben wurde. Leider findet man nur einige Häuserfundamente unweit der Flussmündung, die höchst mangelhaften Reste eines Aqueducts und eines Theaters. Einige fünfzig Schritte vom Land entfernt ragt aus dem hier sehr seichten Meere ein schöner lustiger Bogen hervor, welcher offenbar antiken Ursprungs ist. Es ist möglich, daß er einst eine Brücke über das Flößchen bildete; denn wahrscheinlich war die Stelle, wo er sich erhebt, im Alterthum vom Meere noch unbedeckt. Das salzige Element hat seit zweitausend Jahren hier dem Lande Terrain abgewonnen. Eine alte Citadelle, die vielleicht, wie ihr zusammengestückeltes Material und ihre kunstlose Bauart andeutet, byzantinischen Ursprungs ist, und wohl noch im Mittelalter benutzt wurde, erhebt sich ebenfalls auf dem Boden der alten Stadt. Sonst giebt es hier wenig Erhebliches an Alterthümern. Ich glaube jedoch, daß Nachgrabungen an dieser Stelle einen reichen Schatz von Inschriften zu Tage fördern würden.

Will man übrigens mit Gewißheit die Stelle ermitteln, wo im Alterthum die wahre Hauptstadt des afrikanischen äußersten Nordwesten gestanden habe, so muß man auch die antiken Reste, welche an der Stelle des heutigen Tanger selbst gefunden wurden, nicht unberücksichtigt lassen. Ein von kolossalen Opuntiastränden eingefasster Hohlweg, welcher südlich von der arabischen Stadt dem Meere zuführt, ist reich an

römischen Bausteintrümmern, die freilich nirgends mehr eine Mauer bilden, aber deren antiker Ursprung unverkennbar ist. Ebenso sah ich die unzweifelhaften Spuren einer Nekropole in einer Kalksteinwand, welche jäh im Nordwesten der Stadt gegen das Meer abfällt. Hier waren noch deutlich die eingehauenen Grabkammern erkennbar. Sie waren in schöngestaltigen Ovalen in den Kalkfelsen eingemeißelt. Die Existenz dieser Nekropole beweist unzweideutig, daß auch an der Stelle des heutigen Tanager sich eine römische Stadt befunden haben muß.

Welches war aber das antike Tingis? Das heutige Tanager oder die Ruinen an der Mündung des Balo? Diese Frage ist vielleicht nicht so schwer zu beantworten, als man glauben möchte. Der Name *Transducta Julia*, welchen Tingis führte, läßt schon darauf schließen, daß es zwei Städte gleichen Namens, eine ältere und eine neuere, gegeben habe, von denen die eine die Pflanzstadt (*transducta*) der andern war. In einem Codex des Pomponius Mela hat Gronovius den Namen *Tingentera* gelesen. Dieses Wort *Tingentera* hält Morcelli für eine Zusammenziehung von „*Tingis altera*“, das heißt „das zweite Tingis“. Außerdem nennen auch die heutigen Araber die Ruinen an der Mündung des Balo das „alte Landscha“ (Tanager). Es möchte deshalb nicht auffallend sein, wenn ich die Existenz von zwei Städten, die beide Tingis hießen, annehme. Die Ruinen am Balo bezeichnen möglicherweise die Lage der *Transducta* oder *Verpflanzten* und das heutige Tanager nimmt dann die Stelle des ursprünglichen Tingis ein. Der Umstand, daß die Araber

jenen Ort „das alte Tanger“ nennen, scheint mir kein Grund zu sein, um nicht das wahre alte Tingis in Tanger zu suchen. Nennen doch die Araber auch ihr Tenes, d. h. die maurische Stadt, das „alte Tenes“, während das wahre Cartennae doch an des Stelle des heutigen französischen Tenes liegt.

Die Notitia Imperii führt Tingis unter dem Namen Duga an, der eine Verstümmelung von Transducta sein möchte.

Das heutige Tanger, das Tandscha der Araber, war im Mittelalter unter der Berberherrschaft eine ziemlich bedeutende maurische Stadt. Ja! Vor der Gründung von Fäs im J. 808 bildete es eigentlich immer noch die Hauptstadt des heutigen Kaiserreichs Marokko, wie es zur Römerzeit die Hauptstadt der Mauritania Tingitana gewesen war. Als sich jedoch das nachbarliche Ceuta im 10. Jahrhundert allmählig zu einer blühenden Handelsstadt zu erheben anfang, da that dieses der Wichtigkeit Tanger's einigen Abbruch. Indes beide Städte, Tanger wie Ceuta, sollten im 15. Jahrhundert ihren Handel einbüßen und in die Hände der Portugiesen fallen. Tanger wurde im Jahre 1471 von Portugal erobert. Später kam es mit jenem Königreiche an Spanien. Nach der Revolution, welche Portugal im Jahre 1640 wieder von Spanien trennte, wurde Tanger allein von allen früheren portugiesischen Besitzungen in Marokko dem Hofe von Lissabon zurückgegeben. Aber die Portugiesen schienen wenig Werth auf diese Besitzung zu legen, denn zwanzig Jahre später traten sie dieselbe ohne Weiteres als Mitgift Catharina's, einer

ihrer Infantinnen, welche den König Karl den Zweiten von Großbritannien heirathete, an letztere Macht ab. Auch England wußte jedoch dieses Eigenthum nicht nach seinem wahren Werthe anzuschlagen. Anfangs wandte Karl II., der durch dieses Heirathsgut seiner Gemahlin der englischen Nation das von ihm an Louis XIV. verkaufte Dünkirchen ersetzen wollte, ansehnliche Summen auf die Befestigung Tangers; auch ließ er einen bedeutenden Steindamm (Molo) im Norden des Hafens aufführen, der den Landungsplatz schützte und so aus der völlig offenen Rhede von Tanger einen vortreflichen Hafen machte. Aber jene englischen Lords, die Gouverneure und Generale dieser anglo-afrikanischen Stadt, machten so traurige Schilderungen von diesem ihren Verbannungsorte, sie übertrieben so sehr die Gefahren, welche ihnen von den oft die Stadt belagernden Mauren drohten, zudem waren die Kosten der Garnisonirung für den vergnügungsliebenden König zu groß, so daß dieser sich endlich entschloß, das uneinträgliches Besizthum ohne irgend welche Entschädigung aufzugeben. Die abziehenden Engländer überlieferten den Mauren nur einen Trümmerhaufen, sie zerstörten sogar den von ihnen mit so viel Mühe und Aufwand erbauten Hafendamm. Komisch war es, daß die Marokkaner sich die Ehre der Eroberung Tangers zuschrieben. Aber England war über dieses so leichtsinnige Aufopfern eines Eigenthums von politischer Bedeutung nicht derselben Ansicht, wie sein leichtsinniger König, der Geld nur für seine Vergnügungen und nicht für Hebung der nationalen Macht anzuwenden verstand. Seitdem ruhte auch diese mächtige Nation nicht, bis

sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Gibraltar einen reichlichen Ersatz für das verlorene Tanger erlangt hatte.

Ein höchst interessanter Ausflug brachte mich von Tanger nach dem berühmten Cap Spartel. Der schwedische Consul hatte mir zu diesem Ritt einen marokkanischen Nothasni (dasselbe, was man in Algier Spahis nennt) zur Begleitung verschafft; denn ohne militärische Bedeckung kann man in diesem Lande keinen Schritt thun. Dieser berittene Soldat war ein junger Mann von überaus lebhaftem Temperament. Er wollte nicht, wie dieß hier zu Lande fast immer üblich ist, im Schritt reiten, sondern galoppirte beständig. So kamen wir denn schon in Zeit von einer Stunde nach der stolzen Felsenwarte, dem von der Natur erbauten Schlosse des Antäus, dem Vorgebirge Kotes der Alten, dem Ras Ischbertil der Araber. Hier war es, wo der phöniciſche Hercules, Melkarth, den alten Gigantenkönig dieses Landes, den Riesen Antäus, tödtete, nachdem er ihn vom Boden in die Höhe gehoben, weil dieser Sohn der Erde durch jede Berührung seiner Mutter neue Kräfte erhielt. Dieser Sage liegt ohne Zweifel eine historische Wahrheit zu Grunde. Melkarth stellt das phöniciſche, fremde, eindringende und siegreiche Element dar. Antäus ist das unterliegende einheimische Princip des libyschen Völkergestes. Zur Zeit des Glanzes von Tyrus, Sidon und Karthago, da stand Melkarth oben an, später aber gewann Antäus seine Rechte wieder.

Wir stiegen zur Grotte des Hercules hinab. Dieselbe lag mitten in dem Felsen des Vorgebirges. Sie war weit

und tief, von wildphantastischer, launenvoller Abwechslung ihrer Formen. An einer Stelle bot sie, wie ein riesiges Fenster, einen Durchbruch dar, der nach dem Ocean zu geöffnet war. Welch ein Anblick! Aus dem Innern eines Felsens hervor blickte ich auf das herrliche wogende und waltende Element, auf den mächtigen Ocean, so viel großartiger, als das meinem Blick vertrautere Mittelmeer! Mit majestätischem Schwallen hoben und senkten sich die häuserhohen Wasserhügel. Es war grade der Augenblick der beginnenden Fluth. Die Wellen brausten an und brachen sich bereits an diesem äußersten Punkte Afrika's, dem Cap des Hercules!

Sechstes Capitel.

Tetuan.

Abreise von Tanger. — Die Fanatiker der Europäisirung. — Unverschämte arabische Landleute. — Traurige Verlassenheit des Landes. — Das Gebirge Dschebel-es-Serka. — Ankunft in Tetuan — Die Mellah. — Der jüdische Gasthof — Sabbathfeier. — Ben Saken und seine Familie. — Häßliche Juden und schöne Jüdinnen. — Gosiim. — Häuser des Judenviertels. — Ein jüdisches Fest. — Bezahlter Tänzer.

Mein Aufenthalt in Tanger war dießmal nicht von langer Dauer. Es verlangte mich mit Sehnsucht nach dem nahen Tetuan, um in ihm doch einmal eine echt maurische, von keinem Europäer bewohnte Stadt und folglich auch echt mau-

rische Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Meines liebenswürdigen Wirthes, Herrn Ehrenhoff's, Freundlichkeit verschaffte mir abermals zur Escortirung dorthin einen Mokhasni. Ebenso ließ der Consul für mich ein vortreffliches arabisches Reitpferd miethen. Mit Mundvorrath für unsern wirthshauslosen Pfad aus dem gastlichen schwedischen Consulate versehen, brachen wir auf.

Noch beim Abschiede rief mir Herr Ehrenhoff zu, ich thäte eigentlich doch besser, von meinem Ausflug nach Tetuan abzustehen.

„Ist der Weg unsicher?“ fragte ich erstaunt.

„O! Nein! Aber Sie werden sich entschlich dort langweilen. Was wollen Sie in einem so barbarischen Neste überhaupt suchen und machen?“

Der gute alte Mann konnte durchaus nicht meine Neugierde nach einer Stadt begreifen, die weder Europa's Civilisation, noch Vergnügungen aufzuweisen hat. Meine Vorliebe für das Maurische und Orientalische schien ihm nichts als eine Kezerei. Er, der dreißigjährige Bewohner Tangers, war ein so eingefleischter Europäer geblieben, daß er für Alles, was den Stempel des Orients trug, die tiefste Verachtung hegte.

Ich habe Aehnliches fast bei allen Consuln in muslimännischen Ländern und überhaupt bei allen Europäern, die lange daselbst wohnten, gefunden. Je länger sie von der Civilisation getrennt blieben, desto eifrigere Enthusiasten der Europäisirung wurden sie. Ja! Oft die kleinlichsten Errungenschaften der europäischen Cultur schienen sie mit einer Art

von Fanatismus hochzuschätzen und anzupreisen. So z. B. würde ein im Orient lebender Europäer es für die ärgste Entäußerung seiner Menschenwürde halten, von der orientalischen Tracht auch nur das kleinste Stück anzunehmen. — Der steife Frack und der ofenrohrartige Cylinderhut haben nirgends so enthusiastische Verehrer, als unter den Europäern in Afrika und Asien.

Die Gegend, durch welche unser schmaler Reiterpfad führte, war anfangs eben und voller Getreidefelder. Mehrere Landleute waren auf den Feldern beschäftigt. Als sie einen Europäer gewahrten, kamen sie zum Wege heran. Ein herculesartiger Bursche trat mir in den Pfad und verlangte ein Trinkgeld und zwar gebrauchte er für letzteres den Ausdruck, der auch in der *Lingua franca* üblich ist, „buona mano.“ So weit war also die Civilisation schon gedrunken! Aber mein Begleiter, der Mokhasni, stellte den unverschämten Bettler unsanft zur Rede. Nun begnügte sich der Bursche, mir einige Schimpfworte nachzurufen, unter denen „Hund“ noch das allergelindeste war. Ich fragte den Mokhasni, warum er den Kerl nicht bestrafe? Aber dieser wandte sich ganz gelassen zu mir mit der Gegenfrage: „Antja maschi Rumih?“ Bist Du nicht ein Christ? d. h. so viel als: Verdienst Du nicht alle Schimpfwörter?

Bald ließen wir jedoch das getreidereiche Gefilde hinter uns und kamen nun in eine anscheinend völlig unbewohnte Gegend. Unser Weg ging eine zeitlang bergan, dann zog er sich auf einer Hochebene hin, die von wilden Schluchten durchfurcht war.

Tetuan wird gewöhnlich als zwei Tagereisen von Tanger entfernt gerechnet. Es gelang uns jedoch, diesen Weg in einer einzigen zurückzulegen, Dank der ausnahmsweisen Schnelligkeit unserer kleinen arabischen Pferde. Was mir besonders auf diesem Wege auffiel, war nach Verlassen des Reichthums von Tanger die beinahe völlige Abwesenheit von Landleuten und als Folge davon das Brachliegen ganzer Strecken, welche dem Ackerbau mit der größten Leichtigkeit hätten zugänglich gemacht werden können. Auf beiden Seiten unseres Pfades strotzte der schönste üppigste Humus; die Jahreszeit war die, in welcher man anderswo mit Bestellung des Bodens beschäftigt war, aber hier fehlte die arbeitende Hand. Der Verfall einer Nation, welche von ihrer früheren Civilisation in jene zweite Kindheit der Völker, welche schlimmer ist, als die erste, zurückgesunken war, offenbarte sich auf jedem Schritte in dieser traurigen Verlassenheit. Diese Gauen waren zur Zeit der Khalifen von Cordoba und Cairuan sprichwörtlich blühend gewesen, damals, als die Civilisation des Maurenthums auf ihrer höchsten Stufe stand, und jetzt boten diese Gefilde eine Einöde. Wildes Gestrüpp, die unvermeidliche Zwergpalme, die aromatisch duftende *Lentiscus*, die zackige *Cactus*, die schlanke *Agave* und hie und da ein *Oleanderstrauch*, das war so ziemlich Alles, was dieser Boden der einstigen Kornkammer Roms jetzt hervorbrachte.

Mein Begleiter, der *Mokhasni*, liebte gleich dem, welcher mich nach dem Cap *Spartel* escortirt hatte, sehr das schnelle Reiten, worin beide von anderen Muselmännern eine große Ausnahme bildeten, bei welchen sonst eigentlich nur das im

Schritte Reiten für anständig gilt. Dieser Mokhasni war ein Mann von etlichen sechszig Jahren, mit langem weißen Barte und überhaupt von höchst ehrwürdigem Aeußeren. Um so mehr mußte es mir auffallen, ihn wie einen tollen Springinsfeld jeden Augenblick in wahnsinnigem Galopp die Phantasia anschlagen zu sehen, wo ich denn, ich mochte wollen oder nicht, mit mußte, denn mein Pferd war einmal zu dieser Phantasia abgerichtet; kein Halten hätte geholfen.

In Ain Dschedida, d. h. die neue Quelle, welches wir gegen Mittag erreichten, machten wir eine kurze Rast. Dieß war übrigens kein Ort, sondern nur ein Paar Lehmhäuser, welche man um die Quelle herum erbaut hatte.

Der zweite Theil des Weges war durchaus hügelig und führte uns an herrlichen, von riesigen Oleanderbäumen ausgefüllten Schluchten vorbei. Die reizenden Blumen dieses Strauches, welchen der Franzose so poetisch des Lorbeers Rose (*laurier rose*) nennt, standen noch zum Theil in Blüthe und wogten wie ein Meer purpurner Gluthen zwischen den vom Ostwind gewiegten schlanken Zweigen hin und her.

Jetzt drangen wir in das Gebirge, Dschebel es Serka genannt, ein. Steil boten sich die Bergpfade den munteren Schritten unserer Pferde dar. Niedere immergrüne Eichen (*Quercus ilex*) und einzelne Korkeichen (*Quercus subur*) bedeckten die steinigen Abhänge. Um die unwirthbaren Felsenhäupter kreifte der Seeadler (*haliaëtos albicilla*) und der Leichengeier (*chatar-tes pennopterus*) suchte in den Schluchten nach den Körpern getödteter Thiere und mochte wohl auch hier und da einen finden; denn die Araber jagen zum Vergnügen die hier so

häufigen Wildschweine, nehmen aber diese unreine Jagdbeute niemals mit nach Hause, sondern überlassen sie den Raubvögeln.

Auf der höchsten Kuppe des Gebirges, stießen wir auf ein großes, düsteres Gebäude. Es war ein Karawanenrai, El Fondul genannt, in welchem gewöhnlich die Reisenden, welche von Tanger nach Tetuan gehen, übernachten; denn, wie gesagt, diese Route bildet eigentlich 2 Tagereisen.

Bald hinter El Fondul fing das Hinabsteigen an. Nach zwei Stunden waren wir in das Thal hernieder gekommen. Eine herrliche, fruchtbare Ebene, umrahmt von den Ausläufern des hohen Riffgebirges, nahm uns auf. Mitten in dieser Ebene, an einen sanften grünen Hügel angelehnt, blinkte uns eine lichte weiße Masse entgegen, Kuppeln erhoben sich, Minarets ragten in die Lüfte: Es war Tetuan, die heilige Stadt!

Grade vor Thorschluß erreichten wir Tetuan, was für mich wenigstens ein nicht geringes Glück war, da ich sonst im Beduinenzelte oder im Freien hätte übernachten müssen, denn die strengsten Befehle verbieten, nach Sonnenuntergang noch einen Fremden in die Stadt einzulassen. Zuerst durchritten wir den maurischen Stadttheil und gelangten dann durch eine enge Pforte in das Judenquartier, in dem allein die Europäer absteigen dürfen. Dort befindet sich ein kleiner, von einem einheimischen Juden, Namens Ben-Safen, gehaltener Gasthof oder richtiger gesagt: - Ein wohlhabender Israelite geruht für Geld, und zwar für nicht wenig, die seltenen Fremden, welche Tetuan besuchen, zu beherbergen.

Es war schon spät am Abend eines Freitags, als ich bei Ben-Saken abstieg. Der Sabbath hatte also schon begonnen. Ich sollte gleich ein Beispiel sehen, wie strenge diese Juden der spanischen Zunge in Beobachtung selbst der kleinlichsten und abergläubischsten Satzungen sind. So bat mich die Tochter des Hauses, übrigens eine sehr schöne junge Jüdin, die das orientalische Costüm mit vieler Grazie trug, ich möchte selbst die Leuchter auf den Tisch stellen, da kein guter Israelit am Sabbath ein Licht anrühren dürfe. Der Tisch zum Abendessen im Gastzimmer stand sonderbarer Weise bei meiner Ankunft schon gedeckt bereit und war mit Speisen besetzt. Diese Juden waren nämlich solche scrupulöse Beobachter des Sabbaths, daß sie stets die Vorsicht gebrauchten, den Gasttisch zu decken, selbst ohne Gewißheit eines Gastes, um nicht in den schrecklichen Fall zu kommen, solches am Ruhetage thun zu müssen. Ich vermuthe übrigens, daß, wenn der Gast nicht kam, sie sich bald durch Aufessen des Gastmahles für ihre Mühe entschädigten. Denn stetes Essen und häufiges Trinken, und zwar in besonders großen Quantitäten, das schien diesen Israeliten am Sabbath für höchst verdienstlich zu gelten.

Das Haus meines jüdischen Wirthes war ein schönes Beispiel des maurischen Baustyls. Es besaß zwei Stockwerke, deren innere Seite um einen viereckigen, von Säulenarcaden umgebenen Hof herumlief. In der Mitte des Hofes plätscherte eine kleine Fontäne. Die Zimmer waren schmal, aber sehr lang, da jede der vier Seiten eines Stockwerkes nur ein Zimmer zählte, ganz wie in den maurischen Häusern von Algier. Das Bett befand sich in einer alcosenartigen Nische,

mit Schnitzwerk kunstvoll verziert. Die Möblirung des Gasthauses war ein seltsames Gemisch: halbenglisch, von Gibraltar importirt, halb maurisch. Ein behaglicher Comfort herrschte im ganzen Hause. Alle Erfordernisse, deren der civilisirte Mensch zu seinem Wohlleben bedarf, waren vorhanden und erinnerten an Europa und doch war über das Ganze ein orientalischer Zauber ausgegossen, welcher der Phantasie reichliche Nahrung gewährte. Das sanfte Licht des Mondes drang in den kleinen Hof und spiegelte sich in dem Marmor der Säulencadenen wider. Die Fontäne lispelte lieblich, der einzige Laut, den das feiernde Gebäude vernahm, denn in tiefster Sabbathstillte ruhten um das Marmorbecken die schwarzäugigen jungen Jüdinnen, der Stunde des Schlummers entgegengehend. Die phantastischen architektonischen Formen des Zimmers, in welchem ich auf bequem europäischem und doch in seiner Form und Umgebung von dem gewohnten so verschiedenem Lager ruhte, das Bewußtsein, einmal wirklich in einer wahrhaft muselmännischen Stadt zu athmen, die hehre Sabbathstillte, welche die Atmosphäre durchzog, Alles dieß und vielleicht auch die Erinnerung an die holden Gesichter der Töchter Israels, die mir beim Abendessen aufgewartet hatten, trug dazu bei, meine erste Nachtruhe in Tetuan durch poetische Träume zu versüßen.

Am andern Morgen fand ich alle Bewohner des Hauses schon zur frühesten Stunde im vollsten Sabbathstaat aufgeputzt. Da ich zu der Zeit der einzige Gast war, so störte nichts meine Muße, physiognomische Beobachtungen, sowie Costümstudien anzustellen. Die Familie meines Wirths Ben

Saken's bestand nur aus zwei männlichen, aber einer desto größeren Zahl weiblicher Wesen. Er selbst und sein kleines sechsjähriges Söhnchen trugen das aus langen talarartigen Kastrans bestehende, orientalisches jüdische Costüm, welches in der Algerie fast gänzlich durch das leichtere maurische verdrängt worden ist, aber hier noch ausschließlich verherrscht. Ein enganliegender, bis an die Knöchel reichender Rock aus Baumwollstoff, Seide oder Tuch, durch eine Schärpe zusammengehalten, mit anschließenden Armen, und darüber ein weiterer, ganz ähnlicher Kastran, nur oft ohne Armel, lose umgehungen; das ist die Tracht der jüdischen Männer Tetuans und überhaupt ganz Marokko's. Die Farbe dieser langen Talare war bei meinem Wirth und seinem Sohne schwarz. Dem kleinen sechsjährigen Knaben stand diese dunkle Rabbinertracht, mit ihrem pfarrerartigen Aussehen, höchst komisch. Als Schuhe dienten schwarze maurische Pantoffeln, da das Tragen hellerer Farben den Juden in Marokko untersagt ist. Ebenso ist das Fes (die runde, mit einer Quaste versehene Mütze), mit welchem die marokkanischen Juden sich bedecken, stets schwarz; nur der Muselman darf das glänzendere rothe Fes aufsetzen. Ein Turban von dunklem Baumwollstoff wird von älteren und verheiratheten Männern um die Mütze geschlungen, die jüngeren tragen das schwarze Fes allein. Das Haupt wird bei den hiesigen Juden, wie bei den Arabern, rasirt, nur mit dem Unterschiede, daß zwei Locken oberhalb der Schläfe stets verschont bleiben, die dann oft eine große Länge erreichen und das Gesicht förmlich einrahmen. Die Kleidungsstoffe, deren sich die Juden

bedienen, sind meist so gewählt, daß sie, selbst diejenigen, welche sich durch Güte auszeichnen, doch so wenig als möglich in die Augen fallen. Der Jude lebt hier in einem Zustande der Unterdrückung, bei dem, selbst wenn ihm hellere Farben und prächtigere Stoffe gestattet wären, es doch nicht gerathen sein möchte, die Aufmerksamkeit und Eifersucht der Mauren durch Zuschaustragung des Reichthums zu erregen.

Die israelitischen Männer Tetuans sind fast ausnahmslos von abschreckender Häßlichkeit. Diese Häßlichkeit besteht weniger in Unregelmäßigkeit der Züge, sondern rührt hauptsächlich von dem unangenehmen, aller Menschenwürde entbehrenden Ausdruck ihrer Gesichtszüge her. Bald sieht man ihre Augen feige zu Boden gesenkt, bald blicken sie furchtsam und unstät umher, als drohe eine noch unbekannte Gefahr. Schmutziges Interesse vermag es allein, ihren Zügen einen augenblicklichen, vorübergehenden Freudenglanz zu verleihen. Ihre demüthig kriechende Haltung, ihr häßlich schmeichelndes Wesen, welches doch nicht vermag, seine Falschheit zu verbergen, erregen nur Ekel. Das Gesicht dieser unterdrückten Wesen ist durch ihren sklavischen Zustand und zugleich durch ihre wucherisch interessirte Beschäftigung von Generation zu Generation häßlicher geworden. Der Zustand der Verachtung, Beschimpfung, Demüthigung und Mißhandlung, in dem sie leben, ihr Haupterwerb, der schmutzige Wucher und der verachtete Handel mit allem Ekelhaften, Abgetragenen und Zerlumpten, den die Juden betreiben, und was mehr ist, die offenbare Unmoralität einiger ihrer Berufszweige haben aus diesem Ebenbilde Gottes im Laufe der Zeiten das kriechende widerliche Wesen

gemacht, das hier den Namen Mann trägt. Es ist merkwürdig zu sehen, wie selbst ein reicher Jude Marokko's, der in Europa immerhin einige Consideration genießen würde, hier trotz seines Geldes eine so elende Rolle spielt. Der zerlumpteste Bettelbeduine tritt oft ungeladen in das Haus des wohlhabenden Israeliten und geberdet sich ganz als Herr darin; nicht nur, daß ihm mit Allem aufgewartet werden muß, was das Haus Köstliches zu bieten hat: Wehe dem Wirthe, wenn er ihn nicht zugleich mit einer sflavischen Kriecherei empfängt! All sein Vermögen genügt nicht, um den Juden auf eine höhere sociale Stufe zu stellen, als eine solche, welche noch unter der des verachtetsten Bettelarabers liegt.

Was das Aeußere des schönen Geschlechtes bei den Israeliten betrifft, so unterscheidet sich dieses höchst vortheilhaft von den häßlichen Herren der Schöpfung. Die Frauen kommen so gut wie gar nicht aus dem jüdischen Stadtviertel heraus, also auch nur sehr wenig in Berührung mit den tyrannischen Mauren und Arabern. Der Umstand, daß sie so all' jenen Demüthigungen und Beschimpfungen, welchen ihre Männer täglich und stündlich ausgesetzt sind, entgehen; ferner ihre einfacheren, natürlicheren und edleren Beschäftigungen, kurz ihr ganzes Leben, welches der Menschenwürde angemessener ist, hat vielleicht das Wunder bewirkt, daß ihre Züge nicht durch jenen widerwärtigen, unnatürlichen Ausdruck entstellt sind, den wir bei den Männern bemerken. Unter ihnen findet man äußerst selten häßliche, meist höchst angenehme Gesichter, zuweilen wirklich strahlende Schönheiten. So war

die Schwägerin Ben Saken's, welche zugleich als Dienerin bei Tisch aufwartete, eine der schlankesten, schönstgewachsensten Gestalten, die man sehen konnte. Ihr Gesicht war ebenfalls von vollendeter Schönheit. Ein regelmäßiges, griechisch geschnittenes Profil von zarter Linienzeichnung; rabenschwarzes Haar; Zähne, welche nicht perlenartiger sein konnten; Wangen, welche zwar nicht rosig waren, aber jenen eigenthümlichen olivenartigen Farbenton der Brünetten des Südens trugen, den man in Spanien und Italien oft sieht und welchen bei der Jugend eine goldener Hauch zu durchschimmern scheint, bei weitem den Klatschrosen auf den Backen nordischer Schönheiten vorzuziehen; dann waren die Augen dieser israelitischen Schönheit, diese dunkeln und doch lichtvollen Sterne, von einem solch unwiderstehlichen Glanze, daß es schwer wurde, ihre Strahlen lange auszuhalten; die Farbe derselben hielt zwischen dunkelbraun und schwarz eine harmonische Mitte; gegen diesen dunkeln Farbenton stach das den Augapfel umringende Weiß wie ein Kranz lichter Demanten ab; das ganze Gesichtswerkzeug umschattete die zarteste und doch volle Wimper, welche jene mandelförmigen Umrisse, die eine Hauptschönheit des orientalischen Auges bilden, deutlich zeichnete; endlich überröhlten diese leuchtenden Kugeln zwei kühn gerundete, stolze Bogen, ein Paar mitternächtlich dunkler Augenbrauen: Alle diese Reize zusammen bildeten ein Ganzes, welches man für eine antike Göttin hätte halten können, die, ihrem hehren Olympos entschwebt, zur Erde herniedergestiegen war, um die Pfade der Sterblichen zu beglücken.

Die drei Gattinnen meines Wirths (denn die Juden erlauben sich hier, wie in andern muselmännischen Ländern, die, durch das Beispiel der Patriarchen geheiligte, Vielweiberei,) waren alle von höchst angenehmem Aeußeren und ebenfalls dunkelbrünett; eine Blonde habe ich in ganz Tetuan nicht gesehen. Unter den Maurinnen soll es deren geben und solche von den heirathslustigen Gläubigen sehr geschätzt sein, aber die Frauen der Muselmänner sind in einer so streng orthodoxen Stadt, wie Tetuan, den profanen Blicken der Ungläubigen natürlich vollkommen unzugänglich.

Das Sabbathcostüm, welches die Gattinnen meines Wirthes trugen, war von dem der Maurinnen sehr verschieden und bestand aus einem Schleppgewande von schwarzem Tuche, mit Goldfäden reich durchstickt. Auf dem Haupte trugen sie höchst kunstvoll gearbeitete Perücken von schwarzen, mattglänzenden Seidenfäden, welche das Haupthaar zugleich nachahmen und verhüllen, denn keine verheirathete maroffanische Jüdin darf, einem religiösen Brauch gemäß, ihr eignes Haar offen tragen, ja nicht einmal eine Locke frei aus demselben herniedergleiten lassen. So dient denn die Perücke als Kopfschuß, oder, wie man will, der Kopfschuß als Perücke und ahmt oft so täuschend das Haar nach, daß ich anfangs gar nicht glauben wollte, sie bestehe aus Seidenfäden. Denn diese schwarzen Seidenfäden sind sorgfältig gescheitelt, gekämmt und gebürstet und haben gleichen Glanz und gleiche Farbe mit dem natürlichen Hauptschmuck. Diese Damen waren im Hause alle barfuß, hatten aber kleine violette Sandalen neben ihren Sitzen stehen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit angezogen

wurden, wenn sie die Straße zu überschreiten genöthigt waren.

Das Judenquartier, welches hier, wie überall im Marokkanischen, „Mellah“ heißt und dem italienischen „Ghetto“ entspricht, ist für sich eine Stadt in der Stadt. Es hat seine eignen Mauern und Thore, aber nur eine einzige Pforte der Mellah führt ins freie Land hinaus, während die anderen in das maurische Quartier münden. Die Häuser der Mellah bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß und ersten Stockwerk; nur sehr wenige haben, wie das meines Wirthes, eine Etage mehr. Sie sind maurisch gebaut, mit dem bekannten Us-ud-Dar in der Mitte, der das antike Atrium ersetzt hat. Die Judenwohnungen zeichnen sich vortheilhaft vor denen des maurischen Viertels aus, welche letztere meist nur ein Erdgeschoß haben. Die israelitischen Behausungen offenbaren im Ganzen die höhere Stufe der Civilisation, auf welcher diese Juden, wenn man den europäischen Maßstab anlegt, im Vergleich zu den Arabern unstreitig stehen und der wohl von ihrem größeren Verkehr mit England und Spanien herrührt.

Viele der Israeliten Tetuans sind wohlhabend, manche sogar reich; aber die lange Unterdrückung hat sie gelehrt, ihren Reichthum zu verbergen. Dieser zeigt sich denn auch nur im Innern des Hauses selbst, wo er besonders bei Familienfesten zur Schau getragen wird. Namentlich die Hochzeiten werden bei diesen marokkanischen Juden mit großem Pomp und bedeutendem Kostenaufwand gefeiert. Während meiner Anwesenheit in Tetuan fand die Nachfeier einer vor einer Woche vollzogenen Vermählung statt und dauerte meh-

rere Tage. Der französische Viceconsul, selbst ein einheimischer Jude, an den ich empfohlen war, führte mich in dem Hause der Festgeber ein, wo jeden Abend seit der Hochzeitsceremonie muscirt, gesungen und getanzt wurde. Die Neuvermählte war zugegen, nahm jedoch, so will es der strenge jüdisch-marokkanische Brauch, durchaus keinen directen Antheil an dem Feste, sondern sie saß, von den übrigen Anwesenden gänzlich abgesondert, in prächtige, goldgestickte Gewande gehüllt, auf einer drei bis vier Schuh erhöhten Estrade, welche in einem dunklen Winkel des Zimmers angebracht war, majestätisch da. Von dieser Höhe herab schaute sie in stoischer Ruhe schon seit acht Tagen allabendlich den Vergnügungen ihrer Gäste zu. Letztere unterhielten sich, so gut sie konnten, auf eine von unsern europäischen, gesellschaftlichen Ergötzlichkeiten sehr verschiedene Weise. In der That, man würde diese Art von Zusammenkünften, nach ihrer melancholischen Physiognomie zu urtheilen, bei uns keineswegs für festliche Lustbarkeiten halten. Die Juden, Männer sowohl als Frauen, bei Weitem aber mehr von ersteren, als von letzteren, hockten in der bekannten, arabischen, kauernden Stellung freundschaftlich beisammen auf dem Teppich des Fußbodens und strebten, wie es mir anfangs vorkam, nur danach, sich gegenseitig durch übersprudelndes, überlautes Geschwätz wo möglich taub zu schreien. Sie sprachen fast Alle auf einmal, Keiner harrte der Antwort des Anderen und Keiner schien zu wissen, was er selbst sagte: Dieß war die Geselligkeit. Das sogenannte Vergnügen jedoch nahm seinen Anfang, bald nachdem ich eingetreten war, und bestand in dem Anhören eines

näselnden Gefanges, den ein alter Jude mit Begleitung einer arabischen Mandoline, Quizra genannt, vortrug. Später folgte der Tanz, d. h. das Ansehen der eckigen Schenkelbewegungen eines bezahlten Tänzers, denn um, wie Europäer, selbst zu tanzen, dazu ist Freund Schmuhl in Marokko viel zu eingefleischter Orientale und ihm gilt das Tanzen ebensogut, wie dem Mauren, für eine höchst verächtliche Sache. Der Tänzer war selbst ein Israelite. Er trug die langen talarartigen Schleppgewande des jüdischen Costüms und zwar, der Sitte gemäß, von dunklen Stoffen. Dieses ehrwürdig aussehende Gewand contrastirte seltsam mit dem erotischen Tanze. Die ganze Erscheinung war unästhetisch, aber, vielleicht gerade deswegen, von einer vollendeten Possenhaftigkeit. Das Ganze beendete eine Mahlzeit von dem unvermeidlichen „Kußkussuh.“

Nur sehr wenige der jüdischen Häuser besitzen auch Gärten, da Gärten innerhalb afrikanischer Städte eine große Seltenheit sind. Dennoch sah ich beim Hause eines alten Hausirers, der aber sehr reich war, eine herrliche Pflanzung südlicher Gewächse. Hier erblickte ich zum erstenmal die schöne *Buddleia globosa* mit ihren weißen zarten Stilen, langen schmalen Blättern und den quirlförmig beisammen stehenden, orangegelben Blüthen, welche in der Form den Bienenzellen glichen. Auch die lorbeerblättrige *Kalmia latifolia* mit den phantastisch gezackten Kelchen und den fleischrothen Röschen wuchs hier neben der dunkelblauen *Ceneraria cerulea*.

Siebentes Capitel.

Tetuan.

Der maurische Stadttheil.

Die heilige Stadt. — Die Gräfin Tetteguin. — Schädeli. — Der enttäuschte Marabut. — Maurischer Bazar. — Gang einer Handelstransaction. — Schönheit des Costüms. — Verschiedene Buden. — Arabische Mützen. — Eine Buchhandlung. — Eine Silberhandlung. — Die Juden im Bazar. — Der maurische Teppichhändler. — Vollziehung eines Strafurtheils. — Grausames Verfahren der Gerichtsdiener.

Tetuan gilt den Mauren als eine „heilige Stadt“. Warum? das habe ich nicht ermitteln können. Jedenfalls geschieht es nicht wegen der einäugigen Gräfin Tetteguin, welche nach Leo Africanus lange vor der Herrschaft des Is-lams diese Stadt gegründet und derselben den Namen nach ihrer höchstgeigneten Person gegeben haben soll; denn die Comitissa Tetteguin war keineswegs eine heilige Person; sondern diese einäugige Amazone pflegte, wie ein interessirtes Weltkind, an der Spitze ihrer Truppen die Steuern in Person einzutreiben, wobei Hinrichtungen aller Art der edlen Dame Kleinigkeiten schienen. Noch weniger stammt die Heiligkeit Tetuans von dem Renegaten Almandeli, einem gebornen Portugiesen, welcher seine einstigen Landsleute, die im 15. Jahrhunderte auf kurze Zeit diese Stadt besetzt hatten, aus

derselben vertrieb und ein graues Morden dieser seiner vor-
maligen Brüder veranstaltete. Was jedoch auch der Ursprung
derselben sein mag, die Heiligkeit Tetuans steht einmal fest.
Die unheiligen Juden dürfen auf seinem geweihten Boden
nur barfuß gehen. In der Nähe einer Moschee müssen sie
gesenkten Blickes vorüberwandeln, sonst wehe den Aermsten!
Sie wären dann der schimpflichsten Behandlung und oft den
unangenehmsten Thätlichkeiten ausgesetzt.

Man würde übrigens Tetuan Unrecht thun, wollte man
behaupten, daß es nie einen Heiligen oder einen Marabut
beseßen habe. Einen solchen hatte es in der Person des
großen Schädeli; aber ihm kann es nicht den Namen der
„heiligen Stadt“ verdanken, denn besagter Marabut war nach
Tetuan nur durch den Ruf von der damals schon vorhandenen
Heiligkeit dieses Orts gelockt worden. Schädeli war vielleicht
der einzige Heilige, welcher vor Kummer über seine eigene
Heiligkeit gestorben ist. Er war nämlich von Tetuan aus,
wo er schon etwa vierzig Jahr hindurch die Ehre eines
Stadttheiligen genossen hatte, nach Kairo gepilgert, um dort
einen andern Marabut zu sehen, der für den frömmsten
Mann des Jahrhunderts galt. Der Ruf dieser ehrwürdigen
Persönlichkeit hatte Schädeli angelockt. Er hoffte in ihm
einen Gottesmann zu finden, welcher auf einer noch höhern
Stufe der Weltentfagung stand, als er selbst. Was war aber
nicht seine Enttäuschung, als der Marabut von Kairo zu ihm,
dessen Namen er nicht wußte, sagte: „Du irrst Dich, wenn
Du glaubst, ich sei der größte, lebende Heilige. Gehe nach
Tetuan, dort wirst Du einen gewissen Schädeli finden, der ist

ein noch viel größerer Heiliger, als ich.“ Ueber diese Worte grämte sich Schädeli auf's Aeußerste, denn er war sich selbst bewußt, ein recht großer Sünder zu sein. So schlecht war also die Welt, daß er noch der Heiligste auf Erden! Schädeli vermochte diesen traurigen Gedanken nicht zu ertragen und starb in Folge dessen an Kummer über seine eigene Heiligkeit.

Das heutige Tetuan, von dessen Größe die Reisenden so übertriebene Schilderungen gemacht haben, zählt, man hat Grund es anzunehmen, höchstens fünfzehntausend Einwohner, von denen ein Dritttheil, die in ihrer Mellah abgesperrten Juden bilden. Die übrigen zwei Dritttheile der Tetuaner sind Mauren. Ihr Stadttheil ist geräumig, aber schlecht mit Häusern ausgefüllt; die meisten Gebäude desselben haben nur ein Erdgeschoß.

Der Bazar bildet die Hauptmerkwürdigkeit der maurischen Stadt. Er besteht aus einer Menge jener nischenartigen Buden, wie man sie auch in Algier sieht. Diese Buden sind durchgängig so eng, daß der Verkäufer sitzend von seinem Platze aus fast alle seine Waaren erreichen kann. Letztere sind nicht, wie in Europa und wie auch in letzterer Zeit in Algier, künstlich geordnet und geschmackvoll zur Schau gestellt, sondern alle in Papier oder Tücher eingewickelt und liegen schichtenweise im Grunde des Bodens aufeinander. Wer etwas kaufen will, muß nicht selten den ganzen Laden ausframen lassen, ehe er den gewünschten Gegenstand findet. Außerdem sind die Formen eines Kaufhandels hier, wie überhaupt in allen Araberländern, außerordentlich lang und weit-schweifig. Glaubt der Krämer, daß er in Demjenigen, welcher

grade vor seinem Laden stehen geblieben ist, einen möglichen Kunden vor sich habe, so lädt er denselben zuerst freundschaftlich ein, sich neben ihn in den Laden zu setzen. Dann holt auf Geheiß seines Meisters der Ladenjunge aus dem benachbarten Kaffeehause die winzige Kaffeeschaale und zuweilen auch den im Orient unvermeidlichen, hier jedoch erst neueingeführten Tschibuk (Pfeife), deren Genuß sich der Kunde hingeben muß. Darauf fängt man an, von allem Möglichen zu sprechen, nur nicht über den Ankauf, den man zu machen wünscht. Es wäre ein scandalöser Fehler, wenn man gleich mit der Thür ins Haus fallen wollte. Nachdem man Sonne, Mond und Sterne, Napoleon und Garibaldi in Gespräch abgefertigt hat, erfolgt gewöhnlich eine Pause, welche nur durch das für höchst anständig geltende Gähnen unterbrochen wird. Endlich trägt dann der Kauflustige den Gegenstand seiner Wünsche vor, worauf dann oft der ganze Laden durchgesucht wird, bis das Fragliche sich findet. Ist es wirklich vorhanden, so beginnt nun der Wettkampf um den Preis. Zwischen der anfangs verlangten Summe und dem, was der Käufer zu geben wünscht, ist gewöhnlich eine ungeheure Kluft, die man im gegenseitigen Wortstreit immer mehr und mehr zu verkleinern sich bemüht, bis endlich Geduld, Nachgiebigkeit und Langeweile eine Vereinbarung zu Stande bringen. Hat man den Preis ausgemacht, so muß ferner darüber gestritten werden, in welcher Münze die Summe ausgezahlt werden soll. Größere Zahlungen werden nämlich nicht selten in spanischen Thalern, die der Maure mit dem spanischen Wort „Duros“ benennt, gemacht, da die größte marokkanische Münze einen

Werth von etwa 14 Kreuzer rheinisch oder 4 Silbergroschen hat. Ist auch dieß beigelegt, so wird die Waare eingewickelt und versprochen, sie dem Käufer zu senden. Er kann sich aber glücklich preisen, wenn er nicht mehrere Tage lang darauf warten muß, da der maurische Händler sich fürchtet, durch schnelle Sendung der gekauften Waare, als auf baldige Zahlung dringend, für knauserisch gehalten zu werden; denn das Geld giebt man sich hier, ebenso gut wie anderswo, das Ansehen, entsehrlich zu verachten, während es doch das theuerste Kleinod eines Mauren so gut, wie so manchen Europäers ist. Daß bei einer so patriarchalischen Weise, den Handel zu führen, nicht sehr viel herauskommen kann, leuchtet ein. Auch machen die Mauren verhältnißmäßig wenig Geschäfte. Dennoch sah ich unter diesen Kleinhändlern Tetuans mehr Wohlstand, als unter irgend welchen Mauren, die mir bis jetzt vorgekommen waren, die englisirten Muselmänner Gibraltars allein ausgenommen. Aus der Reinlichkeit und Ordnung des Anzugs läßt sich bei den maurischen Städtern (nicht aber bei den Arabern und Babylern des Innern, bei denen selbst die reichen Chefs fast immer zerlumpt gehen) eher noch, als bei Europäern, auf den Wohlstand des Einzelnen schließen, um so mehr, da Reinlichkeit und Ordnung in Afrika seltene Vorzüge sind, welche als ein Luxus der besseren Classe betrachtet werden müssen. Wenn ich hier die Worte Reinlichkeit und Ordnung nenne, so spreche ich nach europäischen Begriffen, denn die Begriffe der Mauren sind über diesen Punkt von den unsern völlig verschieden. Sie haben auch eine Idee von Reinlichkeit und zwar eine sehr strenge, sie machen sogar die

Reinlichkeit jedem guten Muselmanne zum Gesetz. Aber ihre Reinlichkeitsvorschriften beschränken sich ausschließlich auf den Körper selbst, auf tägliche Abwaschungen des Gesichts, der Hände und Füße und auf das öftere Baden. Indessen wird sehr oft zu diesen Ablutionen Wasser genommen, dessen Reinheit keineswegs untadelhaft ist. Das stört jedoch Niemand. Der Muselman hält nur solche Dinge für unrein, die es nach seinen Begriffen moralisch sind: Unter diesen moralisch unreinen Dingen stehen Schweinefleisch und Wein oben an. Ist der Körper nach den Ideen der Muselmänner rein, so können die Gewande noch so schmutzig sein; ein Waschen derselben wird nur dann nöthig, sollte etwas moralisch Unreines sie berührt haben. Staub, Fett, Straßenkoth und dergleichen gilt ihnen nicht für unrein. Deshalb sind unbesudelte Kleidungsstücke in diesem Lande eine so schätzenswerthe Seltenheit. Hier sah ich jedoch zu meiner großen Freude das maurische Costüm meist sauber gehalten und in edler Vollständigkeit getragen. Die Stoffe waren solid und gut, bei Vielen selbst kostbar. Der feine, weiße, wollene Haak umhüllte diese meist edlen Gestalten und stach blendend gegen ihre schwarzen Bärte ab. Die gelben Pantoffeln von dem strahlenden, glänzenden Saffianleder hatten etwas Reiches, Lururiöses in ihrem Aussehen. Die schöngestickten Jacken, schnurbefestigten Westen und Beinkleider waren meist von gefälliger Farbe und oft von feinem Tuche. Ein solcher vollständiger Tuchanzug ist beim maurischen Costüm immer eine theure Sache, da man gewöhnlich nur das feinste Tuche und meist solches von lebhafter Farbe, welches theurer verkauft wird, als das dunkle,

dazu nimmt. Außerdem bedarf man zu einem maurischen Weinkleid viermal so viel Stoff als zu einem europäischen. Ein solcher Anzug mit den nöthigen Stickereien und Verzierungen, doch ohne Gold, kommt selten niedriger, als auf 300 Francs zu stehen. Hier nun wimmelte es von Leuten in hellblauer und rother Tuchtracht, mit Seidenstickereien reich versehen. Die Tracht glich der algierischen im Ganzen vollkommen. Die einzige Verschiedenheit bildeten die gelben Pantoffeln der Marokkaner, während die Algierer schwarze Schuhe tragen. Diese der algierischen ähnliche Tracht wird jedoch allein in Tetuan und Tanger und überhaupt an der Nordküste und zwar nur von den Städtern getragen. Die Mauren aus Fäs tragen ein ganz verschiedenes Costüm, dem ägyptischen und syrischen ähnlich. Da diese Tracht dieselbe ist, wie die der Bewohner der Hauptstadt Marokko, so werde ich sie in den jener Stadt gewidmeten Capiteln schildern.

In vielen Läden des Bazars werden Fußbekleidungen, Sättel, Taschen und Gegenstände der verschiedensten Art aus dem so berühmten marokkanischen Leder gearbeitet und verkauft. Auch mit den bekannten rothen Mützen, Fes genannt, wird ein bedeutender Handel getrieben. Letztere sollen aus der einen Hauptstadt des Kaisers von Marokko, Fäs, ursprünglich herkommen, und von ihr diesen Namen, unter dem sie in Europa bekannt geworden sind, führen. Der Maure jedoch benennt sie nie anders, als mit dem ursprünglich kabyliischen Wort „Schaschiah“, welche Bezeichnung von Tanger bis Tunis von allen Eingebornen dafür gebraucht wird. Der Araber des Orients kennt wieder ebensowenig das Wort „Schaschiah“,

als den Ausdruck „Fes“, sondern hat die rothe Mütze mit dem Namen „Tarbusch“ getauft. Aber ob Fes, ob Schaschiah, ob Tarbusch, die rothe Mütze ist und bleibt doch einmal das charakteristische Kennzeichen eines Muselmannes, das Symbol orientalischer Cultur, und als solchem blieb auch die europäisirte, türkische Armee nach der Reform dieser Kopfbedeckung getreu. Es giebt unter den Mauren der verschiedene Theile des Maghreb höchst mannichfaltige Formen der rothen Mütze, und Arten und Weisen, dieselbe zu tragen. So ist das Schaschiah, welches die Tuniser kennzeichnet, ein mächtiger thurmartiger Hut, dem römischen Pileus vergleichbar; das in Algier und Marokko bei den Männern gebräuchliche Fes ist von mittlerer Größe und wird beinahe mitten auf das Haupt gesetzt, wo man dann den Turban darumwickelt, während die Mütze, welche die Knaben und Jünglinge führen, winzig klein ist und nur auf dem äußersten Theile des Hinterhauptes getragen wird. Letztere kleinste Form des Schaschiah's ist, wie ich schon bei Algier erwähnte, genau die Form des altrömischen Pileolus.

In einer der Buden des Bazar sah ich eine Anzahl Bücher aufgestapelt und sonst keine Waare. Es war folglich eine arabische Buchhandlung, ein Ding, was mir auf meinen Wanderungen im Maghreb noch nicht vorgekommen war. Mächtig von einer so interessanten Seltenheit angelockt, deren Zauber Jeder verstehen wird, der nur im Geringsten Bücherliebhaber ist, näherte ich mich dem Laden und verschlang mit gierigen Blicken die dort aufgespeicherten Kostbarkeiten, — für mich werthvoller, als alle Schätze der Korallenbänke und

Edelsteinfundgruben. Ich wollte schon die Hand nach einem dieser Werke ausstrecken, um es zu untersuchen und den Preis zu erfragen. Aber der einheimische Jude, der mich begleitete, fing plötzlich an wie Espenlaub zu zittern und rief mir mit geängsteter Stimme zu: „Um Gottes Willen! Was thun Sie? Wenn Sie eines dieser Bücher anrühren, sind wir der schimpflichsten Behandlung ausgesetzt!“ Schnell zog ich die Hand zurück und erkundigte mich nach der Ursache dieser mir übertrieben vorkommenden, angstvollen Vorsicht. Nun erfuhr ich denn, was ich wohl schon geahnt, mir aber doch nicht so schlimm gedacht hatte: Daß nämlich die Mauren Marokko's so fanatische Muselmänner sind, daß sie keinem Ungläubigen gestatten, eines ihrer Bücher, welche fast alle von Religion handeln, anzurühren, geschweige denn zu lesen, oder gar zu kaufen. Diese Exklusivität gilt jedoch nicht bloß für die theologische Literatur, sondern selbst für die profanste. Ja es gilt sogar einem Marokkaner für großes Unrecht, einem Europäer das arabische Alphabet zu lehren. Ein englischer Missionär in Tanger klagte mir, daß er große Mühe gehabt habe, einen arabischen Lehrer zu finden; nur Juden hatten sich dazu hergeben wollen. Aber diese konnten ihn nicht mit der Schriftsprache vertraut machen, da sie selbst sich der hebräischen Cursivschrift bedienen und das arabische Alphabet gar nicht kennen. Er mußte sich damit begnügen, arabisch sprechen zu lernen und die Erwerbung der Gelehrsamkeit auf spätere Zeit und andere Orte aufschieben.

Neben dem Bücherladen, welcher uns so leicht hätte verhängnißvoll werden können, war eine andere Bude, in welcher

ich eine Anzahl eingerahmter Tafeln sah, welche offenbar bestimmt waren, nach Art unserer Wandgemälde als Zimmerzierde aufgehängt zu werden. Gemälde waren natürlich bei diesem Volke von Ikonoklasten nicht zu sehen, statt derselben trugen besagte Tafeln künstlich zu Arabesken ineinanderverschlungene Buchstaben und Wörter, welche Sprüche des Korans bildeten. Die Mauren lieben ebenso wenig, wie wir, eine kahle Wand und verzieren gern ihre Zimmer statt der verbotenen Bilder mit diesen kalligraphischen Tafeln, deren man besonders in Kaffeehäusern und Barbierstuben die Hülle und Fülle findet. Die Buchstaben sind oft in drei oder vier Farben gemalt; der Grund ist bald vergoldet, bald blau, bald roth; die kunstreichen Verschlungenen und das heitre Farbenspiel der buntgemalten Lettern, sowie die verschiedenen Formen der Schriftzeichen bringen zusammen einen höchst gelungenen Effect hervor und solche Tafeln sind wirklich den meisten unserer Wandgemälde, was künstlerischen Gehalt betrifft, weit vorzuziehen. Aber auch an dieser Wandtafelbude durfte unseres Bleibens nicht sein, denn die geheiligten Sprüche des vom Himmel gefallenem Buches dürfen selbst in ihrem künstlerischen Gewande von keinem profanen Blicke betrachtet werden.

Die Juden haben ebenfalls ihre Läden im Bazar der maurischen Stadt. Wir sahen viele dieser Kinder Israels in den Straßen der letzteren. Sie boten klägliche Bilder dar; selbst die, welche ich als wohlhabend kannte, trugen sich hier viel dürftiger, als in ihrem eigenen Quartier. Das Lächerlichste ist jedoch das gezwungene Barfußgehen derselben. Nur

einige wenige Diener des mosaischen Cultus sah ich, welche ihre Fußbekleidung anbehalten hatten. Ich erfuhr, daß diese unter dem Schutz irgend einer europäischen Macht ständen. Es giebt nämlich eine gewisse Anzahl der Israeliten Tetuans, welche sich die Protection einer der in Tanger durch Consuln und in Tetuan durch Viceconsuln repräsentirten Mächte zu verschaffen gewußt haben. Die Viceconsuln sind meistens selbst einheimische Juden und diese sollen mit der Verleihung der Protection des Staates, welchen sie repräsentiren, für baare Bezahlung oft sehr freigebig sein. So kommt es, daß man in Tetuan alle Augenblicke einen hier geborenen Israeliten behaupten hört, er sei ein Engländer, ein Franzose, Spanier, oder Gott weiß was, obgleich er nie eines dieser Länder gesehen hat; nur Deutsche giebt es nicht unter ihnen; der Schutz, den sie als solche genießen würden, möchte ihnen etwas zu precär erscheinen. Manche dieser Juden haben schon angefangen, europäische Tracht zu tragen.

Als wir, der mich begleitende Bruder meines Wirthes, Ben Saken, und ich, eben an einem der letzten Läden des maurischen Bazars vorbeikamen, hörte ich plötzlich mit freundlicher Stimme die Worte mir zurufen: „O Kumih! (Christ) komme doch in meinen Laden und setze Dich zu mir.“ Es war ein maurischer Kaufmann, welcher diese Einladung hatte ergehen lassen. Ich folgte derselben mit Vergnügen, da ich keine der so seltenen Gelegenheiten vorbeigehen ließ, mit den Eingeborenen umzugehen. Der Jude, mein Begleiter, durfte jedoch, in seiner unheiligen Eigenschaft, nicht in dem Laden selbst sich niedersetzen, sondern kauerte auf der Straße. Ich war freilich

ebenso unheilig, als der Sohn Israels; aber der Maure mochte hoffen, mit mir ein Geschäft zu machen. Der Ladenbesitzer war ein noch junger Mann von angenehmen Zügen. Er war besonders reich gekleidet, hatte einen Turban vom schönsten Kaschmirshwal auf dem Haupt und trug einen Ring mit fünf großen, schönen Diamanten am Finger, welcher wenigstens 2000 Thaler werth sein mochte. Dieser Mann war wohlhabend, obgleich durchaus nicht reich nach europäischen Begriffen. Aber die arabischen Kaufleute tragen stets einen verhältnißmäßig großen Theil ihres erworbenen Capitals in Kostbarkeiten an sich. Da sie bei Ankauf ihrer Schmucksachen so gut wie nichts auf Fagon geben, so behalten dieselben stets einen gleichen Werth und bilden ein gespartes, sicheres, wenn auch todtes Capital. Dieser Budenbesitzer war ein Teppichhändler und sollte sehr schöne Teppiche haben. Da ich aber keine zu kaufen verlangte, so blieben sie in Papier eingeschlagen und unsichtbar. Mein neuer Bekannter zeigte sich als ein Mann von höchst feinen Manieren. Er hatte mich offenbar in der Hoffnung in seine Bude geladen, ich würde ihm etwas ablaufen. Obgleich er in dieser Hoffnung betrogen wurde, so verrieth er doch mit keinem Blick seine Enttäuschung. Er ließ mir Kaffee vorsezen, sprach äußerst freundlich mit mir und als ich ging, lud er mich ein, so lange ich in Tetuan bliebe, meinen beständigen Sitz in seiner Bude aufzuschlagen. Dieß war eine große Gunst. Ich machte auch an den folgenden Tagen davon Gebrauch. Nie spielte er mit einem Worte darauf an, daß ich ihm etwas ablaufen solle. Als ich jedoch abreiste, schickte ich schnell noch zu ihm und ließ einen

Teppich holen, um meine Dankespflicht gegen diesen freundlichen Mann einigermaßen abzutragen.

Auf dem Rückwege von meiner ersten Wanderung durch den Bazar nach dem Judenviertel wartete meiner ein ungewohntes, barbarisches Schauspiel. Auf einem großen Platze vor dem halbverfallenen Palaste des Gouverneurs fand nämlich durch die Gerichtsdiener des Kaids eine Urtheilsvollstreckung statt. Die Missethäter waren vier elend aussehende Beduinen, welche nichts Geringeres verbrochen, als daß sie ein junges Mädchen von ihren Eltern weggestohlen und dasselbe auf dem Sklavenmarkt zu Fas verkauft hatten. Dafür bekam nun auch jeder dieser unberufenen Geschäftsleute fünfhundert Ruthenstreiche auf den nackten Rücken. Das Wuth- und Schmerzensgeschrei der Mißhandelten durchklang, wie gräuliches Schakalsgeheul, den großen Platz. Die Strafe war nicht unverdient. Es lag jedoch in der Art der Vollziehung etwas Unmenschliches, welches nur bei einer barbarischen Nation möglich ist. Die Austheiler der Ruthenstreiche schienen sich, während sie auf die Rücken der Unglücklichen losschlügen, immer mehr und mehr zu ereifern und aufzuregen, bis sie zuletzt mit einer wahren Wuth zu Werke gingen. Es wollte mir fast vorkommen, als befriedigten sie eher eine grausame Leidenschaft, als empfänden sie die Wollust des Zerstörungstriebes bei Vollziehung des Strafurtheils und nicht, als seien sie die blinden, leidenschaftlosen Werkzeuge eines gerechten Richterspruches. Den gepeinigten Bösewichtern schwoll der Rücken unter den Hieben dergestalt an, daß sie bald so aussahen, als seien sie bucklich. Ihr Geheul wurde immer ärger und ärger, der

Ausdruck ihrer Züge war etwas Furchterliches, man konnte aus diesen Angesichten kaum mehr etwas Menschliches herauslesen. Die Menge der Zuschauer war groß und oft drängte der umstehende Volksschwarm einen oder den andern derselben in den Kreis, welcher den Urtheilsvollstreckern vorbehalten war. Eine neue Barbarei fand nun statt; denn so oft einer in den innern Kreis, meist unfreiwillig, vordrang, fielen die Gerichtsdienere über den Eindringling her, der oft ganz unschuldig war. Sie ließen ihre Opfer einen Augenblick im Stich und schlugen unbarmherzig auf den Unglücklichen los, bis sie ihn wieder aus dem ihnen vorbehaltenen Kreis herausgeprügelt hatten. Dann kehrten sie zu ihrer schrecklichen Arbeit zurück.

Endlich war die Strafe vollzogen und nun wurden die Verbrecher mit nacktem, geschwollenem und blutendem Rücken noch durch die Straßen der Stadt gepeitscht und gezwungen, mit lauter Stimme selbst zu verkündigen, welches Verbrechen sie begangen und welche Strafe sie dafür erlitten hätten.

Den Abend brachte ich wieder in dem Garten des im vorigen Capitel erwähnten Israeliten zu, wo ich mich freute, manche Pflanze zu erblicken, die bei uns nur in botanischen Gärten zu sehen ist: Das seltsame *Antirrhinum Siculum* mit seinen dichtbehaarten Blättern und mattgelben, purpurroth in Curven gestreiften Blüthen, die *Dicentra spectabilis* mit den rosenrothen Deckblättern, die die Form eines Herzes bilden, der *Helianthemus putam lentus* mit den rothen und weißen kleinen Kösschen und viele andere.

Achstes Capitel.

Umgegend von Tetuan.

Ausflug nach der Sierra Bullones. — Pachende ebene Gegend. — Gebirgsbewohner. — Die Gurbis. — Aussicht auf Genta und Spanien. — Cap Negro. — Fort El Emfa. — Mündung des Udo Martil. — Die Orangengärten Tetuans. — Spanische Renegaten. — Rückkehr nach Tetuan. — Sonderbare Demonstration zu meinen Ehren. — Grund dieser Demonstration. — Ich empfangen eine Deputation der Judenschaft.

Während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Tetuan war es mir vergönnt, auf Ausflügen in der Umgebung ein kleines Stück dieses sonst unzugänglichen Landes kennen zu lernen. Meine Hauptexcursion galt der jetzt durch den spanisch-marokkanischen Krieg so berühmt gewordenen Sierra Bullones. Das Schicksal wollte, daß ich wenige Zeit vorher denselben Weg zurücklegen sollte, durch welchen die spanische Armee, vor der Eroberung Tetuans, gegen Feind, Wetter und Seuchen ankämpfend, sich mühsam hindurchwinden mußte. Und doch läßt sich von dieser nun berühmt gewordenen Gegend nur äußerst wenig Bemerkenswerthes aufführen.

Zwei einheimische Juden, an welche ich Empfehlungsbriefe von einem ihrer Religionsgenossen aus Gibraltar mitgebracht hatte, schlugen mir vor, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten. Da sie des Landes kundig waren, nahm ich dieses Anerbieten mit Freuden an, und in Gesellschaft dieser gut-

müthigen Söhne Jakobs verließ ich das Thor der Mellah. Die erste Wegesstunde führte uns durch die ebenen Gründe, welche von Tetuan sich bis zum Meeresstrande erstrecken. Ein von lieblicher Südnatur ausgefülltes Flußthal nahm uns auf, in dem die Früchte der warmen Zone aus offenem Füllhorn sich ergossen hatten, in dem ein ewiger Frühling durch die immergrünen Haine zu lachen schien. Nie erstirbt der Gesang der Nachtigall in diesen glücklichen Gärten, der Schmetterling entringt sich seinem Grabe und entfaltet ein goldenes Flügelpaar auf den Blättern der Rose, deren Duft hier in keinem Monat des Jahres sich zu ergießen aufhört. Heiliges Schweigen deckt diese von der Natur so beglückten Gefilde. Denn Ruhe und Stille, das ist der Vorzug jeder arabischen Gartenlandschaft. Als wir die lachende, von Citronen und Drangengärten strotzende Flußebeene Tetuans hinter uns hatten, da galt es, die steilen Felswände der Sierra zu erklimmen. Hier hörte bald alle baumartige Vegetation auf, nur zahlreiche rothblühende Sandnelken (*Dianthus arenarius*), der rosenartige *Cistus formosus* und die schöne *Aquilegia speciosa* mit ihren blauen Glocken wucherten hier. Weit und breit war weder Haus noch Hütte zu gewahren. Nur zuweilen im Schatten eines Felsenvorsprunges traf unser forschender Blick einige wenige labyrische, äußerst ärmliche Wohnungen, von der Art, welche man Gurbi nennt und die man überall in Algerien und im Orient, ja! selbst im classischen Palästina antrifft. Ein Gurbi ist aus Strauchwerk und Reifern gebaut, etwa nach Art unserer Gartenlauben. Eine Brüstung, aus unordentlich zusammengehäuften

Steinen aufgeschichtet, umgiebt dasselbe und verleiht ihm so einige Consistenz. Um diese Brüstung herum zieht sich eine undurchdringliche Dornhecke, zuweilen vom gelben Jasmin (*Jasminum resolutum*) beschattet. Eine schließbare Thür besitzt das Gurbi nicht, denn die ganze vordere Seite steht immerwährend offen und läßt Wind und Wetter ein. Statt des Daches wird zuweilen ein altes Zeltestuch ausgespannt, welches jedoch keineswegs vor Regen schützt.

Die Gestalten, welche ich vor diesen Gurbi's sitzen sah, waren alle über die Maßen zerlumpt. Ihr Costüm mochte wohl ursprünglich der Bernus gewesen sein, aber davon waren nur noch elende Fetzen übrig, denen der daranklebende Schmutz vielleicht allein einige Haltbarkeit gab. Die Männer hatten jedoch selbst unter diesen Lumpen ein stattliches Aussehen. Ihre langen Habichtsnasen und die vollen pechschwarzen Bärte verliehen den Gesichtern dieser muselmännischen Demosthenen Charakter. Aber die Frauen, welche, wie es bei den Landbewohnerinnen überall Sitte ist, unverschleiert umhergingen, machten ihrem Geschlecht, welches das schöne genannt wird, äußerst wenig Ehre. Ihre verwitterten Züge, das unordentliche Haar, die nackten, besonders häßlichen Füße, ihre skelettartige Magerkeit, der unendlich zerlumpfte Anzug und die verjäherte Kruste von Schmutz, welche das Ganze überflehte, berechtigte diese Wesen, mit den Heren Macbeths in allen abschreckenden persönlichen Eigenschaften zu wetteifern. Knaben und Mädchen liefen vollends nackt herum. Auch sie waren sehr mager, wie überhaupt Magerkeit schon von Alters her ein Kennzeichen der Kabylen war. Dabei waren

Frauen und Mädchen mit blauen Arabesken auf Armen, Beinen, Bauch und Gesicht tätowirt.

Wovon diese Menschen lebten, das schien mir ein vollkommenes Räthsel. Sie trieben weder Ackerbau noch Viehzucht. Jagd und Fischfang waren möglicherweise ihre einzigen Ernährungszweige und doch hatten sie weder Pulver noch Neze. Ein Paar magere Ziegen schienen ihr ganzes Besizthum auszumachen.

Außer diesen ärmlichen Gurbibewohnern hat die Sierra Bullones wenig Eingeborne. Dennoch wäre dies Land im Stande, ein zahlreiches Acker- und Weinbau treibendes Volk zu ernähren. War doch im Alterthume diese ganze Gegend, wie uns Strabo berichtet, voller Weingärten und Nebengelände. Auf den zwölf Stunden meines Rittes kann ich durch eine Gegend, welche überall mit Zwergpalmen übersäet war, und diese gelten dem Araber mit Recht für ein Zeichen des fruchtbarsten Bodens.

Unser Ausflug führte uns bis auf eine Anhöhe, von welcher man die Küste und, an ihr gelegen, das spanische Festungsstädtchen Ceuta deutlich gewahrte. Dieses, einst eine so blühende muselmännische Stadt und der ehemalige Mittelpunkt des Verkehrs eines ganzen großen Theiles von Afrika, ist nun so gut wie gar nicht für dieses Land vorhanden. Keine einzige Karawane wendet sich ihm zu. Einsam und abgeschlossen liegt es da, von Tanger und Tetuan durch eine Kluft getrennt, welche größer ist, als Abgründe und Meere, durch die Kluft des religiösen Fanatismus.

Von jener Anhöhe stiegen wir auf der nordöstlichen

Seite hinab, der Meeresküste zu, bis dahin, wo die letzten östlichen Ausläufer der Sierra Bullones eine Reihe von kleinen Vorgebirgen bildeten. Vor uns lag das harmonisch schöne Mittelmeer in seinem majestätischen Farbenglanze. Uns gegenüber war die spanische Küste deutlich zu erkennen und die höchsten schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada malten sich wie leichte Silberwölkchen am dunkelblauen Horizonte ab. Fünf Monate später konnte ich vom Gipfel des 12000 Fuß hohen Mulahassan, des höchsten Punktes der Sierra Nevada und ganz Spaniens, die über sechzig deutsche Meilen entfernte afrikanische Küste mit dem Fernglas unterscheiden, eine Fernsicht die wenigen Besteigern der Sierra gegönnt wird, weil sie nur bei besonders klarem Himmel möglich ist. Seltsame Schicksale des Wandrers! Er begrüßt abwechselnd einen Welttheil aus einem andern und wieder den andern aus dem einen. Beide Punkte, die sein Blick erfaßte, werden ihm theuer, leben in seiner Erinnerung fort, er liebt sie, er zehrt an ihrem Andenken noch lange. Aber den Bewohnern dieser Gegenden gilt er ein flüchtiger Zugvogel, der ihrer Beachtung kaum werth ist, und doch lebt vielleicht das Bild ihrer Heimath lebhafter in ihm, als in ihnen!

Eines der bedeutendsten Vorgebirge dieser Küste ist das Cap Negro, welches von Mannert für das Promontorium Phöbi des Ptolemäos gehalten wird. Dessen südliche Wand hatten wir nun erreicht. In der Nähe dieses Vorgebirges befindet sich ein kleiner Hafen, welcher 1639 durch den Pascha von Tetuan, Mohamed Marsus, restaurirt wurde. Nicht weit

davon kamen wir an dem kleinen Fort El Omja vorbei, welches bald nach meiner Reise von den Franzosen gänzlich zerstört werden sollte, die durch diese Zerstörung die Beschädigung des St. Louis, eines französischen Dampfschiffes, rächen wollten.

Allmählig waren wir an der Mündung des Ued Martil, des Flusses, an welchem Tetuan liegt, und in dem man den Tamuda oder Thaluda der Alten erblicken will, angekommen. Der einstige Tamuda ist, wie zu Strabo's Zeit, so auch noch heute, bis zur Entfernung einer Viertel Meile vom Meer aus schiffbar und dient kleinern Fahrzeugen als ein höchst sicherer Hafen. Die Stadt Thamudat der Notitia lag wahrscheinlich hier.

Eine reiche, üppige Ebene erstreckt sich zu beiden Seiten dieses Ued, zwischen der Sierra Bullones westlich, und dem Riffgebirge im Süden und Osten hin. Die lichten Fluthen des Flusses und seiner Nebenflüßchen werden abgeleitet und zur Bewässerung zahlreicher Gärten benutzt, in denen die goldenen Aepfel der Orangen neben der üppigen Blüthe der Granate wuchern. In dem angeschwemmten Lande dieser Flussufer könnte man mit größter Leichtigkeit dieselbe reiche Cultur erzeugen, welche den Nil umgiebt. Die Baumwolle und das Zuckerrohr, welche sogar in Neapel und Malaga fortkommen, würden hier um so mehr erfreuliche Erndten liefern, als Tetuan der glühenden Tropenzone doch etwas näher gelegen ist, als jene Orte. Aber die Indolenz der Mauren erlaubt keine Speculation auf einen besseren Ertrag des Bodens. Selbst das, was die Erde für die Eingeborenen jetzt hervorbringt, verdanken sie zum großen Theile noch

Europäern, nämlich den zahlreichen spanischen Renegaten, welche im Dienste der Mauren die Gartenzucht betreiben.

In dem am Ued Martil gelegenen Garten eines maurischen Kaufmanns sah ich mehrere dieser Unglücklichen, deren Loos oft nicht besser ist, als das von wirklichen Sklaven, denn ihre Bezahlung ist beinahe ganz illusorisch und sie haben die größte Mühe, ihren jeweiligen Arbeitsherrn zu verlassen, welcher sie wie sein Eigenthum und nicht wie gemiethete Dienstboten anzusehen pflegt. Einer dieser Renegaten, welcher besagtem Kaufmanne diente und von diesem lediglich zum Lasttragen benutzt wurde, redete mich an und erzählte mir seine Geschichte. Er schien schwer enttäuscht über Das, was er bei den Arabern zu finden hoffte, und über Das, was er wirklich fand. Freilich sehnte er sich auch nicht nach Spanien zurück, wohl wissend, welche unhaltbare Stellung dort ein selbst von neuem zum Christenthum zurückgetretener Renegate habe. Er bildete sich ein, ich könne ihm die Mittel verschaffen nach dem derzeitigen Orte seiner Sehnsucht, nämlich nach England, zu entweichen. Bitter betrübte es aber den armen Teufel, als ich ihm sagen mußte, daß ich gar kein Engländer sei und nichts Specielles mit England zu thun habe. Namentlich beklagte sich der Unglückliche über die verächtliche Behandlung, welche ihm trotz seiner Eigenschaft als Muselman von den Gläubigen dennoch oft zu Theil werde. Auch wollte ihm die Kost, aus nichts als arabischem, in Del gebackenem Brode bestehend, gar nicht sonderlich behagen. Zu Anfang des maurisch-spanischen Krieges wurden sehr viele Renegaten aus Verdacht, spanische Spione zu sein, von den

Arabern niedergemetzelt. Ein kleiner Theil nur entkam nach Spanien. Sie wurden aber dort von dem fanatischen Volke aufs Schimpflichste empfangen und von der Regierung in ihrer dreifach strafbaren Eigenschaft als Verbrecher, Deserteure und Renegaten mit dreifacher Strenge behandelt. Ueberhaupt kommt der Fanatismus, den die Spanier den Mauren gegenüber an den Tag legen, ganz dem gleich, welchen die Mauren den Spaniern gegenüber äußern. Einer meiner Freunde, der vor Kurzem in Spanien reiste, hatte einen maurischen Bedienten bei sich, welchen er in Tanger in seinen Dienst genommen hatte. Dieser arme Bursche durfte sich in Spanien niemals bei Tage auf der Straße zeigen. Einmal war er nahe daran, von der fanatischen spanischen Plebs in Stücke gerissen zu werden.

Die Gärten des Ufers des Ued Martil sind zwar weit entfernt davon, kunstvoll zu sein, ja man würde so etwas bei uns gar nicht einen Luxusgarten nennen, aber die üppige Südnatur verleiht selbst dem hier wuchernden Unkraut einen lieblichen Charakter. An höherer Vegetation enthalten diese Gärten meist Orangen und Caruben (*Ceratonia siliqua*) zwischen denen wilde und zahme, jedoch gleichfalls verwilderte Rosen in bunter Unordnung durcheinander wachsen. Was bei diesen Gärten aber einigermaßen für den Mangel europäischer Gartenkunst entschädigt, ist die schöne Lage derselben. Das Terrain gestattet nämlich, daß sie meist terrassenförmig angelegt sind und so die verschiedenen Theile lustig übereinander zu schweben scheinen. Ein Luxus der Gärten der Vornehmen ist, daß auf jeder der Terrassen sich längliche viereckige Wasserbehälter,

Alberken genannt, befinden, welche sogar zuweilen mit Springbrunnen versehen sind. Diese Alberken theilen die köstliche Feuchtigkeit der ganzen Anpflanzung mit. Sie gleichen genau jenen, welche man noch in Spanien in den Gärten und selbst oft in dem Atrium früherer maurischer Häuser findet.

Als wir von unserem Auszug zurückgekehrt, eben durch das Thor der Mellah in Tetuan wieder einritten, wartete meiner, worauf ich am allerwenigsten vorbereitet war — eine Demonstration. Es war ein enthusiastischer Empfang von Seiten der schaarenweise in ihrem Viertel versammelten Juden. Ein bewillkommendes Hurrah brach sich aus diesen Kehlen los und ich konnte mir zu meinem großen Erstaunen nicht verhehlen, daß dieses Hurrah mir gelte. Es war freilich kein lautes, volltönendes Hurrah, wie es etwa von englischen Matrosen ausgestoßen werden könnte. Nein! Es war ein leises, schwaches Hurrah, wie es der Kehle eines unterdrückten Volkes entfährt, das die Peitsche seines Züchtigers fürchtet. Es war ein schüchternes Hurrah, wie es vielleicht von den Negern Amerikas zu Gunsten eines Abolitionisten ausgestoßen werden mag, während sie fürchten, daß ihr Gebieter in Hörweite weilet. Aber es war doch ein Hurrah, jeder Mund sprach es, und wenn auch leise und schüchtern, so war es doch eintönig. Es war eine enthusiastische Demonstration zu Gunsten der Hoffnungen des Judenthums. Wie aber kam ich zu der Ehre einer solchen Demonstration? Wer war ich und was hatte ich gethan, um zu einer solchen Demonstration die leiseste Ermunterung zu geben?

Es sollte mir bald kein Räthsel mehr sein. Einer der

Juden, der mich eben auf dem Ritze begleitet hatte, unternahm es, mich aufzuklären: „Sie haben gestern,“ so sagte er, „ein hebräisches Buch in die Hand genommen und einen Abschnitt aus demselben in Gegenwart mehrerer unserer Glaubensgenossen laut gelesen. Nun wissen wir Alle, daß Europäer, die nicht Juden sind, niemals unsere Sprache erlernen. Daraus haben wir Ihren wahren Ursprung erkannt und mit Recht geschlossen, daß Sie einer der Unsrigen seien.“

„Gut,“ erwiderte ich, „selbst angenommen, was nicht ist, daß ich zu Ihren Brüdern gehöre, bereitet man denn einen solch' enthusiastischen Empfang einem jeden fremden Israeliten, der nach Tetuan kommt?“

Der Gefragte konnte hier ein verschämtes Lächeln nicht unterdrücken. Er war einer der gebildetsten Juden und wußte über europäische Dinge Bescheid. Deshalb sagte er:

„Entschuldigen Sie diese Demonstration, die jedem vernünftigen Menschen eher lästig, als angenehm sein muß. Die guten Leute glauben in ihrer Unwissenheit nicht nur, daß Sie ihr Glaubensgenosse, sondern auch, daß Sie eine Art von israelitischer Größe seien. Ein Irrthum, den die Meisten hier theilen, ist nämlich der, daß jeder Europäer, welcher zu seinem Vergnügen reist, wenigstens ein Millionär sein müsse. Nun sind alle hiesigen Juden, die selbst eine so untergeordnete Rolle spielen, stolz auf einen ihrer Glaubensbrüder, der es in der Welt zu Reichthum und Ansehen gebracht hat und von einem solchen erwarten sie sich etwas für die politischen Hoffnungen Israels: Was? — das ist ihnen freilich wohl selbst nicht recht klar.“

Ich hatte Mühe, mich der enthusiastischen Menge, die zu enttäuschen mir im Augenblicke vielleicht unmöglich gewesen wäre, zu entziehen. Endlich gelangte ich wieder auf mein Zimmer, wo ich mich einschloß und abwartete, bis sich der Volksstrom verlaufen hatte. Nach einiger Zeit sah ich, durch mein winziges arabisches Fensterchen hinausblickend, daß die Straße leer geworden war. Als ich jedoch in den Us-ud-Dar (Atrium) trat, fand ich daselbst noch eine Deputation der Juden, die gekommen war, mich zu begrüßen. Ich bat diese Leute, etwa zwölf an der Zahl, niederzusetzen und da erklärte ich ihnen denn, wie wenig Ansprüche ich auf ihre enthusiastischen Sympathien hätte. Sie nahmen Vernunft an und schienen weniger unangenehm durch meine Aufrichtigkeit berührt, als ich gedacht hatte. Sie blieben noch eine Zeit lang, um ein gemüthliches Plauderstündchen zu feiern. Einer derselben, ein alter zerklumpter Jude, fragte mich mit den Thränen der Hoffnung in den Augen, ob ich nicht glaube, daß der englische Rothschild, von dem diese Juden gehört hatten und den sie mit englischer Aussprache Roshscheild nannten, dem Großsultan Palästina ablaufen und ein neues jüdisches Reich stiften werde? In ähnlichen Illusionen schienen auch die Uebrigen befangen zu sein.

Neuntes Capitel.

Die Algierer in Tetuan.

Ausschub meiner Abreise. — Ein arabischer Empfehlungsbrief. — Sidi Komähi. — Besuch des algierischen Kaffeehauses. — Die ausgewanderten Algierer. — Der Kanadschi. — Seine Wanderungen. — Das viermalige Schließen der Kaffeebude. — Seine Rückkehr nach Algier. — Enttäuschung. — Sidi Kadur. — Der Träger der Fliegenklatsche. — Die Paschastochter. — Unglückliche Liebe. — Sidi Babali. — Der Mufti der Zukunft. — Warum er niemals Mufti geworden. — Komähi's Gastfreundschaft.

Schon war der Tag, welchen ich zu meiner Abreise von Tetuan bestimmt hatte, angebrochen, als plötzlich ein unvorhergesehener Umstand mir eine Gelegenheit bot, noch vier und zwanzig Stunden auf interessante Weise in der Maurenstadt zuzubringen und mich zum Ausschub meiner Rückreise bewog.

Als ich nämlich eben meine Siebensachen zusammenpackte, kam ein alter Maure in's Zimmer herein und begrüßte mich aufs freundlichste. Ich kannte den Mann gar nicht und fragte ihn erstaunt, was ich für ihn thun könne?

„Sie haben,“ antwortete er, „mir ein Empfehlungsschreiben von meinem Bruder in Algier gebracht und da wollte ich Sie auffordern, doch noch ein Paar Stunden in Tetuan zu verweilen, um uns in dem algierischen Kaffeehause zu besuchen.“

Jetzt erinnerte ich mich, um was es sich hier handele. Ein alter maurischer Schneidergeselle in Algier hatte mir einen Feßen Papier mitgegeben, der höchst undeutlich mit einigen arabischen Kratzfüßen beschrieben war. Ich sollte denselben im Bazar in Tetuan abgeben. Dieß hatte ich vor einigen Tagen getreulich ausgeführt, nämlich den Wisch in einem Schuhmacherladen gelassen, dessen Eigenthümer behauptete, die Adresse lesen zu können und den Adressaten zu kennen. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß die Hieroglyphen des alten Ritters vom Bügeleisen ein Empfehlungsschreiben sein könnten. Ich ergriff natürlich mit Freuden die sich mir unerwartet darbietende Gelegenheit, das Maurenthum noch ein wenig genauer zu studiren und erklärte mich gern bereit, den Bruder meines Bekannten zu begleiten.

Sidi Komähi, das war der Name meiner neuen Bekanntschaft, führte mich selbst in das maurische Quartier. Es war dieß eine nicht geringe Gunst, denn gewöhnlich sträuben sich die Muselmänner entschlossen dagegen, einen Kasir (Ungläubigen) in ihren geheiligten Stadttheil zu begleiten. Auch hatte ich bisher immer nur in Gesellschaft von Juden die Maurenstadt besuchen können.

Bald hatten wir das erwähnte arabische Kaffeehaus erreicht, in welchem die ausgewanderten Algierer eine Art von Clubb abzuhalten pflegten. Eigentlich werden alle Kaffeehäuser Tetuans von Algierern gehalten. Vor der Einnahme Algiers durch die Franzosen und der massenhaften Auswanderung der dortigen Mauren nach Marokko, hatte keine Stadt des Kaiserreichs Kaffeehäuser gekannt. Die

Mauren Marokko's tranken überhaupt nur sehr selten Kaffee. Thee, welchen sie El-Atjai nennen, war bei ihnen das beliebteste Getränk, aber dasselbe wurde nur in Privathäusern bereitet. In dieser Vorliebe zum Thee unterscheiden sich die Marokkaner höchst auffallend von andern Arabern, bei denen sonst Kaffee allein das beliebte Getränk ist. Uebrigens habe ich schon oben gesagt, daß das Kaffeetrinken, sowie Tabakrauchen im Maghreb durchaus nicht nationale Sitte ist, sondern erst in neuerer Zeit eingeführt wurde. Kaffeetrinken und Tabakrauchen sind Verweichlichungen, deren sich alle echten Mauren früher schämten und zum Theil noch schämen. Das Rauchen des „Kif“ oder „Haschisch“ (Hanf), welches dem Opiumrauchen der Türken nahe steht, ist auch weit entfernt davon, so verbreitet zu sein, wie es einzelne Touristen geschildert haben. Je weiter man in Nordafrika nach Westen kommt, desto weniger „Haschischraucher“ findet man. In Marokko giebt es nur äußerst wenige. In Algerien ist die Provinz Constantine am meisten mit „Kifrauchern“ gesegnet. Uebrigens brauche ich wohl nicht zu sagen, daß kein anständiger Mensch unter den Mauren „Kif“ raucht, ebenso wie kein vornehmer Mensch ein Kaffeehaus besucht. Sidi Komähi und seine Freunde waren eben Schiffbrüchige auf dem Ocean der socialen Stellung. Deshalb schämten sie sich nicht, ein Kaffeehaus zu besuchen.

Die meisten derjenigen Algierer, welche nach Tetuan auswanderten, hatten zwar ein kleines Capital aus ihrer Vaterstadt mitgebracht, welches sie aus dem Verkauf ihrer Häuser lösten; aber mit gewohnter muselmännischer Unbe-

dachtsamkeit hatten sie ihre Baarschaft gewöhnlich schnell verschleudert und da blieb ihnen nichts Anderes übrig, als dasjenige Handwerk oder diejenige Industrie, von welcher sie in ihrer Heimath gelebt hatten, wieder aufzunehmen. Wer in Algier Kauadschi oder Kaffeewirth gewesen war, der errichtete auch in Tetuan eine Bude für den Absatz des von ihm bereiteten Getränkes. Kunden fand er freilich am Anfang nur in seinen eignen Landsleuten, aber die Zahl derselben war beträchtlich. Mit der Zeit jedoch, wie jeder Luxus und besonders ein wohlfeiler und wohlschmeckender Luxus, überall schnell Freunde findet, so gewöhnten sich auch die Mauren Tetuans das Kaffeetrinken an. Bei weitem das Hauptgeschäft eines Kauadschi ist das Verschicken des Kaffee's in Läden und Häuser, denn, wie gesagt, nur Gesindel besucht die Kaffeehäuser in Person, da es sprichwörtlich ist, daß daselbst unanständige Reden geführt werden. Jetzt machen die Kauadschi's Tetuans, welche immer noch größtentheils Algierer sind, trotz des lächerlich geringen Preises ihrer Waare, dennoch ganz erträgliche Geschäfte.

In einem solchen Kaffeehause war es denn, daß die Aelteren unter den algierischen Auswanderern täglich ihre freundschaftlichen Zusammenkünfte zu halten pflegten. In dieses hatte mich Komähi gebracht. Die Bude des Kauadschi war freilich kein elegant ausgeschmückter oder gar möblirter Raum. Sie glich einer dunklen Höhle und man mußte, um in ihr Inneres zu gelangen, mehrere Stufen hieniedersteigen. Der Boden war mit einer ziemlich reinen Matte von Palmstroh bedeckt, auf welcher die Gäste in hockender Stellung

saßen. Der Kauadschi war ein alter Hadsch (Pilger), der alle Länder des Islams durchwandert hatte. Aus Algier gebürtig, war er, nach Einnahme seiner Vaterstadt durch die gallischen Eindringlinge, zuerst hierher, nach Tetuan, gewandert und hatte eine Kaffeebude errichtet. Aber die Reiselust steckte in ihm und bald schloß er seinen Laden und wallfahrtete nach Mekka. Dann kam er wieder nach Tetuan zurück, jetzt mit dem ehrwürdigen Titel eines Hadsch, und errichtete zum zweiten Male seine Kaffeebude. Aber auch diesmal ließ ihm die Reisebegier keine Ruhe; er mußte Stambul sehen, er mußte die Stadt kennen lernen, wo der Islam noch in seiner vollen Pracht herrschte und die herrlicher war, als alle Städte der Erde. So reiste er denn nach Constantinopel, wo er indessen in seiner günstigen Meinung über die Türken bitter enttäuscht wurde. Tetuan sah ihn zum dritten Male und sah zum dritten Male die Errichtung seiner Kaffeebude. Jedoch auch diesmal war seines Bleibens nicht. Wer nicht Bagdad gesehen hat, wer nicht die sieben Grabkapellen des berühmten Heiligen, Sidi Abd-el-Kader el Dschelali, besucht hat, wie kann der sich rühmen, ein vollkommener Muselman zu sein? So fragte sich der Hadsch und die Antwort darauf war, daß die Kaffeebude abermals geschlossen wurde. Die Reise nach Bagdad war eine lange, und der Hadsch verlängerte sie noch durch einen Ausflug nach Bassora, wo ebenfalls ein berühmter Heiliger seine Gegenwart nöthig machte. Endlich kehrte er nach Tetuan zurück und ergab sich von Neuem der Bereitung des so angenehm aufregenden braunen Getränkes. Jetzt nahm er sich vor, den Pilgerstab nicht wieder zu ergreifen: ein

frommer, aber unfruchtbarer Vorsatz. Eines Tages kam ein junger Mann aus Algier in seine Bude, ein Jüngling aus dem jetzigen Algier, aus dem neuen französischen Algier, nicht aus dem Algier, welches der Hadjch gekannt hatte. Dieser junge Mann erzählte dem Hadjch viel von seiner Vaterstadt, er schilderte ihm die Straßen und Plätze, die Kirchen und öffentlichen Bauten, aber der Hadjch sah ihn mit offenem Munde an und staunte. Das war nicht sein Algier, das war nicht das Algier, welches er gekannt hatte. Das war ein neues Algier, über Nacht emporgewachsen wie der Palast Aladin's in tausend und einer Nacht. Dies neue Algier mußte er sehen; eher hatte seine Seele keine Ruhe. Der junge Mann war ihm behülflich, die Kaffeebude abermals zu schließen, und nun wanderten die Beiden zusammen nach Algier.

Aber was sollte der alte Hadjch in seiner Vaterstadt zu sehen bekommen? Die besten Häuser der Mauren waren niedergerissen, jene schönen zierlichen, säulengestützten Paläste waren zerstört und an ihrer Stelle erhoben sich mächtige kasernenartige Monstra, die französischen Häuser, welche ihn höhnisch anzustarren schienen. So viele kunstvolle Moscheen lagen zu Boden und wo sie gestanden hatten, da trugen sich die plumpen Tempel der Ungläubigen gen Himmel, und es dünkte ihm, als wollten sie die Gottheit verspotten. Und die gläubigen Bewohner! Wie waren sie von ihrer Größe herabgesunken! Die einst Reichen waren dürftig geworden, die einst Wohlhabenden waren jetzt Bettler, Alle waren verarmt und ihr Geld war in die Taschen der verhassten Juden gewan-

bert, welche sich auf den Trümmerhaufen des zertretenen Islams mit lächerlichem Stolze spreizten. „Aber Einige,“ so dachte der Hadjch, „werden doch der allgemeinen Verarmung entgangen sein! Ich will einmal,“ so nahm er sich vor, „meinen alten Freund, den reichen Smaïl, auf seiner Villa besuchen, dort werde ich wenigstens ein Stück der alten Pracht des Islams wieder sehen!“

So ging er denn nach dem Dorfe Mustapha und klopfte an die Thür des Landhauses des reichen Smaïl. Aber ein Judenmädchen öffnete ihm und gab ihm Bescheid, die Villa gehöre jetzt einem gewissen Levi, der früher Trödler gewesen sei.

„Und der reiche Smaïl?“ fragte der Hadjch ängstlich.

„Der reiche Smaïl,“ antwortete das Judenmädchen, „ist jetzt Gasanzünder geworden. Schlechte Geschäfte haben ihn dahin gebracht, diese bescheidene Stelle annehmen zu müssen.“

„Gasanzünder?“ fragte der Hadjch, „was ist das für ein Gewerbe?“

„Das Gas,“ erwiderte das Judenmädchen, „ist jene weiße Luft, welche die Franzosen aus Paris gebracht haben und die, wenn man sie ansteckt, viel heller brennt, als das schönste Del. Ein Gasanzünder ist ein Mann, welcher jeden Abend mit einer großen Stange, an der eine Lampe befestigt ist, in den Straßen herumläuft und die weiße Luft in den Laternen anzündet.“

Das war zu viel für den armen Hadjch. Das neue Algier gefiel ihm nicht. Er ging in die Stadt zurück, suchte den einst reichen Smaïl auf, gab ihm Alles, was er an baarem

Geld bei sich hatte, und reiste ab. Er schüttelte den Staub des neuen Algiers von seinen Füßen, kehrte nach Tetuan zurück und seitdem hat er die Kaffeebude nicht wieder geschlossen.

Das häufige Schließen derselben hatte übrigens dem Geschäfte des Hadsch nicht im Mindesten geschadet. Jedesmal, so bald er wieder zurückkam, fand sich auch die alte Kundschaft bei ihm wieder ein. Es ist überhaupt merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit von den Mauren Geschäfte aufgegeben und wieder angeknüpft werden. Dieses Volk hat noch viel von den nomadischen Instinkten seiner Vorfahren in sich.

Die Mauren, welche in der Kaffeebude des Hadsch saßen, waren meist ältere Männer, Algierer, welche ihre Vaterstadt seit der Eroberung durch Frankreich nicht wieder gesehen hatten und auch nicht wieder zu sehen verlangten. Dennoch fragten sie mich nach dem modernen Algier um die Wette aus. Obgleich der Hadsch ihnen schon viel von dem auf seiner Reise Beobachteten mitgetheilt haben mochte, so war ihre Neugierde doch noch keineswegs befriedigt. Der Eine wollte wissen, was aus diesem Hause geworden, der Andere, was für ein Gebäude sich jetzt an der Stelle jenes Palastes erhebe; Jeder hatte eine Frage, deren Beantwortung mir oft schwer fiel. Mein Auditorium bestand aus etlichen zwölf alten Mauren, von denen ich besonders mit Zweien bekannt wurde. Der Eine derselben war Sidi Kadur, ein Schuhmacher seines Handwerks, der sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen schien. Er war von guter Familie oder von „großem Hause“, wie die Mauren zu sagen pflegen. In seiner Jugend hatte

er durch sein vortheilhaftes Aeußere die Aufmerksamkeit des Pascha's erweckt und dieser hatte ihn zum Range des Trägers seiner Fliegenklatsche erhoben. Einmal im Dienste des Pascha's, hatte Kadur Gelegenheit gehabt, mit einer von den Töchtern seines Gebieters öfters zusammenzukommen. Freilich wurde die junge Prinzessin streng gehütet, kein Mann durfte sich ihr nähern; aber Kadur galt noch für ein Kind; Niemand hielt es der Mühe werth, ihn zu bewachen. In dessen Kadur war frühreif, er fing an, zärtlich zu werden und die Pascha'stochter verliebte sich in den schmucken Pagen. Kadur ließ sich von ihr das Versprechen geben, alle Freier auszuschlagen und zu warten, bis er im Stande sein würde, um ihre Hand anzuhalten. War er doch von „großem Hause“ und hegte folglich die Hoffnung, der Pascha werde ihm seine Tochter nicht verweigern. Die Prinzessin versprach es, aber die Aermste hatte keinen eigenen Willen. Da mußte Brahim kommen, der alte häßliche Brahim Agha, und um ihre Hand anhalten und im Nu hatte er sie vom Vater erlangt. Kadur grämte sich und tröstete sich allmählig, indem er sich ausschließlich der Verfertigung maurischer Fußbekleidungen widmete. Jetzt ist Kadur noch immer Junggeselle und die Prinzessin lebt noch in Alexandrien und ist jetzt die reiche Wittve des alten Brahim Agha geworden. Aber an eine nunmehr so leicht ausführbare Vermählung zwischen ihr und dem einst Heißgeliebten scheint die Pascha'stochter jetzt nicht mehr zu denken. Freilich hat Kadurs einstige Pagenschönheit jetzt einer geschwollenen Aufgedunsenheit mit kupferrother Nase und schläfrigen, gelangweilten, alterstrüben Augen die Stelle geräumt.

Neben Kadur saß ein altes verschrumpftes Männchen, ein eingetrocknetes Skelett mit etwas gelblicher Haut überzogen, dem ein dicker schwarzer Bernus, in den es eingehüllt war, allein noch etwas Masse zu verleihen schien. Es war dieß ein großer muselmännischer Gelehrter, Namens Sidi Babali. Sidi Babali war dazu erzogen worden, um einst Mufti zu werden, welche Stelle, von Rechtswegen, stets dem Gelehrtesten verliehen wird. An seiner Wiege hatte man es ihm gesungen, er müsse Mufti werden. In der Schule hatte er zehn Jahre den Koran auswendig gelernt, als ersten Schritt, um Mufti zu werden. Dann hatte er Commentare und Grammatik studirt, war nach Kairo und Mekka gegangen, hatte dort große Gelehrte fleißig gehört, Alles, um Mufti zu werden. Darauf war er nach Algier zurückgekehrt, hatte seine Gelehrsamkeit bewiesen, zur Schau getragen, hatte in der Moschee gepredigt, hatte eine Koranschule aufgethan, Alles, um bei der nächsten Freiwerdung der ersehnten Stelle Mufti zu werden.

Jedermann hatte es ihm gesagt es könne nicht fehlen, daß er bald Mufti werden müsse. Man nannte ihn nie anders, als den Mufti der Zukunft. War er doch der Gelehrteste in Algier und der Mufti soll doch der Gelehrteste sein. Dennoch war Sidi Babali dazu bestimmt, niemals Mufti zu werden. Warum? Daran war das Familienunglück des großen Gelehrten Schuld. Nach muselmännischen Gesetz muß nämlich jeder Mufti im gegenwärtigen Besitze einer legitimen Ehehälfte sein: das heißt, wenn er Wittwer oder geschieden ist, so muß er sich schleunigst wieder verheirathen, um

keinen Augenblick als frauenlos dazustehen. Denn frauenlose Männer werden bei den Mauren gradezu für unmoralisch erklärt, da Enthaltfamkeit diesen Leuten als etwas unmögliches erscheint. Sidi Babali wußte das nur zu gut. Er wäre freilich viel lieber ledig geblieben, denn seine einzige Geliebte war seine Gelehrsamkeit. Aber um Musti zu werden, mußte er eine Frau nehmen. Mit Mühe entschloß sich Sidi Babali, in den sauren Apfel zu beißen. Er nahm eine Ehehälfte; er nahm sie recht alt und häßlich und hoffte, dieselbe werde aus Dankbarkeit wenig Ansprüche machen. Inzwischen starb der Hohepriester der Moschee von Algier und Sidi Babali wurde allgemein seiner großen Gelehrsamkeit wegen zu seinem Nachfolger vorgeschlagen. Schon glaubte er seiner Sache gewiß zu sein, er hatte das Wort des Pascha's und aller Würdenträger. Morgen vielleicht schon konnte er Musti sein! Welch ein Glück! Das Ziel seines Lebens war erreicht! Sidi Babali sollte endlich Musti werden! Aber da spielte ihm das neidische Glück den schlimmsten aller Streiche. Der große Gelehrte war zwar vermählt, aber er lebte doch eigentlich ganz, wie vorher. Seine Frau sah er so gut wie nie. Er hatte sie nur genommen, weil er ja heirathen mußte, nicht aber, weil er sich nach den Banden der Ehe sehnte. Er gab seiner Frau zwar keinen Grund zur Eifersucht, denn das ganze weibliche Geschlecht war ihm gleichgültig: eine Ausnahme von andern Muselmännern, die übrigens vielleicht nicht so selten ist, als man gewöhnlich glaubt. Aber damit war der Ehehälfte Sidi Babali's nicht gedient. Sie lief plötzlich zum Kadi und klagte dem Richter vor, ihr

Mann vernachlässige sie auf die unverzeihlichste Weise, er betrete nie das Frauengemach, lasse sie gänzlich allein leben und existire nur für seine Bücher. Darum habe sie sich nicht verheirathet, sie wolle einen Mann, der sich mit ihr beschäftige, und keinen Gelehrten, der nur für seine Bücher lebe. Sidi Babali sei kein Ehemann, der seine Pflichten kenne und erfülle. Zum Schluß trug die Entrüstete auf Scheidung an. Alles Einreden half nichts. Sie hatte nach dem Koran das Recht, in besagtem Falle auf Scheidung zu klagen und sie machte Gebrauch von ihrem Rechte. Sidi Babali war jetzt kein verheiratheter Mann mehr, konnte folglich nicht mehr Mufti werden und die Stelle wurde einem Anderen gegeben. Seitdem hat der schwerheimgesuchte Sidi Babali die Ehe für ewig verschworen und ist in Folge dieses auch natürlich niemals Mufti geworden.

Sidi Romähi bewirthete mich mit echt maurischer Gastfreundlichkeit mit Kaffee und einer Menge von Süßigkeiten, die er durch sein Söhnchen, ein kleines vierjähriges Jüngelchen, welches rothgefärbte Haare hatte, aus seiner Behausung holen ließ. Sidi Romähi war ein echter Typus des besseren Maurenthums. Aus Gutmüthigkeit wäre er fähig gewesen, sein Hemd zu verschenken. Der Gastfreund galt ihm im Augenblicke Alles und die zarten Aufmerksamkeiten, die er für denselben hatte, waren offenbar nicht durch Höflichkeit allein, sondern durch edle Herzensgüte eingegeben. So habe ich manche unter diesem vielgeschmähten Volke kennen gelernt. Gegen den Fremden sind sie zurückhaltend und mißtrauisch; aber so wie sie für Jemand eine Freundschaft gefaßt haben,

so gilt ihnen nichts zu viel, was sie für ihn thun können. Es giebt wenig Europäer, von denen man dasselbe sagen könnte!

Zehntes Capitel.

Rückkehr nach Tanager und weitere Reisepläne.

Thure Rechnung und thränenvoller Abschied. — Abreise von Tetuan. Wieder in Tanager. — Der Mohafzri und seine lächerlichen Ansprüche. — Pläne, ins Innere zu reisen. — Die drei Hauptstädte von Marokko. — Unmöglichkeit, nach Fäs zu gelangen. — Die räuberischen Berber. — Der „Löwe von Tanager“. — Seine verunglückte Reise nach Fäs. — Mein Entschluß, nach Marokko und Mogador zu gehen. — Reisevorbereitungen. — Plötzlich eingetretene Unmöglichkeit, weiter als El-Arisch zu gelangen. — Entschluß, zur See nach Mogador zu reisen. — Ausflug nach El-Arisch.

Mein Wirth in Tetuan, Ben Saken, war nebenbei auch Händler in allen möglichen Curiositäten. Nachdem ich ihn durch einige Ankäufe zufrieden gestellt und meine ganz nach europäischen und zwar großstädtischen Proportionen gestaltete Rechnung berichtigt hatte, erfolgte komischer Weise noch ein überaus rührender Abschied. Alle Juden und Jüdinnen des Hauses glaubten bei dieser Gelegenheit von ihrem Thränenreichthum Proben geben zu müssen. Von hebräischen, arabischen und spanischen Segensprüchen begleitet, trat ich meinen Rücktritt nach Tanager an.

Von Tetuan nämlich giebt es keine andere Art, in das
Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. IV. 6

Innere der marokkanischen Staaten zu gelangen, als über Tanger. Dieß gilt freilich nur für den Europäer, welcher nur in Tanger durch Vermittlung der Consuln sich die nöthige Erlaubniß und militärische Bedeckung zu diesem Ausflug verschaffen kann, und Consuln giebt es eben nur in Tanger. In den andern Orten sind nur ohnmächtige Viceconsuln und Agenten. Der Ritt wurde abermals in einem Tage zurückgelegt, an dessen Abend mich das gastliche schwedische Consulat wieder aufnahm.

Der Mochabui oder arabische Reiter, welcher mich hin und zurück begleitet hatte, war mir in pecuniärer Hinsicht sehr theuer zu stehen gekommen. Es ist unbegreiflich, welche hohe Preise die marokkanische Regierung für die militärische Bedeckung, welche sie dem Reisenden gewährt, fordert. Dieß ist um so auffallender, als Marokko doch ein äußerst billiges Land ist und als die Soldaten eine lächerlich geringe Löhnung empfangen. Mein Begleiter kostete mich auf dieser Tour täglich den namhaftesten Betrag von zwanzig Francs und es war vollkommen unmöglich, ihn in seinen Ansprüchen niedriger zu stimmen, so sehr auch mein Freund, Herr Ehrenhoff sich darum bemühte.

Meinen zweiten Aufenthalt in Tanger benutzte ich hauptsächlich zu Erkundigungen und Vorbereitungen für meine projectirte Reise ins Innere. Es war mein sehnlichstes Streben, wenigstens eine der Hauptstädte des Kaisers von Marokko zu sehen. Das Reich besitzt ihrer nämlich, wie wohl nicht Jedem meiner Leser bekannt sein wird, drei: Fäs, Mätinäs und Marokko, arabisch Meräkäschi genannt. Erstere

ist bei Weitem die bedeutendste, die Hauptstadt des Sultanats oder Königreichs gleichen Namens, hochberühmt im Mittelalter als Sitz der Khalifen aus dem Hause der Edrisiden, Almoraviden und Almohaden. Unter diesen Dynastien war Fäs die Hauptstadt eines weiten mächtigen Reiches, welches Nordafrika und Spanien umfaßte, gewesen. Jetzt hat es zwar den Rang einer ausschließlichen Hauptstadt verloren, auch bildet es nur noch äußerst selten den Aufenthalt der Herrscher, welche Mäkinäs als ihre Residenzstadt bei ihrer Anwesenheit im Königreich Fäs, d. h. in den nördlichen Provinzen, und Marokko, wenn sie sich im Königreich gleichen Namens, d. h. in den südlichen Provinzen, aufhalten, den Vorzug geben. Dennoch ist Fäs noch immer die größte und vollreichste Stadt des Kaiserreichs und soll an Luxus, an Handel und Verkehr, an Schönheit seiner Gebäude weit Marokko übertreffen. Mäkinäs ist eine bloße Palaststadt. Leider konnte ich über Fäs nur blutwenig erfahren. Von allen Agenten fremder Mächte in Tanger war nur der einzige, englische Consul einmal daselbst gewesen und dieser erzählte mir, daß er während seines Dortseins so gut wie nichts von der Stadt habe sehen können. Fäs gilt nämlich den Muselmännern als eine noch viel heiligere Stadt, als Tetuan, und selbst, wenn ein Europäer, was beinahe beispieillos ist, die Erlaubniß erhalten sollte, sie zu betreten, so würde man ihn doch während seines Aufenthaltes so viel, wie möglich, vom Besehen derselben abzuhalten wissen. Mir war die Erlaubniß, nach Fäs kommen zu dürfen, geradezu unerreichbar. Selbst im günstigsten Falle nämlich muß der, welcher um sie

nachgesucht hat, immer mehrere Monate auf die Antwort warten, da Alles in diesem Lande mit einer wahrhaft beispiellosen Langsamkeit betrieben wird, und so lange zu warten war mir unmöglich. Fäs ist eigentlich von Tanger nur sechs Tagereisen zu Pferde entfernt, aber um diese zurückzulegen, dazu muß man außer besagter Erlaubniß auch noch eine Bedeckung von wenigstens hundert Mann haben, da man einen großen Theil des Wegs durch ununterjochte Districte kommt, die von den räuberischen Berber bewohnt werden. Diese Berber sind gleichen Ursprungs mit den Kabysen der Algerie, stammen also von den Libyern, den Ureinwohnern Nordafrika's, ab; sie sprechen ihre eigene, dem Kabylischen ähnliche Sprache und sind dem Kaiser von Marokko nur nominell unterworfen. Durch ihr Gebiet ist es oft fast unmöglich, hindurch zu reisen. Manchmal begnügen sie sich mit einem Tribut, aber sie sind auch im Stande, den Reisenden festzuhalten und nur gegen bedeutendes Lösegeld wieder frei zu geben, ja in fanatischer Wuth können sie sich zum Aergsten gegen ihn hinreißen lassen. Der Schutz der marokkanischen Regierung, selbst eine geringere militärische Bedeckung, werden hier gar nicht geachtet. Man müßte gleich ein ganzes Bataillon Truppen als Escorte mitnehmen. Der englische Consul wurde auf seiner Reise von Tanger nach Fäs von einer sehr starken Bedeckung escortirt und trotzdem mußte er noch den räuberischen Berber Tribut zahlen. Alle Hoffnung, nach jener interessanten Hauptstadt zu gelangen, mußte ich daher aufgeben, was ich um so mehr beklagte, da sich in der Nähe von Fäs und Mälinäs die bis jetzt beinahe gänzlich

unbekannten Ruinen der römischen Stadt Volubilis befinden, von denen Niemand seit Leo Africanus eine Beschreibung gegeben hat. Die andere Hauptstadt des Königreichs Fäs, Mälinäs, liegt unweit von der ersteren und ist eben so schwer zu erreichen. Welchen Unannehmlichkeiten ein Reisender ausgesetzt sei, der es trotz des Verbots und ohne Bedeckung dennoch wagen sollte, nach Fäs zu reisen, davon bekam ich im Hause des schwedischen Consuls ein kleines Beispiel zu sehen.

Bei einem Diner, welches Herr Ehrenhoff gab, saß mir gegenüber eine breitschultrige, dickköpfige Persönlichkeit, welche sich durch ein großes schwarzes Pflaster über dem einen Auge unvortheilhaft auszeichnete. Ich erkundigte mich bei dem Sohne meines freundlichen Wirthes, demselben, der heut zu Tage (1862) die Consulsstelle bekleidet und der bei jener Mahlzeit neben mir saß, wer das Cyclopengesicht sei?

„Wie?“ rief er erstaunt, „Sie kennen die größte Curiosität, welche Tanger seit einer Woche besitzt, nicht? Man nennt ihn nur den „Löwen von Tanger“, denn lange haben wir kein Exemplar hier gehabt, welches sich durch so interessante, namentlich für Tanger interessante Abenteuer ausgezeichnet hätte.“

Neugierig fragte ich, welchen Ereignissen dieser Herr seine Berühmtheit verdanke?

„Er ist,“ wurde mir geantwortet, „seit zwanzig Jahren der erste Europäer, der es gewagt hatte, nach Fäs zu reisen, und daß er nicht unbeschädigt zurückgekommen ist, mag Ihnen das schwarze Pflaster, welches sein Auge bedeckt, ankündigen.

Augenblicklich wurde der Wunsch in mir rege, die Be-

kenntschafft des „Löwen von Tanager“ zu machen, um ihn seine Schicksale erzählen zu hören. Aber Letzteres sollte mir auch ohne Ersteres zu Theil werden, denn eben perorirte er laut und erzählte mit Stentorstimme seine Abenteuer. Er hatte sich von einem französischen Renegaten überreden lassen, das muselmännische Costüm anzunehmen, um in demselben die Reise nach Fäs zu machen. Der Franzose hatte ihm versprochen, ihn für eine gewisse Summe sicher hin und zurück zu bringen. Gleich nach seinem Costümwechsel konnte er freilich nicht abreisen, die schlauen Mauren hätten Verdacht geschöpft, wenn sie einen Europäer heute französisch, morgen maurisch gekleidet gesehen hätten. Deshalb mußte er sich dem langweiligen Auskunftsmitel unterwerfen, zwei Monate eingesperrt im Hause des Renegaten in Tanager zu weilen, um so die Muselmänner an seine Abreise glauben zu machen und dann plötzlich wieder, und zwar diesmal als echter Araber, aufzutauhen. Die Metamorphose ging ziemlich gut von Statten. Dennoch war äußerste Vorsicht nothwendig, denn in diesem Lande ist, was den Verkehr mit Europäern betrifft, nicht nur die Regierung die fanatische Wächterin; nein! jeder Muselmänn bewacht mit derselben Eiferjucht jeden möglichen Uebertreter; denn jeder Christ, welcher nach der heiligen Stadt reisen will, gilt für einen Religionschänder.

Dieser kühne Unternehmer der unberufenen Reise nach Fäs war ein gutmüthiger deutscher Schweizer, der zu seinem Unglück noch kein Wort Arabisch verstand. Er war also, um sich nicht zu verrathen, zur stummen Rolle verurtheilt. Gegen alles Erwarten ging die Reise gut von Statten und der

„Löwe von Tanger“ kam lebendig in Fäs an. Der Exfranzose hatte Wort gehalten und ihn durch alle die aufrührerischen Kabylenstämme hindurchgeschmuggelt ohne Verdacht zu erregen. Freilich waren sie stets nur zur Nachtzeit gereist und hatten die Tage in elenden Gurbis versteckt zugebracht. Aber das war dem kühnen Touristen gleichgültig. Er hatte endlich sein Ziel erreicht. Er sollte Fäs sehen! Schon war er in dieser Stadt angekommen! Schon wohnte er in einem halbverfallenen maurischen Hause der Vorstadt und harrte nur noch des günstigen Augenblicks, um die bei Nacht betretene Stadt bei Tage in Augenschein nehmen zu können.

Aber obgleich das Fädchen sehr fein gesponnen war, so kam es doch an das Licht der Sonne, die hier in Afrika eigenthümlich hell strahlt. Die Mauren bekamen Wind von der Sache, wie? Das wußte der „Löwe von Tanger“ sich nicht zu erklären. Bald verbreitete sich in Fäs das Gerücht, ein verhafter Kumih (Christ) sei verkleidet in der heiligen Stadt angelangt. Derselbe könne nur die schlimmsten Absichten hegen. Gewiß wolle er die Heiligthümer des Islams profaniren. Auch sei kein Zweifel, er beabsichtige, die Stadt den Franzosen in die Hände zu spielen. Wie? — Das war freilich schwer zu sagen. Aber ein Kumih gilt in den Augen der Mauren für einen Hexenmeister, der Alles kann, was er will.

Ein Rottte Janhagel sammelte sich gleich beim frühesten Morgen um das Haus, in welchem der Schweizer wohnte, und begann, es mit Steinen zu bewerfen. Mit Mühe bewerkstelligte der Exfranzose seine Flucht mit „dem Löwen von Tanger“. Leider konnte er aber nicht verhindern, daß diesem

mehrere Steine ins Gesicht geworfen wurden, wovon einer eine große Beule oberhalb des Auges zur Folge hatte.

Nach Tanger zurückgekehrt, tröstete unsern Helden die Bewunderung der europäischen Colonie, welche diesen Märtyrer des Touristenthums für einige Tage zu ihrem „Löwen“ erkor.

Aller Hoffnung beraubt, Fäs sehen zu können, wuchs in mir desto stärker das Verlangen, wenigstens die andere Hauptstadt des Kaiserreichs, das viel südlicher gelegene Marokko, zu besuchen. Sonderbarer Weise ist es leichter für den Europäer, nach dieser entfernten Stadt zu gelangen, als nach dem nähern Fäs. Der Grund hiervon mag wohl darin liegen, daß Marokko näher am Meere, als Fäs, gelegen ist, indem es nur einige Tagereisen von Mogador, der bedeutendsten Handelsstadt und dem größten Seehafen des Kaiserthums, entfernt ist. Freilich sollte es mir auch nur unter steter Geheimhaltung meiner Absichten, ja gewissermaßen Geheimhaltung meiner Existenz, gelingen, diesen Reiseplan auszuführen.

Nach der ebenerwähnten Handelsstadt zu gelangen, gab es nun zwei Arten, nämlich die Landreise zu Pferd, welche etwa achtzehn Tage dauert, und die Seereise, deren Möglichkeit jedoch allein von einem glücklichen, unverhofften Zufall abhängt, da an eine regelmäßige Packetbootverbindung zwischen Tanger und Mogador natürlich nicht zu denken ist und nur zuweilen Kauffahrer dorthin gehen.

Da jetzt kein Schiff bereit stand und auch keine Aussicht auf die Ankunft eines nach Mogador segelnden Fahrzeuges vorhanden war, so blieb mir nichts übrig, als die Vorbereitungen zur Landreise zu treffen. Sonderbarerweise kann ein

Europäer die lange Landreise durch diesen Theil der marokkanischen Provinzen so ziemlich gefahrlos zurücklegen, während die weit kürzere nach Fäs unausführbar ist. Er darf aber auf dieser Tour sich niemals von der Küste entfernen. Man kann also dreimal so lange, als die Reise nach Fäs dauern würde, in demselben Lande unangefochten reisen, wenn man nur das Innere und die entsetzlichen Berber vermeidet. Letztere sind freilich im Stande, wenn sie hören, daß ein Europäer auf dem Küstenwege sich reisend befinde, einen Ausflug dorthin zu machen und dann wäre der Tourist ebenso schlimm daran, als auf dem Wege nach Fäs. Darum muß derselbe seine Vorbereitungen so geheim als möglich treffen. Der schwedische Consul fand es deßhalb auch gerathener, alle nöthigen Reiseutensilien und Beförderungsmittel für mich auf seinen eigenen Namen einzukaufen. Wir fingen damit an, ein Reitpferd und zwei Maulthiere zum Gepäcktragen zu erstehen. Ersteres war vom Berberschlage, klein und stämmig, unschön, aber ausdauernd, und kostete die lächerlich wohlfeile Summe von 16 spanischen Thalern, etwa 40 Gulden rheinisch. Die Maulthiere, die fast eben so sehr und noch mehr geschätzt werden, als Pferde, waren von annähernd gleichen Preisen. Der Maure zieht es gewöhnlich vor, eine Mauleselin zu reiten. Sie sind zäher und ausdauernder, übrigens eben so groß, als die hiesigen Pferde. Zum Gepäcktragen sind sie ganz vortrefflich und bei weitem geeigneter, als andere Thiere. Die Kochapparate, die Gantine, ein Feldbett und ein Zelt bildeten die weiteren unumgänglich nothwendigen Artikel der Ausstattung eines Touristen in diesem gasthoslosen

Land. Darauf miethete ich für jedes der von mir gekauften Thiere einen Knecht, denn bei der beispiellosen, zur Landes-
 sitte gewordenen Faulheit dieser Leute weigert sich ein Maure,
 zwei Pferde auf einmal zu besorgen. Auch einen Koch war
 ich genöthigt, anzuwerben. Letzterer war, wie fast alle
 Dienstboten der Consulate in Tanger, ein Jude, aber in sei-
 ner Kunst, die er in einer Consulatsküche erlernt hatte, sehr
 bewandert, dazu von mäßigen Ansprüchen. Die Stallknechte
 waren jedoch keine Israeliten. Die hiesigen Juden pflegen
 sich nämlich entsetzlich vor Pferden zu fürchten. So waren
 alle meine Vorbereitungen zur Landreise nach Mogador ge-
 troffen, als plötzlich zwei Nachrichten einliefen, die meine
 Pläne vollkommen umgestalten mußten. Erstens hieß es, eine
 Anzahl der gefürchteten Berber habe wirklich sich auf der
 Strecke zwischen El-Arisch und Saleh nach der Küste begeben,
 um dort ihr Herbstquartier aufzuschlagen, also diesen Weg
 unpassirbar gemacht. Dazu seien einige der dort wohnenden
 Stämme in offenem Aufruhr gegen die kaiserliche Regierung
 begriffen. Fast an demselben Tage mit jener unerwünschten
 Nachricht traf jedoch eine andere ein, welche meinen Reise-
 plänen zur Entschädigung für die eben verschlossene eine
 andere Thür, die zu demselben Ziele führte, öffnete. Es
 wurde nämlich Herrn Ehrenhoff von Gibraltar geschrieben,
 daß sich dort ein englisches Segelschiff mit Fracht nach Moga-
 dor befände. Dieß war eine unverhofft gute Nachricht, denn
 der Handel von Mogador ist in den letzten Jahren so unbe-
 deutend geworden, daß man nur äußerst selten in Gibraltar
 Schiffe, welche dorthin gehen, trifft.

Die Zeit der Abreise dieses Seglers war indessen erst in einer Woche festgesetzt, so daß ich noch einige Tage in Tanger verweilen durfte. Ich war natürlich Unwillens meine angeschafften Maulthiere und das Pferd, sowie meine Reiseapparate zu verkaufen, da ich Alles dieß doch in Mogador hätte anschaffen müssen, um von dort aus die Reise nach Marokko zu machen. So entschloß ich mich denn, Alles zu behalten und selbst die gemietheten Diener nicht zu entlassen. Ihr Transport auf dem Segelschiffe hätte jedoch einige Schwierigkeiten geboten, da ich mich in Gibraltar einschiffen mußte und diese marokkanischen Unterthanen nur mit Schwierigkeit Pässe in's Ausland bekommen. Herr Ehrenhoff rieth mir deßhalb, die arabischen Knechte mit meinem Eigenthum auf dem Landweg nach Mogador zu schicken. Sie würden keine Aufmerksamkeit bei den Eingebornen erregen und hätten folglich weit weniger von den Berber zu fürchten, als wenn ich bei ihnen gewesen wäre.

Als die kleine Karawane meiner Diener und meiner Thiere eben zum Aufbruch bereit stand, da fiel es mir plötzlich ein, daß ich sie ja ganz gut eine Strecke Weges begleiten und so noch ein Stück vom Lande sehen könne. In Gibraltar brauchte ich erst in 8 Tagen zu sein und bis El Arisch oder Larasch war ja der Weg sicher. Die Gefahr fing erst hinter El Arisch an. Diesen Entschluß führte ich, wie es denn auch nöthig war, mit der größten Schnelligkeit aus. Ich befahl meinen Dienern, die schon zur Abreise fertig waren, noch ein Paar Stunden zu verziehen, denn zuerst mußte ich mir eine Erlaubniß vom Pascha und eine Escorte zur Reisebegleitung

verschaffen. Auch ein Miethpferd mußte ich mitnehmen, denn das meinige konnte ich ja nur auf dem Hinweg benutzen, da es mit den Stallknechten von El Arisch aus nach Mogador weiter ging. Des Consuls Freundlichkeit verschaffte mir alle diese Dinge in kürzester Zeit, d. h. was man hier in kürzester Zeit nennt, im Laufe von sechs bis sieben Stunden. Um drei Uhr Nachmittags etwa machten wir uns auf den Weg nach El-Arisch.

Elftes Capitel.

Arfila und El-Arisch.

Entfernung von Tanger nach Arfila. — Der Mokbasni. — Missiud's Gelehrsamkeit. — Karawane. — Der Ued Marhar. — Der Ocean. — Nächtlicher Ritt. — Campirung. — Moraliſche Vorlesung. — Arfila. — Ruinenstadt. — Bombardement. — Jilis. — Weiterreise nach El-Arisch. — Ankunft am Ued Aulus. — Besuche der Ruinen von Lixos. — Entdeckung einer phöniciſchen Inschrift. — Die Nacht im Zelte. — Unangenehme Störung. — Die Warte des Pascha. — Die Insel der Hesperiden. — El-Arisch. — Der Pascha. — Der Bazar. — Rückkehr nach Tanger.

Mein Ausflug nach Arfila und El-Arisch, zwei marokkanischen Küstenstädtchen von hohem Alterthum und deßhalb von großem Interesse, sollte fünf Tage dauern: Zwei zur Hinreise, zwei zur Rückkehr, und ein Tag zum Aufenthalte in El-Arisch bestimmt. Da es am Tage des Ausbruchs schon Nachmittag geworden war, ehe wir Tanger verließen, so

konnten wir natürlich nicht hoffen, Arfila noch vor Abend zu erreichen. Wir mußten deßhalb einen Theil der Nacht mit zur Reise benutzen. Die Folge, welche ich von diesem späten Ausbruch voraussah, war, daß wir in Arfila zu einer Stunde ankommen würden, da bereits die Thore geschlossen wären, welche ich keine Hoffnung hatte, für mich sich des Nachts öffnen zu sehen. Dieser Uebelstand war jedoch gering, da ich das Zelt, meine Cantinen und Kochapparate, sowie den Koch selbst bei mir hatte, und entschlossen war, auf dieser kleinen Tour bereits ganz unabhängig von Häusern und Wirthen zu leben. Der Mekhafni, welchen man mir mitgegeben hatte und dem ich die Summe von 3 spanischen Thalern täglich für seine Begleitung zahlen mußte, welches Geld, beiläufig gesagt, er übrigens nur zum kleinen Theil selbst bekam, indem seine Obern die größte Portion davon erhielten, war eines der vortheilhafteren Exemplare seiner Klasse. Es war dieß ein vierzigjähriger Mann von edler, echt arabischer Abkunft, Namens Sidi Miffiud. Miffiud war nicht zum Soldaten erzogen worden. Er war ein Taleb (Gelehrter) und kannte den ganzen Koran auswendig. Er hätte mit Leichtigkeit irgend ein kleines Aemtlehen bei der Moschee bekommen können. Aber diese Aemtlehen werfen so entsetzlich wenig ab, daß er es vorzog, gemeiner Soldat zu werden. Als solcher verdiente er freilich auch blutwenig, aber er hatte auch wenig Ausgaben; denn als Soldat durfte er Junggeselle bleiben und hatte folglich nur sich selbst zu ernähren, während jeder Bedienstete bei der Moschee verheirathet sein muß. Dieser gelehrte Soldat war ein ganz erträgliches Wesen. Er war

für einen Marokkaner auch sehr wenig fanatisch. Ueberhaupt habe ich bei den Mauren immer gefunden, daß die Gelehrten am wenigsten fanatisch sind. Dieß ist um so auffallender, da die maurische Gelehrsamkeit lediglich in Theologie besteht und ein Taleb des Islams gewissermaßen einem Priester oder Mönch entspricht, ich sage gewissermaßen, denn streng genommen haben die Mohamedaner gar kein Priesterthum, sondern jeder, der nur das erste Capitel des Korans auswendig weiß, ist ebenso tüchtig, einen Imam (Vorbeter) zu machen, als der gelehrteste Mufti. Die Mauren haben eine sprichwörtliche Redensart: „El Ami daim Uar.“ Dieß kann man etwa so übersetzen: „Der Unwissende ist immer fanatisch.“ Die Wahrheit dieses Wortes habe ich überall erprobt. Aber el Messud war eben kein Unwissender und deßhalb auch nicht fanatisch. Ja! was ich kaum bei einem Marokkaner für möglich gehalten hätte, er nahm es gar nicht übel auf, als ich im Gespräch einige Vertrautheit mit dem Koran verrieth und ihm sogar einige Verse citirte. Ein unwissender Maure würde eine solche Kenntniß bei einem Christenhund höchst strafwürdig gefunden haben. Wir vertrugen uns deßhalb ganz vorzüglich und unterhielten uns den ganzen Weg sehr gut und zwar meist über theologische Gegenstände.

Die StraÙe, auf welcher wir anfangs einherritten, war der große Hauptverbindungsweg, welcher von Tanger nach Fäs führt. Hier begegneten wir einer Karawane von etwa 100 Kameelen, welche mit Getreide beladen waren, denn seit einigen Monaten war die Erndtzeit vorüber und der Weizen sollte in Tanger eingeschiff't werden. Die Araber, Mauren

und Babeln, welche die Kameele, meist zu Fuß, begleiteten, boten ein malerisches Gemisch von verschiedenartigen Physiognomien, Hautfarben, Turbanformen, Kleidungsstücken und Lumpen dar. Ein reicher Kaufmann hatte sein ganzes Harem bei sich. Die Frauen saßen in kleinen, käfigartigen, viereckigen Kästen, welche auf Kameelrücken festgebunden waren. Diese Kästen schaukelten und wackelten bei jedem Schritte des Wüstenschiffes von einer Seite auf die andere und die darin gefangenen Schönen müßten mit der „Kameelskrankheit“ eine gründliche Bekanntschaft gemacht haben. Von diesen Damen sah man so gut wie nichts. Ein Paquet von weißem Baumwollenstoff und Mouffelin, welches durch das Gitter zu erblicken war, ließ jedoch errathen, daß hinter diesem Verbande sich ein Gesicht befinden mochte.

Bald verließen wir die Hauptstraße und wendeten uns westlich. Ein schönes weites Thal, von einem rieselnden Flüsschen, dem Ued Marhar, durchzogen, öffnete sich vor unsern Blicken. Dieser Fluß ist, wie alle nahe beim Ocean gelegenen Ströme, zur Zeit der Fluth sehr angeschwollen und dann muß man die Ebbezeit abwarten, um ihn passiren zu können. Zum Glück war es jedoch eben Ebbe. Wir durchwateten deßhalb ungehindert den Ued Marhar, an einer Stelle, welche man Makta el Haschef oder auch Meschrat el Haschef nennt, welche Worte die „Furt der Trockenheit“ bedeuten.

Nach vier- bis fünfständigem Ritt von Tanger aus erreichten wir das Ufer des herrlichen, majestätisch dahinwogenden, Oceans. Da es Ebbe war, so konnten wir im Sande

des Meeres selbst dahinreiten. Die Pferde schienen es besonders zu lieben, sich den Wellen so viel als möglich zu nähern. Nur selten, wenn eine besonders brausende Woge auf uns zustürzte und bis an den Bauch der Kasse hinaufspritzte, fuhren sie entsetzt zurück, kehrten aber bald wieder zum schäumigen, weißen Wellenrande zurück.

Um 7 Uhr ging die Sonne in unvergleichlicher Pracht im Ocean unter. Gleich einem Schiffe mit goldenem Segel schien sie einen Augenblick verweilen und strahlend dahinschwimmen zu wollen. Dann aber traten die Wogen in ihr Recht ein und verschlangen den leuchtenden Feuerball. Bald ward es dunkel. Sterne leuchteten zwar, aber der Mond verschmähte es, sich zu zeigen. Was jedoch in dieser geheimnißvollen Finsterniß sich uns als ein strahlender Wegweiser darbot, das waren die silbernen Schäume des Meeressrandes, die in der nächtlichen Landschaft leuchtend dahinwogten.

Sieben Stunden nachdem wir Tanger verlassen hatten, sahen wir eine schwarze Masse vor unsern Blicken sich im nächtlichen Dunkel mit undeutlichen, räthselvollen Umrissen abzeichnen. Es war das Ziel unserer heutigen Reise: Arfila. Ein Oeffnen der Thore war in dieser nächtlichen Stunde natürlich nicht zu hoffen. So schlug ich denn mein Zelt etwa 100 Schritte von der Stadtmauer entfernt auf. Mein Koch bereitete ein verhältnißmäßig treffliches und jedenfalls sehr willkommenes Nachtmahl, an dem ich und der Mokhasni Theil nahmen. Nachdem wir abgespeist hatten, plauderten wir noch ein Stündchen bei einer Tasse Atsai (Thee), welcher bei den Marokkanern die Stelle des Kaffee's vertritt. Mein Mokhasni

wollte nicht rauchen. Er hielt diese Gewohnheit für Makruh (verabscheuungswürdig). Bei dieser Gelegenheit belehrte er mich über muselmännische Moralbegriffe. Die Mohamedaner theilen nämlich alle Handlungen, welche ein Mensch begehen kann, in 5 Klassen ein. Diese fünf Klassen sind folgende:

1) El Hallal, tugendhafte Handlungen. Hierzu werden nicht nur die eigentlichen Tugenden gerechnet, sondern auch Dinge, welche der Schöpfer dem Menschen zur Erhaltung seines Lebens als Nothwendigkeiten auferlegt hat: wie Essen, Trinken, Schlafen u. s. w.

2) El Haram, Sünden: Alles, was durch den Koran verboten ist, also sowohl das, was auch wir Sünde nennen, wie Stehlen, Morden, als auch das, was bloß der Islam als Sünde aufführt, wie Schweinefleischessen, Weintrinken u. s. w.

3) El Makruh: verabscheuungswürdige oder richtiger gesagt häßliche Handlungen, die zwar nicht Sünde sind, aber doch der Sünde nahe stehen. Zu dieser Klasse gehört Tabakrauchen, Schnupfen, überhaupt jeder Luxus.

4) El Mostahab, das Wünschenswerthe: Handlungen oder Gewohnheiten, welche zwar noch keine Tugenden im strengen Sinne des Wortes sind, aber doch der Tugend nahe stehen. Hierzu gehört Reinlichkeit, Ordnung u. s. w.

5) El Rubah, völlig gleichgültige Handlungen, die weder moralisch noch unmoralisch sind: wie Sich Niedersetzen, Aufstehen, Sich Hinlegen u. s. w.

Was die dritte Klasse betrifft, so giebt es in derselben noch Abstufungen. Alle Handlungen, welche Makruh sind,

sind nicht gleich verabscheuungswürdig. Ein auffallendes Beispiel bilden die beiden Untugenden: Schnupfen und Rauchen. Erstere dieser Handlungen wird für ein viel gelinderes Makruh gehalten, als letztere. So findet man z. B. nie einen Taleb im Maghreb, welcher es wagt, sich rauchend zu zeigen. Ein Kadi oder Mufti, welcher rauchen wollte, würde gradezu seine Stelle verlieren. Dagegen schnupfen alle frommen Muselmänner. Das Schnupfen ist die eigentliche Gelehrtenuntugend bei den Mauren. Im Orient rauchen bekanntlich selbst die Mollahs (Geistlichen). Dafür sind aber auch die Mauren nicht wenig scandalisirt, wenn sie auf ihrer Pilgerfahrt nach Mekka durch Aegypten kommen und alle Diener der Moscheen daselbst rauchen sehen.

Nachdem ich durch Rauchen einiger Cigaretten mich ganz besonders Makruh gezeigt hatte, ergab ich mich auf meinem in Tanger gekauften Feldbett in meinem Zelte dem Schlummer. Der Mokhasni, sowie meine Diener und der Koch schliefen im Freien. Schon um 5 Uhr Morgens war ich auf den Beinen. Jetzt erst gewahrte ich, was das, was in der Nacht bei undeutlichem Sternenlicht mir als eine Stadt, wie eine andere, vorgekommen war, für ein entsetzlicher Ruinenhaufen sei. Die Ringmauern waren halbverfallen und in der Stadt selbst sah es wüßt und öde aus. Die Zeit und Fahrlässigkeit der Mauren waren wohl an dem Verfall Arfila's hauptsächlich Schuld. Außerdem war Arfila aber auch noch beschossen worden und zwar im J. 1829 durch die Destreicher unter Bandiera, dem Vater jener zwei bekannten Carbonari, die in Neapel hingerichtet wurden. Solche Beschießungen

maurischer Städte sind ebenso barbarisch als zwecklos. Man straft unglückliche Unterthanen für die Vergehen ihrer Herrscher. Arsila hatte sich nach dem Bombardement nicht wieder aufschwingen können. In muselmännischen Ländern bleibt, was einmal Ruine ist, immer Ruine. Dennoch waren diese Ruinen bewohnt, und als ich das Innere der Stadt betrat, fand ich, daß selbst hie und da noch ein unversehrtes Haus zwischen den Trümmern emporragte.

Am Thore Arsila's mußte ich dem Wächter einen Tribut, gewissermaßen einen Eintrittspreis, zahlen, eine Lächerlichkeit, die mir weder in Tanger noch Tetuan vorgekommen war. Die Thorschwelle bildete eigenthümlicher Weise eine antike Tempelsäule, welche quer im Eingang hingeworfen erschien, ein erster sprechender Beweis von dem hohen Alterthum Arsila's. Sonst konnte ich jedoch von antiken Resten nichts, als zerstreute oder in arabischen Häusern eingemauerte Bruchstücke von Bausteinen entdecken.

Nachdem ich einmal durch die Stadt hin- und zurückgegangen war, hatte ich alle ihre Merkwürdigkeiten erschöpft. Ich suchte mein Zelt wieder auf, und nach dem Morgenimbiß trieb ich meine kleine Karawane zum Aufbruch nach El-Arisch.

Arsila, dieses jetzige Ruinenstädtchen, war im Alterthum nicht ohne Wichtigkeit. Von den Phönicern gegründet, erhielt es von ihnen den Namen Zel (𐤆𐤋), welches „die schattige Stadt“ bedeutet. Aus Zel machten die Römer Zilis. Unter diesem Namen führt es das Itinerar an. Pomponius Mela, sowie Ptolemäos nennen es Zilia und Strabo Zelis. Letzterer erwähnt die Verpflanzung der Bewohner von Zilis nach

Spanien und zwar, wie man annimmt, an die Stelle, wo sich das heutige Algesiras befindet. Mannert bemerkt jedoch mit vielem Recht, daß wohl nicht alle Bewohner von Zilis auswanderten. In der That wurde Zilis von den Römern später zur Colonie erhoben. Plinius nennt es Colonia Constantia. Es wurde als römische Colonia zur Zeit der mauritanischen Könige deren Jurisdiction ganz entzogen und hing von dem Proconsul Spaniens ab. Später sollte bekanntlich die ganze Mauritania Tingitana der Jurisdiction des spanischen Proconsuls unterworfen werden und so allen politischen Zusammenhang mit dem übrigen Afrika verlieren. Bischöfe von Zilis sind uns nicht bekannt. Man würde jedoch Unrecht thun, daraus zu schließen, daß Zilis kein Bisthum gewesen sei. Nur sehr wenige Bischöfe der Mauritania Tingitana erschienen auf den Concilien zu Carthago, deren Berichte doch fast unsre einzige Quelle für die Kenntniß der Bisthümer sind.

Zilis scheint früh in Verfall gerathen zu sein. Auch im Mittelalter vermochte es nicht, sich zu namhafter Blüthe wieder zu erheben. 1471 wurde es von den Portugiesen erobert, welche jedoch nach fünfzig Jahren wieder daraus vertrieben werden sollten. Seitdem fristete es ein trauriges Dasein, bis es zuletzt zu der Leiche von einer Stadt ward, als welche es noch heute erscheint. Etliche 1000 Bewohner vegetiren noch in dieser Trümmerstadt. Der Handel ist auf Null herabgesunken, der Hafen gänzlich versandet.

Um 8 Uhr Morgens setzte sich meine kleine Karawane, Ursila verlassend, wieder in Bewegung. Nach einem einstün-

digen Ritte über Hügelland erreichten wir den Meeresstrand von Neum, dem entlang wir nun mit wenigen Unterbrechungen bis nach El Arisch ritten. Die Unterbrechungen waren Felsenvorsprünge, welche wir umgehen mußten. Da es die Zeit der Fluth war, so konnten wir dieselben nicht im Bette des Meeres selbst umgehen, sondern mußten kleine Umwege, ins innere Land hinein dringend, beschreiben. Nach 7—8stündigem Ritte von Arfila aus erreichten wir El-Arisch oder Larasch. Das heißt, wir fanden uns an dem Flusse, an welchem El-Arisch liegt und waren von der Stadt selbst durch diesen Fluß getrennt. Um nach El-Arisch zu gelangen, mußten wir eine der Fähren benutzen, welche am gegenüberliegenden Ufer hielten. Es dauerte aber lange, bis eine dieser Fähren zu uns herüberkam. Als die Fähre endlich kam, fand es sich, daß die Schiffer einen so unverschämt hohen Preis für das Hinüberbringen meiner kleinen Karawane verlangten, daß ich mich entschloß, lieber, als einer solchen Prellerei nachzugeben, hier am Flusseufer zu campiren und auf eine andere Fahrgelegenheit zu warten. Ich wußte wohl, daß es außer den zwei Fähren nur noch ein Schiff auf dem ganzen Flusse gebe und zwar die Barke des Gouverneurs. Aber eben diese zu erlangen, machte ich mir einige Hoffnung. Ich besaß ein Empfehlungsschreiben an jenen Würdenträger. Mit diesem sandte ich meinen Mokhasni, den freundlichen und dienstfertigen Messiud, nach El-Arisch zum Pascha. Da es immerhin wenigstens eine Stunde dauern mußte (es dauerte aber vier) bis mein Mokhasni zurückkehren konnte, so beschloß ich, das Zelt aufschlagen zu lassen. Als dieses aufge-

schlagen war, fühlte ich mich darin und an dieser schönen einsamen Stelle so heimisch, daß ich den Entschluß faßte, gar nicht in El-Arisch zu übernachten, sondern gleich hier zu lagern. Es war auch gar nicht nöthig, meine sämmtlichen Habseligkeiten nach El-Arisch zu transportiren. Ich selbst wollte ja nur die Stadt mir ansehen und dann wieder nach Tanger zurückkehren. Meine Diener sollten freilich nach Mogador weiter reisen. Aber sie brauchten gar nicht den Fluß auf dieser breiten Stelle zu überfahren, sondern konnten ihn eine Meile weiter stromaufwärts zur Zeit der Ebbe recht gut durchwaten. Ich campirte also am Ufer des Ued Nullus, so heißt nämlich der Fluß von El-Arisch. Ich sah voraus, daß ich heute wohl nicht mehr die Stadt würde betreten können. Deshalb beschloß ich, wenigstens den Nachmittag nicht unbe-
 nutzt verstreichen zu lassen. Am nördlichen Ufer des Flusses, an welchem ich mich befand, liegen die Ruinen des alten Lix oder Lex, einer phöniciſchen Stadt, während an der Stelle des heutigen El-Arisch sich wahrscheinlich eine libysche Stadt, welche ebenfalls Lix hieß, erhob. Der Fluß, welcher die beiden Lix voneinander trennte, hieß im Alterthum Pirus. Die Araber nennen die Stelle der einstigen phöniciſchen Colonie jetzt Teschemis. Dieses Teschemis, welches jetzt nicht mehr bewohnt ist und nur aus Ruinen besteht, erhebt sich auf einem Hügel, der heutigen Stadt schräg gegenüber und weiter stromaufwärts gelegen. Der Fluß beschreibt um diesen Hügel eine Krümmung, ähnlich wie der Rummel um Constantine. So schien die Lage besonders gut für eine befestigte Stadt zu passen. Bald kletterte ich den ruinenbe-

deckten Hügel hinan. Die antiken Trümmer liegen auf einem Raum von etwa einem Viertel einer deutschen Quadratmeile zerstreut. Die Ringmauer der Stadt selbst beschrieb einen Umkreis von nahezu $\frac{2}{3}$ Meilen. Diese Ringmauer, sowohl die alte phöniciſche, als auch die ſpättere römiſche, iſt trotz ihrer vielen Unterbrechungen dennoch deutlich zu traciren. An einzelnen Stellen iſt ſie ſogar noch wohlerhalten. Die alte phöniciſche Mauer beſteht aus mächtigen Quaderſteinen von etwa ſieben Fuß Länge und drei bis vier Fuß Höhe. Die Dicke dieſer Mauer beträgt an einigen Stellen volle zehn Fuß. Die römiſche Mauer tritt nur an den Punkten auf, wo es keine phöniciſche giebt. Sie war nur ein Ergänzungswerk für eingetretene Zerſtörungen an der älteren phöniciſchen Ummauerung. Das puniſche Lix und das ſpättere römiſche Lixus ſcheinen offenbar ganz denſelben Raum eingenommen zu haben. Die Unterbrechungen in der Ringmauer ſind ſo regelmäßig, daß man auf eine ſyſtematiſche Zerſtörung derſelben ſchließen kann. Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß es die Vandalen waren, welche dieſe Mauertheile abtrugen, ähnlich, wie ſie es bei allen andern Städten Mauritanienſ machten.

Ein von wildem Geſtrüpp und Strauchwerk aller Art überwachſenes Ruinenfeld bot ſich inmitten dieſes Ringmauerkreiſes meinen Blicken. Ich erkannte in einer ſtättlichen Trümmermaſſe die Reſte von römiſchen Thermen wieder. Zwar war das Gebäude wild mit Buſchwerk überwachſen, aber es gelang mir, letzteres an einer Stelle zu entfernen und in die Ruinen hinabzuſteigen. Dort fand ich einen Boden mit

solchen Hohlziegeln (*tegulae hamatae*) gepflastert, wie man sie nur in Thermen oberhalb des Badeofens anzubringen pflegte. Unweit davon sah ich ein wohlerhaltenes römisches Gebäude, viereckig in seiner Form, von 25 Fuß Länge und etwa 8 Fuß Weite. Es war gewölbt und das Gewölbe gut conservirt. Ein anderes längliches Gewölbe von etwa 200 Fuß Länge erhob sich unweit davon. Die Reste einer Piscina, ebenfalls gewölbt, lagen in nächster Nähe von jenem Gebäude.

Ich hegte die feste Ueberzeugung, daß in diesen so reichen Ruinen, selbst bei oberflächlicher Nachgrabung, gewiß ein lohnendes Resultat erzielt werden könne und hatte deshalb meinen drei Dienern, welche mich auf dieser Excursion begleiteten, aufgetragen, Spaten und Schaufeln mitzunehmen. Wir begannen das Werk der Nachgrabung an vier verschiedenen Stellen zugleich, indem Jeder, ich mitgerechnet, Hand ans Werk legte. Plötzlich rief mir einer meiner Bursche zu, er habe einen Talisman gefunden. So glaubte er wegen der ihm fremdartigen Schriftzeichen, welche die Steinplatte trug, auf die er beim Nachgraben gestoßen war. Ich ging hinzu und zu meiner unaussprechlichen Freude erblickte ich eine kleine phöniciſche Stele mit ziemlich deutlich lesbarer, unverzerrter Inschrift. Da ich dieselbe noch nirgends veröffentlicht habe, so gebe ich sie hier in der üblichen Transſcription mit hebräiſchen Buchſtaben:

לארן בעל חמן
ולרכת לחנת אש
נדר המאניק בן
המנדל בן אמאן

Ladan Baal Khaman
 ulirabath lithaneith isch
 noder Hamanik ben
 Hamigdal ben Aman

Die Uebersetzung dieser Worte ist nicht schwer, wenn anders die Eintheilung der, wie immer, unabgetheilten Buchstabenreihen in Sylben und Wörter mir richtig gelungen ist. Der Sinn der Inschrift ist:

Dem Herren, dem B a a l, dem Sonnengotte, und unserer Herrin T h a n a i t h (errichtete dieses Denkmal) der Mann, welcher ein Gelübde darbrachte: H a m a n i k, Sohn des H a m i g d a l, Sohn des A m a n.

Wer mit phöniciſchen Inschriften bekannt ist, der wird über die drei hier vorkommenden Namen ſtaunen, welche man noch nicht als phöniciſche kannte. Sie ſind offenbar auch nicht phöniciſch, ſondern wohl barbariſchen, libyſchen Urſprungs und der phöniciſchen Sprache durch Vorſetzung des Artikels Ha zum Theil aſſimilirt.

Dieſen koſtbaren Fund trug ich mit mir in mein Zelt am Fluſſeufer. Ich legte die kleine phöniciſche Stele unter mein Kopfkiffen, denn ich fürchtete mich vor der Raubsucht der Araber, deren Aberglauben immer geneigt iſt, in den antiken Schätzen, welchen ſie von uns Europäern einen ſo großen Werth beilegen ſehen, Talismane zu vermuthen. Gegen Abend kam mein Mokhaſni von El-Ariſch zurück und meldete mir, daß der Gouverneur ſeine Barke zu meiner Diſpoſition geſtellt habe. Es war indeß zu ſpät, um noch am Abend von dieſer Gefälligkeit des Gouverneurs Gebrauch zu machen. So ſchob ich denn den Beſuch der Stadt auf den andern Tag auf.

Es mochte schon die Hälfte der Nacht verstrichen sein, als ich plötzlich in meinem Zelte durch ein ungewöhnliches Geräusch geweckt wurde. Ich schlug die Augen auf und zu meinem unaussprechlichen Erstaunen und zugleich zu meinem nicht geringen Schrecken sah ich etliche zwanzig Araber im Innern des Zeltraumes stehen. Ein alter weißbärtiger, ehrwürdiger Mann schien ihr Oberhaupt zu bilden. Sie kümmerten sich gar nicht um mich, sondern schienen im ganzen Zelt herum nach irgend etwas eifrig zu suchen. Plötzlich rief ein Beduine: „Der Christenhund hat den Talisman, den wir suchen, unter seinem Kopflissen liegen.“ Das war es also! Man hatte Wind bekommen von meinem Fund und wollte mir meinem Talisman (denn dafür hielt man die phöniciſche Stele) rauben. Ich hätte sie ohne Zweifel verlieren müssen, wäre mir nicht im Augenblick ein glücklicher Gedanke gekommen. Ich rief den Alten zu mir ans Bett, auf dem ich noch immer lag, und sagte ihm ins Ohr, ich verspreche ihm eine Summe, wenn er mir meinen Talisman ließe. Der Greis war verschmitzt und geldgierig. Er ging auf meinen Vorschlag ein. Ich gab ihm die Stele zum Betrachten. Er stellte sich, als examinire er dieselbe lange und rief dann zu seinen Begleitern: „Das ist ja gar kein Talisman. Das ist ein Geschreibsel von irgend einem reisenden Rumih (Christ), der seinen Namen auf einem Ruinensteine verewigt hat.“ Kaum hatten die Araber diese Worte vernommen, als sie alle im Chorus, theils fragend, theils ausrufend, die Worte „Makasch Marabut? Makasch Marabut!“ (Kein Talisman) wiederholten. Sie hatten offenbar großen

Respect vor der Autorität des Alten. Bald zogen sie sich zurück. Nur der Alte blieb und empfing seinen Lohn. Dann ging auch er. Meine Nachtruhe wurde nicht weiter gestört.

Dieses Intermezzo belehrte mich, daß das Campiren im Zelte keineswegs ohne Gefahr für mich sei. Dennoch habe ich später die Erfahrung gemacht, daß das Uebernachten im Zelte für einen Europäer in Marokko immer noch dem Uebernachten in einer von Arabern und Mauren bewohnten Stadt vorzuziehen sei. Freilich muß man sein Zelt immer in abgelegener Gegend aufschlagen. Dann entgeht man mit mehr Wahrscheinlichkeit der Aufmerksamkeit, den Beschimpfungen und Mißhandlungen, welche die unausbleibliche Folge sind, wenn der Europäer entdeckt wird.

Am Morgen bestieg ich die Barke des Gouverneurs, welche von zwölf schmucken Burschen gerudert wurde. Da der Kahn ganz zu meiner Disposition stand, so ließ ich zuerst nach der Mündung des Flusses steuern, um die dorthin von den Alten verlegte Insel der Hesperiden zu besuchen. In der That landeten wir auch bald bei einer Insel von etwa 600 Fuß Länge und 120 Fuß Breite. Diese Insel ist zwar nicht flach, wie die alten Geographen sie beschreiben, aber da keine andere in dieser Nähe befindlich ist, so muß man doch annehmen, daß diese jene fabelhafte Insel der Hesperiden gewesen sei, von der die Schriftsteller des Alterthums uns so viel Wunderbares überliefert haben. Hier befand sich jener Altar des Hercules, welcher die wunderbare Eigenschaft hatte, daß er, obgleich tiefer als der Meerespiegel gelegen, dennoch nie vom Meere überspült wurde. Um diesen Altar herum blühten

die Gärten der Hesperiden mit ihren goldenen Äpfeln (Orangen). Nach dieser Hesperideninsel wurde auch der Fluß Lirus zuweilen Hesperides genannt.

Plinius erwähnt die Wunder der Insel des Lirus als Fabeln und wirft dem Cornelius Nepos vor, dieselben geglaubt zu haben. Solinus beschreibt den Altar des Hercules und die Gärten der Hesperiden. Der Polyhistor scheint anzunehmen, daß ein natürliches Hinderniß die Wogen aufgehalten habe, die Insel zu überspülen, (*naturalis repaguli obstaculo iis ipsis marginibus haeret unda*), und dennoch lag diese Insel mitten in der Flussmündung und unter dem Niveau des Meeres!

Ich stieg an dieser Insel ans Land, sah mich aber umsonst nach antiken Resten um. Dann steuerten wir stromaufwärts und erreichten bald El-Arisch. Der arabische Name El-Arisch, gewöhnlich Larasch genannt, bedeutet „das Nebengelände“. Jetzt werden Neben nur noch in geringer Anzahl hier von den Juden gepflanzt. Einst war aber, nach Strabo, ganz Mauritaniens reich mit Weinbergen gesegnet. El Arisch liegt wahrscheinlich an der Stelle des von Skylax erwähnten libyschen Lirus, während das phöniciſche gegenüber am andern Ufer des Flusses lag. Zur Römerzeit waren ohne Zweifel beide Lirus noch bewohnt. Bei El-Arisch sieht man freilich wenig Ruinen. Dennoch erblickte ich am Meeresstrande, unweit des Castells, einige römische Baureste, deren Ursprung unverkennbar ist.

Ich fand die maurische Stadt El-Arisch ungleich weniger verfallen, als das benachbarte Arfila. Dennoch bildet auch

sie keineswegs ein unverletztes Ganzes. Auch hier stößt man innerhalb der Stadtmauern oft auf Ruinen. Die Ringmauern der Stadt selbst sind in einem kläglichen Zustande. Einen erfreulichen Anblick gewährt jedoch die Kaufhalle der Getreidehändler, ein mitten in der Stadt gelegenes, von Säulenarcaden gestütztes, stattliches Gebäude. Unangenehm berührt aber den Freund des Maurenthums, sich sagen zu müssen, daß eben diese Halle, das einzige stattliche Gebäude dieser Maurenstadt, einem christlichen Volke und zwar den Portugiesen, seine Entstehung verdankt. El-Arisch gehörte nämlich im 17. Jahrhundert während 79 Jahren jener Nation an. Leider sah man wenig Käufer und Verkäufer in dieser marokkanischen Börse; leer an Menschen war sie freilich nicht. Aber die Leute, welche sich daselbst aufhielten, schienen nur damit beschäftigt, etwas von ihrem ewigen Nichtsthun auszuruhen, welches Ausruhen, abwechselnd mit dem Nichtsthun selbst, das Einzige ist, womit ein Maure sich die Zeit vertreibt. Ich traf hier auch einen Bekannten. Es war dieß ein Maure aus Algier, den ich manchmal bei meinen dortigen Freunden gesehen hatte und den ich selbst schon als einen mir freundlich gesinnten Menschen ansah. Hier verläugnete er mich jedoch vollkommen. Im fanatischen Marokko würde die Bekanntschaft mit einem Kels er Rumih (Christenbund) auf seine eigene Rechtgläubigkeit einen schlimmen Verdacht geworfen haben. Sind doch die Marokkaner nur zu geneigt, in Allen die aus Algier kommen, selbst in Muselmännern, französische Spione zu erblicken.

Außer der Kaufhalle hat die Stadt noch ein schönes Ge-

bäude. Es ist dieß die Moschee. Da aber marokkanische Moscheen für Christenhunde unnahbar sind, so habe ich von dieser so gut wie gar nichts erblickt. Meine Führer, zwei Soldaten, welche mir der Pascha entgegengeschickt hatte, vermieden sorgfältig, mich Unheiligen in der Nähe des Tempels vorbeizuführen.

El-Arisch liegt sehr malerisch auf zwei kleinen Hügeln am Flussesufer und beherrscht auf einer Seite den Lauf des Sirus, auf der andern den unermesslichen Ocean.

Nachdem sie mich wie ein wildes Thier eine Zeitlang in der Stadt herumgeführt hatten, brachten mich meine Begleiter zum Gouverneur, dem sogenannten Pascha: ein türkisches Wort, welches sich auch hier Eingang verschafft zu haben scheint. Dieser Würdenträger empfing mich in dem Schloß, einem halbverfallenen Gebäude. Das Zimmer, in welchem der Pascha saß, war mit Suleidsch (porcellanartigen Kacheln) gepflastert, die Decken mit Stucco verziert, die Wände völlig nackt. Der Pascha, ein würdig aussehender Fünziger, saß auf einem kleinen länglichen Teppich, Sorbijah genannt, auf dem nur für ihn allein Platz war. Dieser Teppich war der einzige, den Boden bedeckende Gegenstand im ganzen Zimmer. An Strohmatten oder gar Stühle war nicht zu denken. Alle andern anwesenden Mauren hockten auf dem kühlen Suleidsch. Ich setzte mich ebenfalls dahin. Ein monströser Neger brachte mir eine kleine Tasse mit Atjai (Thee). Rauchen durfte ich nicht. Kein Mensch im ganzen Zimmer rauchte. Der Pascha trug einen langen Kaftan, nach der Sitte von Fäs mit Aermeln, und einen andern ohne Aermel darüber. Ersterer Kaftan

entspricht durchaus der antiken Dalmatica, wie überhaupt die Mauren so viel vom antiken Costüm beibehalten haben. Der Gouverneur richtete an mich einige gleichgültige Fragen, in denen sich die holdste Ignoranz über Geographie und Politik spiegelte. Eine Frage war die: Ob Deutschland eine Insel sei? Eine andere die: Ob wir deutsche Unterthanen des Moskow (Russen) oder des Fransißs (Franzosen) seien? Auch einige Fragen über europäische Sitten stellte er an mich. Z. B. wollte er wissen, ob es wahr sei, daß in Europa Leute zu ihrem Vergnügen tanzten? Ich bejahte dieß. Er war hocherstaut und konnte nicht umhin, zu äußern, daß dieß recht sinnlose Menschen sein müßten, worin ich ihm nicht Unrecht gab. Die Araber können sich bekanntlich ein anderes Tanzen, als das von bezahlten Tänzern oder Tänzerinnen, gar nicht denken.

Nach beendigter Audienz ging ich in den Bazar, der dem von Tetuan im Ganzen gleich, aber weit weniger Buden hatte, als jener. Auch einige zwanzig Judenfamilien leben in El-Arisch und mehrere Israeliten haben Buden im Bazar. Die maurische Einwohnerschaft mag etwa 3000 Seelen betragen. Ich sah unter ihnen sehr schöne edelgebaute Gestalten.

Es wandelte mich in El-Arisch die Lust an, ein maurisches Bad zu nehmen. Ich erfuhr jedoch, daß die Bäder zur Badezeit der Muselmänner einem Christenhand unzugänglich seien. Nur, wenn man das ganze Bad für sich allein miethe, könne man Gebrauch davon machen. Ich erkundigte mich durch den Mokhasni, ob ich an diesem Tage das Bad zu meiner Disposition gestellt bekommen könne. Es war jedoch für

heute nicht möglich und da es mich trieb, wieder in Tanager zu sein, so verließ ich ungebadet El-Arisch wieder. Ich campirte die Nacht abermals am Ufer des Lirus und brach am andern Morgen mit dem Mokhasni allein nach Tanager auf, während meine Knechte mit meinen Maulthieren, dem Pferd und dem vollständigen Reiseapparat den Weg nach Mogador weiter fortsetzten.

In Arfila wohnte ich dießmal bei einem Juden, einem früheren Diener des schwedischen Consuls in Tanager. Ich fand gute Aufnahme, für die ich jedoch theuer zahlen mußte. Nach 5tägiger Abwesenheit traf ich wieder im gastlichen Hause des Herrn Ehrenhoff ein.

Zwölftes Capitel.

Küstenfahrt von Tanager nach Saleh.

Abchied von Tanager. — Kurze Uebersahrt nach Gibraltar. — Das Segelschiff „the Commodore“. — Ausfahrt aus der Meerenge. — Nordwestwind. — Stürmische See. — Meerleiden. — Die Küste. — Ad Mercurios. — Der Sinus Emporicus. — Frigidæ. — Banasa. — Die Königschlacht. — Die Mündung des Sebuh. — Subur. — Thamusida. — Die Ruinenstadt Mamurah.

In Tanager verabschiedete ich mich schon den Tag nach meiner Rückkehr von El-Arisch bei meinem lebenswürdigen alten Wirth, den ich nicht wieder sehen sollte. Herr Ehrenhoff war damals schon 75 Jahre alt und hat bald darauf das Zeitliche gesegnet. In einer kleinen Barke von höchstens 15 Tonnen Tragkraft durchfuhr ich in 4 Stunden, bei äußerst

günstigem Winde die Meerenge von Gibraltar. Ich verlor so nicht mehr Zeit, als ich im Dampfschiff auch gebraucht hatte: gewiß ein feltner Fall! Wir hatten einige junge Mauren und auch mehrere Juden an Bord. Es war komisch anzusehen, wie letztere, je mehr wir uns Gibraltar näherten, ein freieres Wesen annahmen. Einer wagte es sogar, die den Juden in Marokko verbotene rothe Mütze aufzusetzen. Das war aber zu viel Kühnheit. Denn jetzt mußte er ein Paar tüchtige maurische Ohrfeigen einstecken.

In Gibraltar ging ich dießmal gar nicht ans Land, sondern begab mich gleich auf das englische Segelschiff „the Commodore“, welches mich nach Mogador bringen sollte. Noch zwei Tage mußten wir jedoch im Hafen bleiben und auf günstigen Wind warten, bis wir die Reise nach jener größten Handelsstadt Marokko's antreten konnten. Der Wind blies immer vom Ocean her, während wir grade den entgegengesetzten nöthig hatten, um aus der Meerenge herauszukommen. Endlich, am dritten Tag, kam eine schwache Brise vom mittelländischen Meer her, unter der wir glücklich aus dem Golf hinauslavrten. In der sonst so bewegten Meerenge fanden wir jedoch dießmal, zu unserer Verzögerung, eine vollkommene Windstille, so daß wir einen ganzen Tag fast an demselben Flecke liegen blieben. Dann kam ein Nordwestwind, zwar auch nicht besonders günstig, aber unter ihm waren wir doch im Stande, durch stetes im Zickzacksegeln voranzukommen und die Meerenge hinter uns zu bringen. Einmal im offenen Ocean, war der stets anhaltende Nordwest ein guter Beförderer und der „Commodore“ beschrieb nun eine Zeitlang jubelnd seine

Bahn der marokkanischen Küste entlang. Meine Lage an Bord des englischen Kauffahrers war grade nicht die bequemste von der Welt. So lange man sich auf dem Verdeck aufhalten konnte, war freilich Alles erträglich. Als wir aber weiter in den Ocean hinauslamen und die Wellen viel stärker wurden, so daß sie das Deck fast jeden Augenblick mit einem Sturzbad salzigen Schaums überspülten, da hieß es, sich in die Cajüte zurückziehen. In derselben war jedoch die Luft so schwül und drückend, daß bei der immer stärker werdenden Bewegung des Schiffes bald auch ein besserer Seefahrer, als ich, der Meerkrankheit in die Arme gesunken wäre. In und an der mir zugewiesenen, engen Koje, welche nächst der des Capitains die einzige war, welche das Schiff aufzuweisen hatte, war nichts vorhanden, als die fünf Bretter ihrer Umwandung. Zum Glück hatte ich eine Matraze mitgenommen und diese in die Koje zwängend, überließ ich mich der horizontalen Lage und den Qualen des „gräßlichen Nebels“. Statt abzunehmen, wurde die Bewegung immer heftiger, das Schaukeln wechselte ab mit dem Rollen und ich konnte zu meinem eigenen Nachtheil Studien über diese verschiedenen Bewegungen anstellen. Die stets praktisch sich ausdrückenden Franzosen haben für die beiden Hauptbewegungen, welche ein Schiff in wogender See macht, die sehr bezeichnenden Ausdrücke: „Tangago“ und „Roulis“. „Tangago“ ist die Bewegung in der Länge des Schiffes, wenn dasselbe von Kiel zu Steuer und von Steuer zu Kiel durch die unter ihm herfahrenden gleichmäßigen Wellen gehoben und gesenkt wird. Dafür hat unsere weniger specialisirende Sprache keinen absolut bezeichnenden

Ausdruck. Annähernd könnte man Tangage durch Schaukeln oder Schwingen wiedergeben. Roulis, für welches unser deutsches Rollen mir eine vortrefflich für den speciellen Fall geeignete Uebersetzung scheint, ist jene Bewegung in der Breite, in welche ein Schiff von Seite zu Seite durch schief anprallende, sich in schrägen Winkeln am Schiffsbauch brechende Wellen versetzt wird. Zuweilen kommen diese Bewegungen vereinzelt vor, oft aber sind sie vereinigt. Letzteres war auch hier der Fall. Die Tangage wurde von dem Nordwestwinde begünstigt, der uns vor sich hertrieb. Das Roulis kam daher, weil unsere eine Seite dem offenen Ocean zugekehrt war, und von daher die Wellen mit viel größerer Macht gegen den Schiffsbauch anprallten, als von der anderen Seite, auf welcher die Küste lag. So von zwei verschiedenen Bewegungen, bald von rechts nach links, bald von vorn nach rückwärts, und zwar nicht ohne Gewalt geworfen, war es schwer, sich in der Kojе zu halten. Ich sah jeden Augenblick dem Moment entgegen, wo ich aus der Kojе geschleudert werden und den Kopf an einer der Wände der Cabine einrennen würde. Zuletzt blieb mir kein anderes Mittel übrig, als mich auf meiner Matratze anzubinden. Was ich in dieser Lage von dem fürchterlichen und doch vom Gesunden so sehr verhöhnten Leiden ausgestanden, das wage ich mich kaum zu erinnern, aus Furcht, der bloße Gedanke daran könne mich wieder krank machen. In dieser eben nicht beneidenswerthen Stellung verblieb ich volle acht Tage, nur äußerst wenig Nahrung zu mir nehmend, und wenn ich die Küste nicht ganz unbeobachtet ließ, so geschah dieß Dank einem kleinen winzigen Fensterchen, welches sich

zum Glücke über meiner Koje befand. Die meisten Menschen überwinden zwar die Seekrankheit nach einigen Tagen. Aber eine kleine Zahl hat das wenig beneidenswerthe Privilegium, sie niemals los zu werden. Daß ich leider auch zu dieser ausnahmsweisen Schaar gehöre, davon habe ich damals und später noch oft die Erfahrung gemacht.

Die Küste zieht sich vom Cap Spartel in südwestlicher, beinahe südlicher, Richtung gen Arfila, das von mir schon besuchte Städtchen, hin, welches etwa neun deutsche Meilen auf dem Seewege von Tanger entfernt ist. Zwischen dem Cap Spartel und Arfila muß das Ad Mercurios des Antonin gesucht werden und zwar bei einem Orte, der auf den Karten den Namen Tahandart führt. Man hüte sich jedoch, „Ad Mercurios“ mit „Mercurius“ zu verwechseln, welches letztere der am südlichsten gelegene Punkt Westafrika's ist, den das Itinerar kennt und welchen Mannert in Nsemuhr wiedererblicken will.

Als wir ungefähr auf der Höhe von Arfila angekommen waren, ließ der Nordwestwind plötzlich nach und wir kamen nun nur mehr sehr langsam vorwärts. So geschah es, daß wir erst am 5. Tage seit unserer Abfahrt aus dem Hafen von Gibraltar im Fahrwasser von El-Arisch anlangten. Letzteres ist bekanntlich das antike Lixus. Zwischen Jilix (Arfila) und Lixus giebt das Itinerar eine Station, Tabernae, an. Ich war auf diesem Wege an der Küste entlang gereist, hatte aber nichts von antiken Resten erblicken können. Tabernae bestand auch wohl, wie der Name vermuthen läßt, nur aus kleinen

Baraken, die der durchziehenden Truppen oder der römischen Kaufleute wegen errichtet worden waren.

Wir segelten nun in jenen Golf ein, welchen die Alten den Handelsbusen (Sinus Emporicus) nannten. Hier befand sich nach den Itinerar, 16 Milliarier südlich von Lirus, die Station Frigidae. Etwas weiter südlich lag das von Hanno und Skylax erwähnte Thymaterion, ein griechischer Name, der „Opferstätte“ bedeutet, und der wohl nichts war, als die Uebersetzung des phöniciſchen Wortes „Pontion“. 24 Milliarier südlich von hier ist die Mündung des Tubur des Plinius, des heutigen Ued Sebuſ.

Zwischen Frigidae und Sala giebt das Itinerar des Antonin die zwei Städte Chamusida und Banasa, als an der Küste gelegen, an. Nach Plinius lag jedoch das letztere im Innern des Landes und nicht an der Küste, was ebenfalls Ptolemäus bestätigt. Wenn dem so ist, so darf man Banasa vielleicht in dem heutigen Orte „Kasr el Kebir“ suchen, jener Stadt, in deren Nähe 1578 jene berühmte Niederlage der Portugiesen stattfand, in welcher der letzte Sproß ihres alten Königshauses, Dom Sebastian, das Leben verlor und welche die Dreikönigsschlacht heißt, weil außer Sebastian noch der König von Fäs, Muley Abd-el Melek, und dessen Gegenkönig, Muley Mohamed, in derselben (also drei Könige in einer Schlacht) fielen.

Dreizehn deutsche Meilen südwestlich von El-Arisch lag an der Küste, an der Mündung des Ued Sebuſ, das Sebur des Plinius und Ptolemäos. Einige haben vermuthet, daß die Ruinenstadt Mamurah die Lage dieser Römerstation bezeichnet.

Dieses Subur, welches, wenn auch nicht hier, doch nicht weit von Mamurah entfernt lag, wird im 5. Jahrhundert unter dem Namen Subbarum als Bisthum erwähnt. Sein Bischof Donatus wurde 484 von Hunerich verbannt.

Lapie *) hat übrigens schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Lage von Mamurah durchaus der des Thamusida des Itinerars entspricht. In der That, wenn auch das Itinerar die Lage von Banasa fälschlich am Meere annimmt, so folgt daraus nicht, daß es auch bei Thamusida einen Fehler begeht und daß dieses gleicher Weise im Innern gesucht werden muß.

Thamusida ist auch höchst wahrscheinlich identisch mit dem Bisthum Tamazuca oder Tamaza, welches die Notitia anführt. Wir kennen 2 Bischöfe von Tamazuca: Ducianus, der Donatist, lebte um 411 und Lucius, um 484, ist der letzte auf der Liste der Bischöfe, die Hunerich verbannte.

Im 13. Jahrhundert wurde Mamurah von Jakub Al Manjur, dem Städtebauer von Afrika, mit neuem Glanze restaurirt. Von 1614 bis 1681 besaßen die Spanier diesen wichtigen Punkt der marokkanischen Küste.

*) Lapie Recueil des itinéraires anciens publié par Fortin d'Urban, Paris 1845.

Dreizehntes Capitel.

Saleh und Rabat.

Ankunft in Saleh. — Schlechter Hafen. — Unbequemes Landen. — Das antike Sala. — Die einstige Consulsstadt — Sonderbarer Empfang in Rabat. — Der Raub. — Ich werde Arzt wider Willen. — Ausflug von Rabat nach Saleh. — Der Hassans-
thurm. — Ueberfahrt über den Bu Negrag. — Handel. — Verfall von Saleh. — Fanatismus. — Steinigung. — Der römische Aquaduct. — Rückkehr nach Rabat. — Bazar. — Bad. — Judenviertel. — Das sogenannte Arsenal. — Das Zolllager. — Ein seltsames Thor. — Abschied von Rabat.

Etwa sechs Meilen südwestlich von Mamurah liegt an der Küste die berühmte alte Piratenstadt Saleh (arabisch Selah) und ihr gegenüber, das heißt am linken Ufer des Flusses, auf dessen rechtem Saleh gelegen ist, das verhältnißmäßig neuere Rabat. Glücklicherweise hatte die kleine Handelsbrigg der „Commodore“ in Saleh einen Theil ihrer Ladung zu lassen und dieser Zufall verschaffte mir einen doppelten Vortheil, nämlich die Befriedigung meiner Neugier und die Möglichkeit, meinem von dem unangenehmsten aller Leiden so entsetzlich mitgenommenen Körper, wenigstens auf Stunden, die Erquickung eines ungepeinigten Zustandes zu gönnen. So begrüßte ich denn mit nicht geringer Wonne nach achttägiger Absperrung in der Koje Himmel, Luft und Erde dieses Landes, welches, mochte es auch noch so barbarisch sein, mir doch im Augenblick wie ein Feenreich lieblich erschien.

Mit unendlicher Freude wanderten meine Blicke nach dem lachenden Ufer mit seinen Palmen, seinen Citronen- und Drangenhainen und seinen in der Ferne winkenden Gebirgen.

Die Landung war mit einiger Schwierigkeit verbunden. Da nämlich der Hafen von Saleh beinahe ganz versandet ist, so müssen alle Fahrzeuge, welche mehr als hundert Tonnen führen, in der offenen Rade vor Anker legen, wo sie natürlich sich nicht aufs beste befinden. Westlich von Saleh liegt eine weitgedehnte Sandfläche, welche zur Fluthzeit vom Meere überdeckt wird, und über welche dahinrunder dann die kleinen Schiffe und Rähne in Saleh oder in Rabat landen können.

Zum Glück erlaubte die eben eingetretene Fluth, daß die Landungsbarke des „Commodore“ sich dem Ufer nähern konnte. Die See, welche eine ganze Woche lang höchst aufgeregt gewesen war, ging noch immer sehr hoch und wir hatten manches Wellenbad zu nehmen, ehe man uns glücklich über die Sandbank brachte. Die Küste, welche unmittelbar vor Saleh flach und sandig ist, thürmt sich vor dem nahen Rabat zu ziemlich hohen Dünen auf, welche begreiflicherweise jedes Landen bei letzterer Stadt, direct vom Meere aus, unmöglich machten. Der in äußerst kläglichem Zustande befindliche Hafen liegt an der Mündung des Ued Bu Negrag, des Sala Flumen der Alten. Den gleichen Namen, welcher vom modernen fast nicht abweicht, trägt auch die an diesem Flusse gelegene Stadt bei fast allen alten Geographen. Das Itinerarium des Antonin allein nennt Sala mit dem längeren Namen Salaconia. Sala war, wie man annimmt, die letzte römische

Colonie im Nordwesten von Afrika, denn die südlicher gelegenen, von Ptolemäus aufgeführten Küstenstädte des Alterthums waren einst wohl nur momentane phöniciſche Niederlaſſungen geweſen oder waren gar nur libyſchen, das heißt einheimiſchen, Urſprungs und ſind niemals von dem welterobernden Volk bewohnt worden.

Das heutige Saleh nahm ſich, vom Meer ausgeſehen, höchſt ſtattlich aus. Eine weiße, ſtrahlende Häuſermaffe, über der einige Minarets und ſchöngewölbte Kuppeln von Marabuts, ſowie einzelne hochſtämmige Palmen in die Höhe ragten, bildete es ein ächt orientaliſches Gemälde.

Rabat bot, von der Fluſſesmündung, in welche wir jezt einführen, faſt den Anblick einer europäiſchen Stadt dar, da viele ſeiner Häuſer, ähnlich wie eine große Zahl derer von Tanger, wirklich europäiſcher Bauart ſind. Dieſer Umſtand findet darin ſeine Erklärung, daß Rabat im vorigen und noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts das war, was jezt Tanger iſt, daß heißt die Conſulſtadt von Marokko. Jedenfalls war Rabat zu einer ſolchen durch ſeine Lage als natürlicher Hafen und nächſter Küſtenpunkt von Fäs, der erſten und vollreichſten Hauptſtadt des Kaiſers von Marokko, geeigneter, als das am äußerſten nördlichen Punkte des Reiches gelegene Tanger. Die Entfernung von Saleh nach Fäs ſoll nur drei kleine Tagereifen betragen, während die von Tanger nach jener Hauptſtadt das Doppelte ausmacht. Der Fanatismus des Vaters Muley Abd-er-Rahman's wird angeklagt, die Schuld dieſer Translation zu tragen. Man will wiſſen, dieſer Monarch habe den Conſuls in Rabat unaufhörlich ſo viele Unan-

nehmlichkeiten und Chicanen bereitet, so daß diese sich gezwungen gesehen hätten, bei ihren verschiedenen Regierungen um Versetzung nach Tanger nachzusuchen, wo sie mehr vom Kaiser entfernt waren. Ich glaube jedoch, daß die Herren Consuln ein wenig selbst mit die Schuld an dieser Versetzung trugen, denn Tanger schien ihnen ohne Zweifel ein bei weitem angenehmerer Aufenthaltssort, als das von Europa so viel entferntere, nur höchst unregelmäßig von europäischen Schiffen besuchte Rabat. In Tanger war diesen Herren, welche sich gewöhnlich durch ihre grenzenlose Gleichgültigkeit für das Land, in dem sie leben, und für ihr übertriebenes Interesse an allen, selbst den elendesten Neuigkeiten Europa's auszeichnen, die Hauptstadt des verhaßten Marokko's, welche ihre Pflicht sie hätte lehren sollen, mit Interesse anzusehen, so viel weiter von ihnen weggerückt, während ihr inniggeliebtes Europa, welches ihrem Vergnügen und ihrer Neugierde steuerte, ihnen so nahe gelegt war. Dadurch nämlich, daß Gibraltar einer der civilisirtesten Nationen Europa's angehört, und von Dampfschiffen fast aller seefahrenden Nationen besucht wird, ist es möglich, daß man dort immer die neuesten Nachrichten früher erfahren kann, als z. B. in irgend einer größeren Stadt Spaniens. So befinden sich also die Consuln jetzt gewissermaßen an der Pforte Englands, während sie früher im Herzen Marokko's gewesen waren. Man kann nicht lange im Zweifel darüber bleiben, daß ein oberflächlicher Civilisationsmensch, welcher nur halbgebildet ist und der jedes Forschungstriebes entbehrt, das banale Tanger, seiner Europäer wegen, dem echt maurischen Rabat vor-

ziehen muß, welches am Ende nur Demjenigen interessant erscheinen kann, welcher, auf der wahren Höhe der Civilisation angekommen, in sich selbst genug Ressourcen besitzt, um selbst Europa's Cultur eine Zeitlang entbehren zu können; welcher Kenntnisse genug sich angeeignet hat, um den Geist eines Volkes an seiner Quelle studiren zu können; welcher endlich die Sitten anderer Völker und Länder ohne Vorurtheile beschaut und selbst der Barbarei ihre interessanten Seiten abzugewinnen weiß. Aber die meisten jener Agenten leben im Geiste in Paris, London, Stockholm, Turin oder wie sonst die Hauptstadt heißen mag, welche sie ausgesandt hat, und das Kaiserreich Marokko flößt ihnen nicht das geringste Interesse ein. Ich habe unter den vielen Consuln, welche ich auf meinen langjährigen Reisen, namentlich in dem so sehr mit Consuln gesegneten Orient, antraf, und deren Zahl groß ist, nur sehr wenige kennen gelernt, die, was ihre Bildung und ihre Kenntnisse betrifft, würdige Repräsentanten der europäischen Civilisation waren.

In Rabat stieg ich am Quai, welcher an der Mündung des Bu Regrag liegt, ans Land. Hier warteten meiner einige kleine unschuldige Ghicanen von Seiten der marokkanischen Douane, welche nur dazu vorhanden zu sein schien, um sich bestechen zu lassen, ein Vergnügen, welches ihr jedoch wegen des auf die niedrigste Stufe gesunkenen Handels jetzt nur noch selten zu Theil wird. Durch einige Silberstücke gelang es mir, diese Biedermänner zu befriedigen und nun schickte ich mich an, die beiden Städte näher in Augenschein zu nehmen.

Dies war jedoch nicht so leicht auszuführen, als ich es anfangs dachte. Denn, kaum hatte ich einige Schritte vorwärts gethan, als ein Haufe halbnackter und halbwilder marokkanischer Soldaten auf mich zurannte, mich umringte und mir durch ihren Führer, einen besonders zerlumpten Kabylen, den ich für einen Bettler hielt, der sich aber als Major zu erkennen gab, bedeuten ließ, ich müßte ihnen ohne Weiteres zum Gouverneur folgen. Gegen solche Uebermacht war natürlich keine Hülfe. Ich folgte also, ich mochte wollen oder nicht, der zerlumpten und zerrauften Schaar nach der Kaßbah von Rabat, der Citadelle und dem Aufenthaltsorte des Pascha's. Die ekelhaft schmutzigen Kerle nahmen mich in ihre Mitte und ich machte mich schon gefaßt darauf, nun unter einem Regen von Stockschlägen meine gezwungene Pilgerfahrt vollenden zu müssen. Denn gewöhnlich wird in Marokko nach einer Gefangnehmung der Ergriffene, vom Ort aus, wo man seiner habhaft wurde, bis er im Hause des Richters anlangt, unbarmherzig geprügelt, natürlich ohne daß im Geringsten vorher untersucht werden sei, ob er schuldig oder unschuldig, ob er folglich auf die Abprügelung Ansprüche habe oder nicht. Ich hatte schon in Tanger gesehen, wie ein Jude, der ganz unschuldig in den Verdacht gerathen war, gestohlen zu haben, von seiner Wohnung bis zur Kaßbah auf unmenschliche Weise beständig geschlagen wurde. Diese Prügel treten gewissermaßen an die Stelle der Untersuchungshaft, welche bei der summarischen Justiz der Mauren ganz wegfällt. Zu meinem Erstaunen wurde ich jedoch nicht geprügelt. Man hielt mich ohne Zweifel für einen Engländer, Franzosen oder Un-

terthan irgend einer anderen im Auslande respectirten Macht. Die guten Leute wußten nicht, daß ich ein Deutscher, noch überhaupt, was ein Deutscher sei, und folglich auch nicht, daß Deutsche im Auslande im Allgemeinen, in Marokko aber im Besonderen durchaus schutzlos dastehen, demnach eine an ihnen verübte Mißhandlung stets ungestraft bleibt. Hätten sie mehr politische und geographische Kenntnisse besessen, so ist nicht zu zweifeln, daß sie sich nach Herzenslust das für sie so verlockende Vergnügen gegönnt haben würden, einen Europäer abzuprügeln.

Aus dem Umstande, daß mir unerwarteter Weise keinerlei Mißhandlung widerfuhr, schloß ich, daß meiner Arretirung vielleicht gar kein feindliches Motiv zu Grunde liegen möchte und darin irrte ich mich nicht. In der Kasbah, welche auf dem höchsten Punkte der Hauptstraße von Rabat lag, angekommen, wurde ich in einen nackten, schmucklosen Saal geführt, in dem auf dem Teppich des Fußbodens ein Duzend alter Männer in kauernder Stellung dalagen. Einer von diesen sah etwas würdevoller, als die Anderen, aus, war dazu mit unzerlumpton Kleidungsstücken angethan, was für einen marokkanischen Beamten einen hohen Grad von Civilisation bekundete. Auch zeichnete er sich durch seine würdigere Art zu sitzen vor seinen Nachbarn aus. Er saß nämlich mit untergeschlagenen Beinen nach Art der Türken, eine Stellung, welche im Maghreb nur sehr Wenige anzunehmen verstehen, während die Meisten sich nur auf dem Fußboden herumräkeln oder hundeartig mit senkrecht emporgerichteten Knien auf dem Boden hocken und so mehr auf dem untern Theile des

Rückgrates als auf dem Gefäße selbst sitzen. Dieser Greis gab sich als Hadsch Mahmud, Kaïd von Saleh, zu erkennen. Er führte in der Abwesenheit des eigentlichen Gouverneurs, der eben nach Häs abgereist war, das Commando, das heißt, er war höchste Militär-, Justiz- und Administrativbehörde, Alles in einer Person.

Hadsch Mahmud hatte mich aus keinem anderen Grunde mit Gewalt holen lassen, als deshalb, weil er sich einbildete, daß ich der Medicin kundig sein müsse: eine Meinung, welche die Mauren fast von jedem Europäer haben, besonders aber von solchen, von denen sie kein bestimmtes anderes Gewerbe kennen. Ich war Europäer und gehörte nicht zur Schiffsmannschaft, trieb keinen Handel, also mußte ich aus doppelten Gründen Arzt sein: das war das Raisonnement. Der Kaïd hatte sich die Schiffspapiere verdolmetschen lassen und wußte folglich über uns Alle sehr gut Bescheid. Alle meine Versuche, den Hadsch von seinem Irrthume zu überzeugen, blieben fruchtlos. Er dachte entweder, ich hasse als blutdürstiger Christenhund die Muselmänner viel zu sehr, um einem von ihnen mit meiner Kenntniß zu Hülfe zu kommen, oder er glaubte, ich verlänge meine vermeintliche Kunst nur einstweilen, um sie nachher desto lucrativer ausüben zu können. Endlich machte er mir sogar Zahlungsanerbietungen für meine zu leistenden ärztlichen Dienste. Dieß empörte mich und, um mich aus dieser unangenehmen Lage loszureißen, sagte ich zum Kaïd: Ich sei zwar kein Arzt, wolle jedoch mein Möglichstes thun, um derjenigen Person, wegen deren Krankheit er mich habe kommen lassen, die Erleichterung, welche in meiner Macht

stände, zu verschaffen. Sichtlich erfreut über diese Wendung, ließ der Kard nun durch zwei seiner Sklaven seinen Sohn, einen zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben, hereinführen, welcher am Fieber zu leiden schien. Ich gab demselben einige schwache Pillen von Chinin aus meiner kleinen Reiscapothek, welche ich einer heftigen Kopfsneuralgie wegen, an der ich litt, immer bei mir trug, und die, obgleich für Fieber etwas zu schwach, dennoch dem Kinde vielleicht Erleichterung verschaffen konnten. Zu den Pillen fügte ich noch ein Brausepulver, welches freilich einzig und allein für den Effect auf die Zuschauer berechnet war, denn ohne Beimischung von Charlatanismus kann hier keine Medicin administriert werden. In der That machte das Aufzischen und Aufbrausen dieses Pulvers einen großen Eindruck auf die kindlichen Gemüther der Mauerer, während das wirkliche Heilmittel, das Chinin, gänzlich unbeachtet gelassen wurde. Mein gezwungenes Auftreten als Arzt hatte die für mich lästige Folge, daß nun Alles von mir Brausepulver haben wollte und ich den kleinen Vorrath, welchen ich für eigenen Gebrauch als Erfrischung meiner durch die Seekrankheit völlig ausgetrockneten Kehle vom Schiffe aus mitgenommen hatte, bald erschöpfte.

Endlich war ich frei; der Kard mit einem gnädigen Schmunzeln entließ mich nicht nur, sondern gab mir auch aus Dankbarkeit eine Bedeckung von sechs Bettelsoldaten mit, welche mich nach dem antiken Aquaduct, dem einzigen Reste des römischen Sala, geleiten sollten.

Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Minaret der Moschee Hassan vorbei, welcher ein wirklich imposantes Gebäude

ist und genau dieselben architektonischen Formen wie die berühmte Giralda in Sevilla darbietet. Er mag ungefähr 180 Fuß hoch sein, ist viereckig und von oben bis unten mit geschmackvollen Verzierungen versehen, welche theils aus Stucco, theils aus mosaikartig zusammengefügtten farbigen Suleidschtafeln gebildet werden. Da ich möchte diesen Thurm sogar der Giralda vorziehen und zwar aus dem Grunde, daß der Minaret der Hassanmoschee (arabisch Somah Hassan) unverfälscht in maurischem Styl erhalten ist, während man der Plattform der Giralda ein kleines Glockenhäuschen im französischen Popsstyl des vorigen Jahrhunderts aufgesetzt hat, welches dieses Kunstwerk höchlichst verunstaltet. Dieser Minaret, sowie die an ihn gränzende Moschee, an welcher man mich schleunigst vorbeiführte, damit nicht mein profaner Blick den heiligen Ort entweihe, stammen aus der besten Epoche der maurischen Kunst und stehen vortheilhaft gegen ihre Umgebung, die Häuser und öffentlichen Bauten von Rabat ab. Der Hassanthurm dient nicht wenig zur Verzierung von Rabat. Er ragt aus einem Meere herrlicher Laubesbäume hervor: Sykomoren, Karuben, Pinien, Orangen und Citronenbäume schaukeln ihre lustigen Kronen um ihn herum, vom ewigen Zephyr bewegt, welcher hier, vom Ocean herwogend, bei weitem der vorherrschende Wind ist.

Die Kasbah von Rabat ist eine unsörmige und geschmacklose Baumasse. Die europäischen Häuser der einst hier wohnenden Consuln sind ganz gewöhnliche uninteressante Gebäude, wie sie jedes Landstädtchen bei uns besser hat, und die maurischen Häuser Rabats sind niedrig, unscheinbar und theils

verfallen. Rabat, welches auch S'ah Tschedid, d. h. das neue Saleh, genannt wird, wurde im 13. Jahrhundert durch Jakob el Mansur erbaut. Kurz vorher hatte Jakob seinen berühmten Hauptsieg bei Alark erfochten. So nannte er dann die von ihm, Saleh gegenüber gegründete Stadt: Rabat el Gath, d. h. „das siegreiche Feldlager“. Nach Anderen bedeutet jedoch der Name Rabat oder, wie er eigentlich lauten sollte, „Rabad“, weiter nichts, als Vorstadt. Jener einsichtige Monarch wollte die Doppelstadt Saleh-Rabat zur Hauptstadt seines Reichs erheben: ein Plan, der durch die vortheilhafte geographische Lage dieses Punktes gewiß, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, auf die Erhaltung der einstigen Civilisation Marokko's von großem Einfluß hätte sein können, denn, durch die Lage am Ocean mit andern civilisirten Völkern in stetem Verkehr bleibend, hätte die von el Mansur beabsichtigte Hauptstadt des Maghrebs wohl schwerlich je so tief sinken können, als später Fäs, Mäkinäs und Meräkäs (Marokko) fielen, welche als Städte des tiefen Innern von der Civilisation Europa's hermetisch abgeschlossen blieben und noch heute sind.

In der Nähe von Rabat liegt auf demselben Ufer des Flusses ein kleiner Ort, esch-Schaleh genannt. Dieser Name hat eine auffallend große Aehnlichkeit mit dem des antiken „Sala“. Daraus haben Einige gradezu schließen wollen, Schaleh sei die wahre alte Stadt, welche Ptolemäos allerdings südlich vom Flusse angiebt. Ich konnte leider esch-Schaleh nicht in Augenschein nehmen. Denn an dieser Stelle befinden sich die Grabmausoleen mehrerer Herrscher von Ma-

relke, wie die der beiden Meriniden Abu Jussuf Jakub und Abd-Allah Jussuf Abu Jakub. Diese Grabmausoleen sind so heilig, daß kein Numid den Grund, auf dem sie stehen, betreten darf. Ich kann mich deßhalb nicht dagegen aussprechen, daß nicht bei esch-Schaleh ein Sala gestanden habe. Vielleicht hat es zwei Sala gegeben, wie es zwei Xirus und zwei Lingis gab. Wenigstens ist der römische Aquaduct bei Saleh ein sprechender Beweis, daß auch dort eine antike Stadt gestanden habe.

Meine zerlumppte militärische Begleitung verschaffte mir gegen gute Bezahlung am Ued Bu-Regrag einen Kahn, welcher mich ans andere Ufer nach der uralten Stadt Saleh hinübertrug; denn bezeichnender Weise für die Indolenz dieses Volkes und dieser Regierung besitzt der Fluß, welcher die beiden Schwesterstädte trennt, keine Brücke. Auf dieser Ueberfahrt konnte ich recht die Günstigkeit der Lage der Doppelstadt für den Handel studiren. Der Handel von Saleh-Kabat ist jedoch jetzt sehr im Verfall. Der schlecht unterhaltene Hafen sieht selten mehr größere Schiffe und die zunehmende Armuth der Mauren verringert von Jahr zu Jahr die Nachfrage nach europäischen Gütern. Die Muselmänner Marokko's haben eigentlich von Natur große Liebe für den Handel und unstreitig eine gewisse Befähigung dazu. Aber die Tyrannei des Kaisers läßt keinen Handel aufkommen. Dieser Nachfolger des Propheten tritt nämlich selbst als Kaufmann auf und benützt seine Herrschermacht dazu, um seine mercantilen Speculationen zu unterstützen. So ist beinah jeder einträgliche Handelzweig in Marokko ein Monopol, welches entweder der

Kaiser selbst ausübt und somit allen Vortheil davon bezieht, oder welches er an den Meistbietenden verpachtet und so einen schönen Theil vom Gewinn vorwegnimmt. Tabak, Schwefel und Cochenille sind ausschließliche Monopole des Kaisers, die von ihm persönlich ausgebeutet werden. Der Handel mit Vieh, mit Wachs, mit Kork, mit Blutegelein sind Monopole, welche der Kaiser verpachtet und die zusammengenommen jährlich ihm eine Summe von etwa 250,000 Gulden eintragen. Man schlicke aus dieser verhältnißmäßig geringen Summe auf die Gefunkenheit des Handels! In Rabat ist die Ausfuhr hauptsächlich auf Getreide, welches letztere ein besonderes Monopol bildet, das durch Bestechung von dem Minister erlangt wird, auf Del, Orangen, Rinderhäute, Flachs und Färbestoffe beschränkt. Ich habe einen Consularbericht gesehen, wonach diese Ausfuhr während zehn Jahren (von 1845—1855) durchschnittlich nicht mehr als etwa 300,000 Gulden jährlich im Werthe betrug. Der auswärtige Handel geht zum großen Theil nach England. Die Einfuhr ist noch geringer, als die Ausfuhr. Uebrigens ist Rabat die dritte Handelsstadt Marokko's.

Selbst in Saleh schien der Handel noch nicht ganz ausgestorben zu sein. Ein einziger Europäer, ein Spanier, welchen ich bei meiner Landung in der Schwesterstadt Rabats traf, hielt sich noch regelmäßig daselbst auf und trieb ein ziemlich vortheilhaftes Tauschgeschäft mit Datteln, Orangen und Feigen gegen die bei den Mauren, namentlich aber den Babylern des Inneren, so überaus beliebten gedruckten Baumwollstoffe Englands und Amerika's. Namentlich ist jener aller-

ordinärste Baumwollenstoff, welchen man auf englisch: „American domestics“ nennt, bei den Eingebornen sehr gesucht. Aber das Geld wird bei den Marokkanern immer feltener. Seit dem spanischen Kriege soll nun gar die Armuth entsetzlich geworden sein, und ich fürchte, der jetzt nur noch vegetirende Handel von Rabat, sowie von Saleh, wird vielleicht bald ganz aussterben. Dennoch ist dieser Punkt als Hafen von Fäs so äußerst wichtig.

Jener einzige Spanier, welcher in Saleh noch ein wenig Handel treibt, darf übrigens die Stadt nicht selbst bewohnen. Er wohnt in Rabat und hat nur in Saleh ein Comptoir. Denn Saleh ist die fanatischste aller muselmännischen Städte und besitzt das Privilegium, daß kein Christ und kein Jude in ihr wohnen darf.

Von außen, vom Meere aus erblickt, hatte Saleh recht stattlich ausgesehen. Aber dieses Aussehen war nur Trug. Wie bei fast allen Städten des Islams, so entsprach das Innere durchaus nicht jenem prahlerischen Außern. Die meisten Häuser hatten nur ein Erdgeschos. Zwei Dritttheile derselben lagen übrigens in Trümmern. Die Stadt trug offenbar den Stempel des tiefsten Verfalls an sich. Als ich, begleitet von der wilden Schaar der Bettelsoldaten, mir den Weg durch diese verwahrlosten Straßen bahnte, da mußten wir nicht selten über den Trümmerhaufen eines zusammengefallenen Hauses klettern, um am andern Ende die Höhle eines einstigen Kellers zu finden, der uns leicht hätte in seiner dunkeln Tiefe begraben können. Etliche drei bis vier Straßen allein waren noch in ziemlichem, wenn auch nicht wohlherhal-

tenem, so doch nicht ganz baufälligem Zustand. Aber diese Straßen sollten für mich noch weit unangenehmer zu passiren sein, als der ruinenhafte Theil der Stadt. Denn in ihnen hielt sich der fanatischste Pöbel auf. Hätte ich nicht die wilde Rotte der Bettelsoldaten bei mir gehabt, die mich beschützte, ich wäre ohne Zweifel zu Tode gesteinigt worden. Durch diese Escorte eingeschüchtert, begnügten sich die Fanatiker, mir nur hie und da Steine nachzuwerfen. Eines dieser Projectile traf mich ins Gesicht und erregte mir einen empfindlichen Schmerz. Aber alles Einsichreiten gegen die Missethäter wäre umsonst gewesen. Als ich dem Kaïd in Rabat später meine Steinigung schilderte, lachte er mir in's Gesicht und sagte, ich hätte in meiner unheiligen Eigenschaft, als Rumih, eben nicht Saleh, die heilige Stadt, betreten sollen. Saleh war also auch eine heilige Stadt, wie Tetuan, wie Fäs, wie Marokko. Ich sah der heiligen Städte in diesem Lande kein Ende vor mir!

Diese Stadt erfreut sich jetzt noch einer Bevölkerung von etwa 8000 Seelen. Ihr Handel ist zum großen Theil nach dem gegenüberliegenden Rabat ausgewandert. Letzteres soll eine Bevölkerung von einigen 20000 Seelen haben, worunter 2000 Juden und etwa 10 Europäer.

Im späteren Mittelalter war Saleh lange eine völlig freie, vom Kaiser von Marokko unabhängige Stadt gewesen in welcher Handel und Wandel blühten, welche jedoch ihren Reichthum hauptsächlich ihren weit und breit gesürchteten Seeräubern verdankte. Dieser kleine Piratenstaat, vielleicht das einzige Beispiel einer Republik im Maghreb, sah seine

Glanzepoche in einer verhältnißmäßig modernen Periode, nämlich um die Zeit der Regierung des Kaisers Muley Ismaël, von 1672—1727. Im Jahre 1755 machte Muley Mohamed dieser Seeräuberrepublik für immer ein Ende. Er traf freilich auf hartnäckigen Widerstand, für welchen er durch Zerstörung der Stadt Rache nahm. Seitdem hat sich Saleh nie wieder recht erheben können.

Etwa eine Viertel Meile hinter Saleh, in einem einsamen Thale, befinden sich die Ruinen eines römischen Aqueducts. Es sind indeß nur Trümmer, deren römischer Ursprung mir jedoch unerkennbar scheint. Ich war enttäuscht, denn nach dem Bericht früherer Reisender hatte ich erwartet, hier noch aufrecht stehende Bogen zu finden. Es ist indeß möglich, daß jene noch wohl erhaltenen Bogen sich in der Gräberstadt Schaleh, auf dem gegenüberliegenden Ufer, befinden. Doch, wie schon erwähnt, war es mir untersagt, die heilige Gräberstadt zu betreten. Ich konnte an den hier vorhandenen Trümmern keine Inschrift entdecken, zweifle jedoch nicht, daß Nachgrabungen an dieser und anderen Stellen in der Nähe lohnende Resultate ergeben würden. Zum Unglück war es mir gänzlich unmöglich, mich auf dem Boden der Ruinen nach etwa herabgefallenen Bruchstücken von Inschrifttafeln oder sonstigen interessanten Gegenständen umzusehen. So wie ich nämlich suchend meine Blicke der Erde zulehrte, trieben gleich die Bettelsoldaten zum Weitergehen. Sie glaubten, ich suche nach Schätzen, und sei im Stande, sie zu finden: Denn was kann so ein Hexenmeister von Numih nicht Alles?

Von meinem Ausflug nach Saleh zurückgekehrt, beglei-

teten mich die Bettelsoldaten wieder zum Kaïd, welcher mich mit Atjai (Thee) zu bewirthen geruhte. Das Brausepulver, vielleicht auch bereits die Wirkung des Chinin, schienen auf die Gesundheit seines Söhnchens einen trefflichen Effect gehabt zu haben, so daß der Hadsch in seiner Dankbarkeit mir noch eine Freude machen wollte. Er gab mir nämlich seinen zerlumpten Major mit, welcher mich nach einem halbverfallenen Fort führte, welches im vorigen Jahrhundert ein englischer Renegat, der im Dienste Muley Ismaëls stand, erbaut hatte. Ich war wenig entzückt von dieser modernen Antiquität, aber der Hadsch hielt dieselbe offenbar für weit interessanter, als alle römischen Reste des antiken Sala oder den herrlichen Minaret der Hassanmoschee.

Da die Begleitung des Majors mich vor dem Fanatismus der Bevölkerung Rabat's, die zwar etwas humaner, als die von Saleh, aber immer noch barbarisch genug ist, schützen konnte, so benutzte ich diesen vortrefflichen Mann, den ich mir durch ein Trinkgeld günstig stimmte, dazu, mich von ihm noch einmal in der ganzen Stadt herumführen zu lassen. Wir kamen durch die Bazars: hier dieselben wie überall. Nur bemerkte ich das stattliche Aussehen der Kaufleute von Fäs, deren hier eine gewisse Anzahl ihre Buden hatte. Sie waren in schöne tuchene Kastaus gekleidet, hatten meist feine Gesichtszüge und keine dunkle Gesichtsfarbe, dazu aber herrliche schwarze Bärte. Als wir, den Bazar verlassend, an einem maurischen Bad vorbeikamen, wollte ich eintreten, um die Architektur des Innern zu besehen. Aber plötzlich schrie der Major, das dürfe ich um keinen Preis. Ich fragte, ob etwa

Frauen im Bade seien? Dieß war nicht der Fall. Aber der profane Blick eines Rumih darf die geheiligten Leiber der Muselmänner nicht im nackten Zustande sehen. Die Marokkaner baden sich nämlich ohne Leidentuch (unsern Schwimmbeinkleidern entsprechend), welches man in Algerien doch stets tragen muß. Jenes lächerliche Verbot hängt mit dem Aberglauben vom „bösen Blick“ zusammen. Man fürchtet, ein Rumih könne einen badenden Moslem ohne Weiteres durch das Anblicken verderben.

Hierauf gingen wir durch die Mellah, das Judenviertel. Ich hatte ein Schreiben und einen Creditbrief an einen dort wohnenden reichen Israeliten. Da ich des Geldes nicht bedürftig war, so ließ ich mir von ihm für den Betrag desselben einen andern Creditbrief auf die Stadt Marokko, an einen dortigen jüdischen Händler ausgestellt, geben. Ich hatte dieselbe Vorsicht in Tanger gebraucht und besaß also schon zwei Creditbriefe für Marokko. In Mogador sollte ich mir einen dritten verschaffen. Dieß war nicht zu viel, denn mein 4wöchentlicher Aufenthalt in der Kaiserstadt erschöpfte alle drei Creditbriefe und noch mehr. Freilich waren sie nicht sehr bedeutend: jeder von ungefähr tausend Francs. Ich hätte also recht gut mir für die 3000 Francs, die ich in Marokko auszugeben beabsichtigte (ich gab jedoch viel mehr aus), einen einzigen Creditbrief geben lassen können. So würde ein Europäer denken. Aber in diesem Lande lernt man sich versehen und sein Geld vertheilen. Macht ein Jude bankrott, so hat man wenigstens noch die beiden andern, und machen, was auch vorkommt, zwei Juden bankrott, so ist man doch

nicht ganz mittellos. Es giebt nämlich in Marokko gar keine Gesetze über Bankrott. Die muslimännische Gesetzgebung kennt einen Bankrott gar nicht. Deshalb kann auch kein Jude einem Muselman gegenüber Bankrott machen. Aber Europäern gegenüber kann es ungestraft geschehen, selbst wenn der Bankrott durchaus fraudulös ist. Von einem Muselman, der bankrott machte, hat man niemals etwas gehört.

Die sogenannte marokkanische Kriegsmarine befindet sich ebenfalls in Rabat und ist ein äusserst klägliches Institut. In einem ummauerten, an's Meer grenzenden Hof befanden sich ein Paar aufs Trockne gebrachte Kanonenboote in elendem Zustande. Daneben war eine Art von Arsenal, in dem eine Anzahl der ältesten und unbrauchbarsten Kanonen aufbewahrt wurde. Auf einer derselben las ich die Jahrzahl 1688 und den Namen Ludwigs des Bierzehnten von Frankreich. Vielleicht war dies ein Geschenk des „grand Roi“ an Muley Ismaël, jenen Sultan von Marokko, der sich, auf ein Porträt hin, in die Prinzessin von Conti, des Königs natürliche Tochter von der Marquise von Montespan, verliebt und um deren Hand angehalten hatte. Welch ein Loos hätte diese Dame, von dem damals elegantesten Hofe der Welt kommend, bei ihrem uncivilisirten und überdieß mit Frauen schon gesegneten Liebhaber gefunden? Glücklicherweise für sie verwarf Louis aus Religionsscrupeln die Heirath mit dem allzu barbarischen Bräutigam.

Neue Geschütze scheinen hier gar nicht angeschafft zu werden; die ganze Kriegsmarine ist, wie so ziemlich Alles im Lande, in dem entsetzlichsten Verfall, wozu in diesem speciellen

Falle vielleicht auch das Aufhören der Seeräuberei das Ihrige beigetragen haben mag. Denn an der letzteren hatte sich die Regierung ganz offen betheiligt und großen Gewinn daraus gezogen. Jetzt scheint dem Kaiser eine Marine nutzlos, da sie doch nichts mehr eintragen kann.

Früher, als Saleh der Hauptjammelpfad der Seeräuber war, befand sich in Rabat ein sehr bedeutender Sklavenmarkt. Ein alter spanisch redender Jude, der hier ein kleines Wirthshaus für seine Glaubensbrüder hält, erzählte mir, daß er oft christliche europäische Sklaven und Sklavinnen zum Verkauf ausgedoten gesehen habe. Namentlich die schönen Spanerinnen wären sehr gut bezahlt worden. Jetzt hat die Wachsamkeit der englischen Marine diesem Treiben ein Ende gemacht.

Von der Besichtigung des sogenannten Arsenal zurückkommend, wandten wir uns nach dem schönen, im echt maurischen Styl gebauten Zollager, nächst dem Hassanthurm das Einzige, was aus der Zeit der Blüthe maurischer Kunst hier noch übrig geblieben ist. Hier sah ich zwei prächtige Gewölbe im Spitzbogenstyl, welche einst wohl eine Art Loggia bildeten, wie ja solche Loggien im Maghreb nicht ungebräuchlich waren.

Einen Umweg längs des Stroms und außerhalb der Mauern machend, betraten wir die Stadt wieder durch ein seltsames Thor. Dieses Thor ist nämlich von dem Schmutz und Schutt, welchen die Wellen des Bu Regrag hier angeschwemmt haben, völlig ausgefüllt, so daß man jetzt über das Thor hinüberreitet und nicht durch das Thor in die Stadt gelangt. Die Verwahrlosung dieses Thores muß Jahrhun-

derte gedauert haben, um einen solchen Berg von angeschwemmtem Land aufgehäuft zu haben.

Jetzt kehrten wir zum Kard zurück, von dem ich Abschied nahm. Sein Söhnchen wollte sich dankbar zeigen und mir zum Abschied die Hand küssen. Die Bettelsoldaten forderten und erhielten ein Trinkgeld, der Major noch eine Kleinigkeit und Allen versprach ich zum Schluß noch von dem vielbeliebten Brausepulver zu schicken, sowie ich wieder an Bord sein würde.

Vierzehntes Capitel.

Küstenfahrt von Saleh nach Mogador.

Rückkehr an Bord des „Commodore“. — Weiterfahrt nach Mogador. — Mercurius. — Feid-Allah. — Kerne. — Dar Vida. — Golf von Nemubr. — Der Knasa. — Cap Santin. — Mons Solis. — Fabela. — Golf von Asfi. — Ued Tensiff. — Der Phut. — Promonterium Herallis. — Ankunft in Mogador.

An Bord wurde ich von dem gutmüthigen Engländer, dem Capitain des „Commodore“, mit sichtbarer Freude empfangen. Er hatte mich bis zu meiner Landung in Rabat mit dem Fernrohre verfolgt und mich von den Bettelsoldaten umringt gesehen und mochte fürchten, daß die zerlumppte Schaar mir nicht zum besten mitgespielt haben würde. Er war hoch erfreut, daß ich nur um einige Dollars und einige

Brausepulver ärmer an Bord des „Commodore“ zurückkehrte.

Unterdeffen war der Abend herangenahet, das Meer hatte sich etwas gelegt und ein günstige Brise aus Nordost trieb uns mit erwünschter Schnelligkeit aus der Rede von Saleh und an der marokkanischen Küste entlang.

Die Küste zieht sich von Saleh bis zum Golf von Afemubr in streng südwestlicher Richtung hin. Etwa 3 deutsche Meilen südlich von Saleh lag das Mercurius oder die Exploratio der Römer, der letzte ihnen bekannte Punkt der afrikanischen Westküste. Wie der Name Exploratio aussagt, so war jedoch Mercurius keine Stadt, sondern wohl nur eine kleine Station, ähnlich den Tabernae zwischen Zillis und Lyros. Sala oder Salacenia muß immerhin als die letzte römische Stadt angesehen werden. Bei Mercurius verläßt uns das Itinerarium Antonini Augusti. Diese treffliche Quelle hat nur solche Entfernungen angegeben, die in den Reiserouten der älteren Kaiser aufgezeichnet waren. Ptolemäos, der jetzt, was alte Geographie betrifft, so ziemlich unsern einzigen Wegweiser bildet, hat nach Hörensagen eine Menge Orte vom tiefen Süden Afrika's aufgezeichnet und deren Lage nach seinen lächerlich falschen Graden angegeben.

Am andern Morgen befanden wir uns gegenüber der zehn Meilen von Saleh entfernten kleinen Insel Feid-Allah oder Feid-Allah, welche in der Mündung des Flusses Ued-el-Millah liegt, in dem Einige den Dyos des Ptolemäos erkennen wollen. Feid-Allah hat einen kleinen Hafen, welcher von einer nördlich gelegenen Landzunge einigermaßen beschützt

wird. Hinter dieser Landzunge pflegten die Corsaren von Saleh sich oft vor drohenden Seestürmen zurückzuziehen.

In Feid-Allah will Goffelin das berühmte phönicische Handelscomptoir Kerne wiedererkannt haben. Kerne wurde von Hanno auf dessen Periplus gegründet. Nach Skylax bildete es jedoch niemals eine Stadt, sondern die Kaufleute wohnten in Zelten und handelten mit den an der gegenüberliegenden Küste wohnenden Getuliern. Mannert hat übrigens hinlänglich das Paradore von Goffelin's Ansicht nachgewiesen. Dieser berühmte Archäologe will nämlich, um Kerne in Feid-Allah finden zu können, in Tanger das Thymaterion und im Cap Spartel den Mons Solis des Hanno erblicken, welche Annahme ihn dazu nöthigt, 2 Tagereisen von Tanger bis zum Cap Spartel anzunehmen!

Drei deutsche Meilen südwestlich von Feid-Allah liegt Dar Bida (das weiße Haus), den Europäern mehr unter der spanischen Benennung „Casa blanca“ bekannt, mit einem der trefflichsten Häfen von ganz Marokko, was diesen Ort jedoch gar nicht hindert, nur einen höchst unbedeutenden Handel zu besitzen. Im Mittelalter war dieser Punkt unter dem Namen Anfa berühmt und berüchtigt, letzteres seiner Seeräuber wegen, welche hier eine kleine Piratenrepublik, die Vorgängerin von Saleh, gegründet hatten. Im Jahre 1468 wurde dieser Corsarenstaat von Portugal, welches besonders von ihm zu leiden gehabt hatte, angegriffen und die Stadt gänzlich zerstört, worauf sich die flüchtigen Seeräuber nach Saleh wandten und dort ihr, einen Augenblick gestörtes, Handwerk bald zu einer neuen, größeren Blüthe entwickelten. Seitdem

lag Anfa in Trümmern, bis es im Jahre 1750 dem Kaiser Muley Ismaël einfiel, die Stadt unter dem Namen Dar Bida wieder aufzubauen. Muley Abd-er-Rahman, der besonders gerne den Handel beschützte, hat daselbst vor nicht vielen Jahren ein Comptoir errichten lassen, in welchem er selbst als Verkäufer figurirte.

Unweit Dar Bida fängt die bisher ebene Küste an, eine Kette rauher, kahler Felsen zu zeigen. Ohne Zweifel war dieß der „Atlas minor mons“ des Ptolemäus.

Unser Lauf wendete sich nun etwas mehr westlich und bald befanden wir uns in dem Golf von Asemuhr, der ersten etwas bedeutenden Bucht, welche die Küste seit Tanger bildet. Im Mittelpunkt dieser Bucht, an der Mündung des Ued Um-er-Rbiah, des Anafa des Plinius, des Amafa des Ptolemäus, liegt, acht Meilen von Dar Bida entfernt, die Stadt Asemuhr, wahrscheinlich das Rutubis des Polybius, des Rhus-ubis des Ptolemäus. Plinius beschreibt den Anafa, den heutigen Ued Um-er-Rbiah (dessen arabischer Name „Mutter des Frühlings“ bedeutet), als einen Strom, welcher Ebbe und Fluth besitzt und dessen Mündung einen guten Hafen bildet. Mannert vermuthet, daß dieser Fluß auch mit dem Adanis des Skylax und dem Anatis des Polybius identisch sei. Demnach hätte er im Alterthum vier verschiedene Namen geführt: Anafa, Amafa, Adanis und Anatis. Alle diese Namen sind offenbar Verhunjungen eines und desselben Wortes, dessen richtige Schreibart wir jedoch nicht kennen.

Die Stadt Asemuhr hat jetzt, trotz ihrer günstigen Lage, keine Bedeutung mehr. Sie ist durch Dar Bida als Handels-

platz verdunkelt worden und ernährt nur noch nothdürftig eine Bevölkerung von einigen tausend Seelen. Im Jahre 1505 war es den Portugiesen, diesen einst so kühnen, erobernden Seefahrern, die an der oceanischen Küste Marokko's dieselbe Rolle spielten, welche die Spanier an der mittelländischen sich auferlegt hatten, gelungen, Assemuhr zu erobern, welches sie jedoch nicht lange besaßen. Denn schon 1508 nahmen es die Marokkaner wieder ein, wobei sie für gut fanden, die Stadt gänzlich zu zerstören.

Von hier wendet sich die Küste direct westlich, bis sie nach einer halben Meile das nach der ebenerwähnten Stadt benannte Cap Assemuhr erreicht, an welchem Vorgebirge der kleine Ort El Bridscha (von den Europäern auch Masirhan genannt) seine weißangestrichenen Häuser hervorblicken läßt.

Weitere zwei Meilen trennen vom Cap Assemuhr das Cap Blanco, das Ras-el-Abiad der Araber: ein niedriges, wenig charakterisirtes Vorgebirge. Dagegen ist das fünfzehn deutsche Meilen südwestlich davon gelegene Cap Cantin desto kräftiger von der Natur entworfen und schärfer in seinen Umrissen abgegrenzt. Dieses felsige, ziemlich hohe Vorgebirge wurde von den Alten, welche in ihm so ziemlich das Ultima Thule des Südwestens erblickten, Promontorium Solis genannt. Ptolemäos giebt die Entfernung von Cotes nach dem Promontorium Solois oder Mons Solis in Breitengraden ziemlich richtig an. Lächerlich ist aber der Irrthum, den er, was die Längengrade betrifft, hier begeht. Er glaubte nämlich, wie alle alten Geographen, daß die Küste von Afrika vom Cap Cotes aus in südöstlicher Richtung hinlaufe, wäh-

rend sie doch durchaus südwestlich verläuft. So giebt Ptolemäos den Mons Solis 45 Minuten östlicher, als das Cap Cotes an, während er doch 3 Grad westlich davon liegt.

Dieses Sonnengebirge schwebte in den Gemüthern der Römer und Griechen in nebelhaftester Verbindung mit dem Atlas, von dem die Welteroberer nur eine sehr oberflächliche Kenntniß gehabt zu haben scheinen. Hier glaubten Einige (Ptolemäos beging nicht diesen Fehler), dringe der große Atlas bis an den Ocean vor, während er in Wirklichkeit doch um beinahe 3 Grad südlicher sich der Küste nähert. Solinus, der den Atlas als von Faunen und Satyrn bewohnt schildert, welche bei Tage geheimnißvolles Schweigen beobachteten, aber des Nachts sich desto lärmender geberdeten, sagt: „Man vernimmt längs des Meeresstrandes des Nachts hier nichts, als die Musik von Flöten und das Schlagen von Cimbeln, zu deren Tönen die Satyrn ihre nächtlichen Tänze feiern.“ Hanno spricht von einem Altar des Neptun am Mons Solis. Auch Skylax beschreibt hier einen Tempel des phöniciſchen Meergottes, ausgeschmückt mit Bildsäulen, Löwen und Delphinen, welchen der fabelhafte Dädalus errichtet haben soll.

Die Ufer fingen nun an, mit ihrem bergigen Hintergrunde sich malerischer darzubieten. Das Eisengebirge, Dschebel el Hadid, dessen höchste Gipfel 2000 — 2500 Fuß über dem Meerespiegel in die Höhe ragten, begann im Süden sichtbar zu werden. Die unmittelbar vor uns liegende Küste bot auch schon bergigeres Terrain dar.

Vom Golf von Cantin bis zu dem Golfe von Asfi, in dem man den Mysokaras Portus des Ptolemäos erkannt hat,

beträgt die Entfernung etwa vier Meilen. Letzterer Golf ist einer der weitesten an dieser Küste. Er besitzt nämlich eine Breite von fünf deutschen Meilen. Unweit seines südlichen Endes liegt die kleine Küstenstadt Rabat el Kus an der Mündung des Ued Tensiffit, des Phut des Ptolemäus, des Phutus des jüdischen Historikers Josephus. Der Ued Tensiffit bildet ein Thal, welches die natürlichste Straße vom Meer nach der Hauptstadt Marokko ausmacht, aber nur selten als Weg nach dieser Residenz der Kaiser benutzt wird.

Von der Mündung des Ued Tensiffit bis nach Mogador beträgt die Entfernung etwa sieben deutsche Meilen.

Wir waren jetzt im Angesicht unseres Reisezieles, der Handelsstadt Suärah oder Mogador angekommen. Die Fahrt, welche von Gibraltar nach Saleh so überaus rauh und unangenehm gewesen war, hatte sich von letzterer Stadt bis nach Mogador höchst günstig ergeben. Das Meer war zwar immer noch bewegt genug, um einem so schlechten Seefahrer, wie dem Schreiber dieser Blätter, Augenblicke der Wiederkehr „des schrecklichsten der Leiden“ zu verschaffen, aber im Ganzen konnte ich während den nahezu drei Tagen dieser letzten Hälfte der Fahrt auf dem Berdell Lust und Himmel und den Anblick der stets nahen Küste genießen. Der Haupteindruck dieser Küste war eine große Monotonie des Uferlandes der meist flachen sandigen Umgrenzungen des Oceans, an welchen zur Ebbezeit ein breiter weißer Streifen des bloßgelegten Landes mit dem Fernglas deutlich zu unterscheiden war. Denn an dieser Küste sind Ebbe und Fluth von bedeutender Intensität. Das Cap Cantin allein bildete in diesem flachen

chen Küstenpanorama eine auffallende Landmarke, deren Charakter den Namen des Mons Solis zu rechtfertigen schien, denn die Alten wollten mit dieser Benennung wohl nur ausdrücken, daß es ein ausgezeichnete Punkt sei, würdig, den Namen einer Gottheit zu tragen. Die Fabeln der Mythologie haben freilich an diesen Namen die Sage geknüpft, daß der Sonnengott hinter diesem Berge hinabstieg, um im Schooß der ewigen Thetis der Ruhe zu pflegen.

Das Promontorium Heraklis, jetzt Cap Mogador genannt, ist eine wenig hervorspringende Landspitze, welche dem Hafen der gleichnamigen Stadt einigermaßen Schutz gewährt.

Der „Commodore“ mit jubelnden, in ihrer vollen Breite ausgespannten Segeln, flog unter einer frischen Nordwestbrise an der kleinen Insel von Mogador, dem Erythia des Alterthums, vorbei und nahm im Hafen von Suarah oder Mogador Platz, wo er zur Zeit das einzige Fahrzeug war, welches über 300 Tonnen trug und bei den Bewohnern der marokkanischen Handelsstadt, als feltner Gast, eine nicht geringe Aufmerksamkeit erregte.

Außer dem Commodore lagen noch 3 mit Früchten beladene englische Schoner und ein halbes Duzend Kutter, zwei aus Gibraltar, zwei aus Marseille, und die andern beiden, ich weiß nicht mehr woher, im Hafen von Mogador. Die Anwesenheit so vieler kleiner Fahrzeuge und die Abwesenheit größerer erschien mir um so auffallender, da ich erfahren hatte, daß jedes Schiff, sei es klein oder groß, in Mogador eine Hafensteuer von neun Pfund Sterling, ungefähr 100 Gulden rheinisch, oder 57 preußische Thaler, zu entrichten

habe. Diese lächerliche Steuer ist für kleine Fahrzeuge außerordentlich drückend.

Sechzehntes Capitel.

Mogador.

Anblick der Stadt Mogador. — Umgegend. — Tamufiga. — Erbauung von Mogador. — Hafen. — Bewohner. — Arabische Städtenamen in Marokko. — Landung. — Douane. — Wohnung im Judenviertel. — Confiscirung meiner Sattelthiere. — Sidi Smail, der Marabut. — Die Derkna. — Mein Plan, nach Marokko zu reisen. — Der Pascha. — Meine scheinbare Abreise von Mogador. — Heimliche Rückkehr. — Der Marabut und meine Reise nach Marokko. — Unmöglichkeit, eine Erlaubniß dazu zu erlangen. — Der Marabut verspricht gegen Geschenke, mir die Wege nach Marokko zu öffnen.

Mogador, diese eine Hälfte meines Zieles, diese Brücke, welche mich nach Marokko führen sollte, lag also jetzt endlich vor mir! Ich kann jedoch nicht sagen, daß diese Stadt einen sehr erfreulichen Anblick dargeboten hätte. Vier flache, kleine Inseln, unbewachsen und von traurigem Aussehen, trennen Mogador vom Kanal, welcher den Hafen bildet und der durch die weiter entfernte größere und fünfte Insel, das Erythia der Alten, vor den Stürmen des Oceans beschützt wird. Die Stadt selbst liegt durchaus flach und hat wenig hervorragende Gebäude. Die einzige Moschee und die Minaret bringen ein wenig Abwechslung in das monotone Gemälde.

Desto anmuthiger lachte uns jedoch die Umgegend von

Mogador entgegen. Das schöne Eisengebirge zeigte im Norden seine zackigen Felsen, abwechselnd mit bewachsenen Waldhöhen und grünen luftigen Hochtriften. Im Osten malte sich liebliches Gartenland in nicht weiter Entfernung von der Stadt, deren unmittelbare Umgebung sandig und unfruchtbar ist. Im Süden zeigte sich in grauer Nebelferne ein silberweißer Streifen am Horizont: eine krumme, wildgezackte Linie, die zwischen Erde und Himmel hinzuschweben schien. Es waren die höchsten schneebedeckten Gipfel des fernen großen Atlas, welchen ich hier zum erstenmal das Glück hatte, zu erblicken.

Obgleich das heutige Mogador neu ist, so befand sich doch unzweifelhaft an dieser Stelle meist eine antike Niederlassung.

Ptolemäus nennt den, der Insel Erythia gegenüber gelegenen Punkt „Tamusiga“ und läßt vermuthen, daß es eine Stadt gewesen sei. Jedoch sind alle Angaben der Geographen des Alterthums über diesen Theil von Afrika nur höchst dürftig und unbefriedigend. Ptolemäus spricht begreiflicherweise nur vom Hörensagen von Orten, wohin die Civilisation der Römer nicht mehr drang, denn Sala war, wie schon gesagt, die letzte Stadt, Mercurius die letzte Station der Römer an dieser Küste. Da jedoch der Name Tamusiga, Beth Amusigad (כַּת-עַמּוּשִׁיגָד), d. h. das „Haus der Volksschaar“, offenbar phöniciſchen Ursprungs ist, so muß man annehmen, daß schon jenes große handeltreibende Volk des Alterthums bis hierher gedrungen sei und hier entweder eine Niederlassung gegründet oder einer libyschen Stadt einen phö-

nicischen Namen beigelegt habe. Jedenfalls muß das einstige Tamusiga bald spurlos verschwunden sein, denn während mehr als einem Jahrtausend wird keine Stadt an diesem Punkte erwähnt, bis es endlich einem marokkanischen Kaiser gefiel, das heutige Mogador entstehen zu lassen.

Mogador, diese größte Handelsstadt des Kaiserreichs, ist nämlich eines jener städtischen Kunstproducte, wie sie im vorigen Jahrhundert Fürsten durch allerhöchstes Rescript aus dem Boden zu stampfen versuchten. Es hat freilich eine gewisse Naturwüchsigkeit. Denn es besitzt einen ziemlich guten Hafen, den es lediglich der Natur verdankt. Dennoch wäre bei der Indolenz der Mauren gewiß Keinem eingefallen, sich hier anzusiedeln, wenn nicht der Sultan Sidi Mohamed vor etwa hundert Jahren, im Jahre 1760, befohlen hätte, daß daselbst eine Stadt zu entstehen habe. Dem Befehle wurde gehorcht und die Stadt entstand. Ein französischer Ingenieur, Namens Cornut, soll ihren Plan ausgelegt haben. Um ja ihren officiellen Ursprung nicht zu verleugnen, ist die Stadt mit der langweiligsten Regelmäßigkeit gebaut. Die Straßen sind breit, geradlinig und von verzweifelnder Monotonie. Die Häuser sind sich fast alle gleich, alle dieselben gedrückten niedrigen Würfel von Terrassen, statt der Dächer, gekrönt und grell weiß angestrichen. Die einzige Abwechslung gewähren die paar Consulate, welche wenigstens zwei Stockwerke hoch sind, während sonst fast alle Häuser nur ein Stockwerk haben. Natürlich hat der Ort seine Moscheen, welche hier, wie überall im Marokkanischen dem Europäer nicht nur unzugänglich sind, sondern in deren Nähe er sich sehr hüten muß,

vorbeizugehen. Der Minaret der Hauptmoschee wurde vor hundert Jahren durch denselben Muley Mohamed errichtet, und ist ein ziemlich harmonisches, hübsches Baudenkmal, dem Hassanthurm in Rabat in verkleinertem Maßstab nachgeahmt. Uebrigens erkennt der Tourist beim ersten Anblick den unverleugbaren Stempel des Verfalls, welchen Mogador trotz seiner Neuheit bereits in sich trägt.

Dieser größte Hafenplatz eines Reiches, welches England an Flächeninhalt übertrifft, erfreut sich, nach der Ansicht früherer Reisender, einer Bewohnerzahl von 20,000 Seelen, welche ich jedoch für bei Weitem übertrieben halte. Ja! ich bin überzeugt, daß, wenn man die Hälfte der obengenannten Zahl annähme, man eher noch über, als unter der Wahrheit bleiben würde. An eine Zählung der Einwohner in diesem Lande ist natürlich nicht zu denken, deßhalb können alle Schätzungen nur annähernd sein. Deßwegen haben auch so viele frühere Reisende die Einwohnerzahl aller marokkanischen Städte überschätzt, indem sie gewöhnlich von dem verhältnißmäßig regen Leben des Bazars auf eine sehr große Bevölkerung schlossen. Aber die Männer, welche man in den Bazars sieht, sind oft zur Hälfte vom Lande und Geschäfte halber in die Stadt gekommen. Von den meist in Armuth versunkenen Bewohnern Mogadors ist gewiß ein Dritttheil, vielleicht die Hälfte Juden, welche ihr eigenes abgeschlossenes Quartier, die Mellah, bewohnen.

Mogador heißt übrigens auf arabisch nie anders, als Suärah. Der Name Mogador soll von Sidi Mogdut, einem maurischen Heiligen herkommen, welcher hier seine

Grabkapelle hat. Dieser Name figurirt übrigens nur auf den Karten. In Mogador selbst weiß kein Mensch, außer den paar Europäern, daß der Ort so heißt, ebenso wie in Meräkäsch Niemand ahnt, daß diese Stadt in Europa Marokko benannt wird.

Wenn ich mich in diesen Reiseerinnerungen der europäischen Benennung anbequeme, so geschieht dies nur darum, um Denen, welche den Ort bloß durch die Karte kennen, verständlich zu sein, keineswegs aber, weil besagte Orte etwa wirklich so heißen, wie man sie in Europa für gut findet, zu nennen. So heißt Tanger wirklich Tandschah, Tetuan Tetauim, Marokko Meräkäsch, Mekinäs Mitnäs und Mogador Suarah. Auch habe ich hier manchmal, um von Europäern verstanden zu werden, von einem „Kaiserreich Marokko“ sprechen müssen: denn das ist ja der Name, unter welchem die Staaten Kaiser Muley Abd-er-Rahmans und Sidi Mohameds in Europa begriffen werden. Aber im Lande selbst sind die Wörter Kaiser und Kaiserreich ebenso unbekannt, wie Marokko als Name des ganzen Landes. Meräkäsch ist nur die Benennung einer Stadt und kein Ländername. Das Reich Muley Abd-er-Rahmans wird vom Volke bei den Marokkanern gewöhnlich „El Gharb“ und von den Gelehrten „Maghreb ul Akfa“ (der äußerste Westen) genannt. Dies sind aber nur annähernde Bezeichnungen, etwa der Art, als wollte man Oestreich das Donauland oder Schweden das nördliche Reich nennen. Will man im Speciellen das bezeichnen, was wir unter „Kaiserreich Marokko“ verstehen, so sagt der Maure höchst einfach Belad oder Hakum Muley Abd-er-

Rahman, d. h. das Land Muley Abd-er-Rahmans, welches der Name des Kaisers war, der noch herrschte, als ich diese Gegenden besuchte. Jetzt würde es Belad Sidi Mohamed oder das Land Sidi Mohameds heißen. Der Maure und Araber kennt nur einige der natürlichen geographischen Benennungen. Künstliche, einzig und allein der Politik ihren Ursprung verdankende Namen sind ihm böhmische Dörfer. Nichts würde ihm unverständlicher sein, als wenn man ein Land nach seiner zufälligen politischen Hauptstadt benennen wollte. Und doch thun die Europäer in Afrika. Es wäre kurzweilig, wenn sie es auch in Europa versuchen wollten. Warum nennt man ganz Preußen nicht Berlin oder Frankreich Paris?

Der Hafen von Suärah ist eine Art von Kanal, welchen die entferntere Insel Mogador, auf der eine von einem Genueser Renegaten gebaute Batterie befindlich ist, mit den vier kleinen näheren Inseln und dem Festlande bildet. Der Eingang in diesen Kanal ist von Nordwest, der Ausgang südlich. Die 4 kleinen, flachen Inseln sind dem Festlande so nahe und das Meer hat hier so wenig Tiefe, daß einige von ihnen zur Zeit der Ebbe vom Lande aus zu erreichen sind. Auf einer dieser Inseln erhebt sich gleichfalls eine Batterie.

Meine Landung im Hafen von Mogador war mit ähnlichen Formalitäten an der Douane verknüpft, wie ich sie in Rabat durchzumachen gehabt hatte. Ein Paar Bettelsoldaten, nur mit einer aus Sackleinwand gemachten Hose und Weste, welche ihre Hemdelosigkeit offen gewahren ließ, bekleidet, trugen meinen Koffer in ein niedriges, schmutzig aussehendes Gebäude, wo ein feister Commandant auf dem Teppich des Fuß-

bodens ruhte. Dieser Würdenträger ließ mir durch einen neben ihm stehenden marokkanischen Juden, ein kläglich aussehendes Wesen, auf spanisch bekunden, daß ich die nöthige Bestechungssumme unverzüglich zu erlegen habe, wenn ich wieder in den Besitz meines Gepäcks treten wollte. Die Anforderungen des Biedermannes waren jedoch so übertrieben, daß ich es vorzog, denselben vor der Hand im Besitz meiner Habseligkeiten zu lassen. Ich ließ mich ungesäumt nach dem Hause eines jüdischen Kaufmannes führen, an welchen ich einen Creditbrief nebst Empfehlungsschreiben besaß. Diesem Manne gelang es im Laufe des Tages, den schmeerbühnigen Commandanten zu überreden, sich mit der noch immer bedeutenden Bestechungssumme von sechzig marokkanischen Dngas oder Silberstücken zu begnügen, von denen jedes etwa sieben Kreuzer rheinisch oder zwei Silbergroschen beträgt. So kostete mich der Wiedererwerb meines Eigenthums ungefähr drei spanische Thaler, sieben Gulden rheinisch.

In Magador wohnte ich bei einem Israeliten, an welchen ein jüdischer Händler in Tanger mir ein Schreiben mitgegeben hatte. Es war dies nicht der gewöhnliche Wirth, der die wenigen Fremden, welche sich nach Mogador verlieren, aufzunehmen pflegt. Ich wollte diesen absichtlich vermeiden, da sein Haus zu bekannt war, und ich bei ihm nicht wohl die strenge Heimlichkeit und das vollständige Incognito meines Europäerthums hätte beobachten können, welche Verheimlichung doch für das Gelingen meiner Reisepläne nach Marokko so unumgänglich nothwendig war.

Mein Wirth war das häßlichste Wesen, welches vielleicht

auf Gottes Erdboden herumkriecht. Er war bucklig und ging so krumm, daß seine langen Gewande auf einer Seite immer mit ihrer weiten Schleppe den Boden lehrten, während sie auf der andern, wie ein zu kurzer Vorhang, die elenden Knöchel der Jammergestalt erblicken ließen. Dazu war sein Gesicht noch häßlicher, als das der vielen marokkanischen Juden, welche ich bis jetzt gesehen hatte, was gewiß viel heißen will.

Man hatte mir schon in Tanger den Rath gegeben, in Mogador durchaus zurückgezogen zu leben, mich nie in den Straßen zu zeigen und auch keinen der dort lebenden Europäer zu besuchen. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nöthig, wenn ich auf meiner Reise nach Marokko bestehen wollte, denn diese Reise konnte nicht öffentlich angetreten werden. Nur durch große Heimlichkeit war es möglich, zu meinem Ziele zu gelangen. Das Haus, in welchem ich abstieg, war dazu besonders geeignet. Der Besitzer desselben war erst seit kurzer Zeit in Mogador, lebte sehr zurückgezogen, war so gut wie gar nicht bekannt, auch sah sein Haus von außen so unscheinbar aus, daß man kaum auf die Vermuthung kommen mochte, als beherberge er europäische Touristen, die doch gewöhnlich mehr an Luxus gewöhnt sind.

Dieser mein jüdischer Wirth hieß Ben Samuel. Er war übrigens, trotz seiner unangenehmen Erscheinung, ein höchst schätzbares Individuum und bald sollte er mir einen großen Dienst erweisen.

Meine zwei Maulthiere nämlich, sowie das Pferd,

welche ich in Tanger gekauft, waren von den Dienern, die ich daselbst gemiethet hatte, zu Lande zwar glücklich nach Mogador transportirt worden. Aber bei ihrem Eintritte in die Stadtmauern, welcher etwa zwei Tage vor meiner eigenen Ankunft erfolgte, hatte der Pascha, der Gouverneur der Stadt, ohne Weiteres meine Thiere für herrenloses Gut erklärt und als solches in Beschlag genommen. Meine Ankunft änderte nichts an der Sache. Ich hätte mich freilich unter den Schutz eines Consuls stellen und durch dessen Vermittelung vielleicht die Herausgabe meines Eigenthums erlangen können. Aber die Anrufung eines consularischen Schutzes (durch Herrn Ehrenhoff war ich an den schwedischen Viceconsul empfohlen) hätte mich gleich zu einer öffentlich bekannten Person gemacht und dann wären meine Reisepläne nach Marokko mit einem Schlage vernichtet worden. Ich beschloß deshalb, den armen Juden Ben Samuel als meinen Vermittler auftreten zu lassen. Aber der Pascha ließ meinem Wirth, welchen ich, um meine Thiere zu reclamiren, zu ihm geschickt hatte, erklären, daß er keineswegs überzeugt sei, daß besagtes Pferd und die Maulthiere mein Eigenthum wären. Ich sollte einen geschriebenen Beweis meines Besitzrechts vorzeigen und bis ich diese Bedingung nicht erfüllt hätte, würden die Thiere dem Beylik, d. h. der Regierung, oder mit anderen Worten, die der Wahrheit mehr entsprechen, ihm selber verbleiben. Die gestellte Bedingung war mir aber unmöglich zu erfüllen, denn ich besaß kein solches Papier, von dessen Nothwendigkeit ich nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Auch ist es gar nicht üblich in diesem Lande, Quittungen für irgend etwas

auszustellen. Der schlaue Pascha kannte aber den europäischen Gebrauch und behauptete, ich müsse als Europäer eine solche Quittung besitzen. Die Aussage meiner Leute wäre nicht als beweiskräftig zugelassen worden, selbst wenn die armen Teufel sich getraut hätten, etwas gegen den allmächtigen Gouverneur auszusagen. Aber sie hüteten sich wohl, letzteres zu thun.

So mußte ich denn geduldig zusehen, wie mein Eigenthum im Hofe des Pascha's weidete. Ja! ich wäre vielleicht genöthigt gewesen, zur Reise nach Marokko noch einmal Thiere anzukaufen oder wenigstens fremde Thiere zu miethen. Mein Zelt und sonstige Reiseutensilien schickte mir der Pascha großmüthig zu. Er ahnte wohl nicht, wie unconsequent er sich dadurch bewies, denn, war das Zelt mein Eigenthum, wem gehörten dann die Thiere? Ich hätte mich, wie gesagt, der Vermittelung irgend eines der consularischen Agenten, deren es ein halbes Duzend in Mogador giebt, zur Wiedererlangung meines Eigenthums bedienen können. Aber mein Reiseplan legte mir strenge Discretion auf. Ich durfte diese Herren nicht einmal besuchen, wenn ich nicht gleich zu einer allgemein bekannten, mit Fingern gewiesenen Curiosität Mogadors werden wollte. Denn auf die Häuser der Consuln hat der Maure ein wachsamcs Auge. Wäre ich aber einmal in Mogador bekannt gewesen, dann hätte ich meinem Reiseplan Lebewohl sagen können.

Ich war schon nahe daran, auf mein rechtmäßiges Eigenthum Verzicht zu leisten, als der bescheidene Ben Samuel, in dessen unscheinbarem Haupte übrigens ganz geschweide Ideen

schlummerten, mit einem kühnen Plan hervortrat, der für maraffonische Zustände recht bezeichnend war. Es hielt sich nämlich in Mogador im Augenblick grade ein Marabut, eine Art von muselmännischem Heiligen, auf, welcher von vielen Marofflanern mit abergläubischer Furcht verehrt wurde. Dieser Mann hieß Muley Smaïl und war ein entsetzlich zerlumpter, ekelhaft schmutziger Greis, der das Gelübde gethan zu haben schien, sich niemals zu waschen. Die im Koran befohlenen täglichen Abwaschungen verrichtete er zwar regelmäßig, aber nicht mit Wasser, sondern mit Sand, was den Gläubigen in gewissen Fällen gestattet ist.

Muley Smaïl war das Oberhaupt eines religiösen Ordens, nämlich einer Abtheilung der sogenannten Derkua. Die muselmännischen Orden des Maghrebs zerfallen nämlich in zwei Arten von religiösen Verbindungen. Die einen sind die Khuan, die andern die Derkua. Zu den Khuan gehören die Orden des Sidi Tareb, des Sidi Abd-el-Kader el Dschelali, des Sidi Arissa, des Isidschani, und noch einige andere. Die Khuan sind altbekannte, religiöse Verbindungen, wie es sie immer in Ländern des Islams gegeben hat. Ihr Zweck ist hauptsächlich Kasteiung, gemeinsame Gebete und überhaupt ein streng religiöses. Die Derkua dagegen haben eine freiere Ordensform. Ihr Princip ist nicht streng abschließend, wie das der Khuan. Sie sind im Grunde vielleicht fanatischer, als die Khuan, aber sie heucheln oft einen gewissen Kosmopolitismus. Sie wenden auch ihre Aufmerksamkeit ebensogut der Politik, als der Religion zu. Uebrigens stehen sie im Ruf größerer Sittlichkeit, als die Mitglieder der Khuan.

Es ist viel Geheimnißvolles an den Derkua. Sie sind gewissermaßen die Freimaurer des Maghrebs, die eine eigene esoterische Lehre haben, den Profanen unzugänglich. Das Oberhaupt einer solchen religiösen Verbindung war Muley Smail. Seinen ursprünglichen Wohnsitz bildete die Oase Tefilelt, welche etwa 100 deutsche Meilen in südöstlicher Richtung von Mogador liegt. Aber er liebte es zu wandern. So war er eine Zeitlang in Marokko gewesen und hatte sich auf die Bitten seiner hiesigen Verehrer bewegen lassen, auch Mogador mit seiner Gegenwart zu beglücken. Muley Smail war übrigens nicht das absolute Oberhaupt aller Derkua's. Dieses ist vielmehr ein hochverehrter Heiliger, welcher in einer kleinen Stadt des Rifdistricts residirt. Muley Smail war nur das Oberhaupt einer Abtheilung besagter Derkua. Aber da der wahre Ordenschef weitweg wohnte und Muley Smail im Süden der marokkanischen Staaten der größte Derkua war, überhaupt auch persönlich im Rufe großer Heiligkeit stand, ja sogar einige Moadschisjah (Wunder) gewirkt haben sollte, so erfreute er sich der allgemeinen, nahezu abgöttischen Verehrung von Seiten der südlichen Mauren. In Mogador, wo er sich übrigens im Ganzen nur drei Wochen aufhielt, wohnte er in einem abgelegenen Theile der Stadt, in einem kleinen unscheinbaren, ruinenartigen Hause. Dort empfing er die Besuche seiner zahlreichen, abergläubischen Verehrer. Er hatte mehrere Jünger bei sich, welche den Gläubigen als Amulette oder als Reliquien Fetzen der Kleidungsstücke des Heiligen, abgeschnittene Nägel und Haare desselben und dergleichen für theures Geld zu verkaufen pflegten. Diesem

wunderlichen Heiligen, so war der Plan meines Wirthes, sollte ich das Pferd und die Maulthiere zum Geschenk anbieten, worauf er mir dann, mit der Barmherzigkeit eines Mannes Gottes, dieselben zur Reise nach Marokko und zurück vielleicht borgen würde.

Dieser Plan, so lächerlich es auch scheinen mag, gelang vollkommen. Der Gouverneur, so wie er hörte, daß die Thiere das Eigenthum Muley Smaïls seien, welchem ich eine Uebertragungsurkunde ausgestellt hatte, beeilte sich, entweder vom eigenen Aberglauben getrieben, oder aus Furcht vor dem Fanatismus der Muselmänner, und vielleicht auch vor dem Tadel des den Marabut hochschätzenden Kaisers, die fraglichen confiscirten Objecte an den Betteldermisch auszuliefern. Ich hatte einige Hoffnung, durch dieses Geschenk an den Marabut meinen Reisezweck erleichtert zu sehen. In der That erhielt ich von Muley Smaïl jetzt das Versprechen, er wolle mir die Thiere zur Reise nach Marokko leihen, wenn ich die nöthige Erlaubniß zu dieser Reise bekommen könnte. Diese Erlaubniß war mir freilich gradezu unerreichbar. Dennoch gab ich alle Hoffnung, heimlich nach Marokko zu reisen, noch nicht ganz auf. Das Geschenk, welches ich dem Marabut gemacht, hatte wenigstens den Vortheil, mir denselben günstig zu stimmen. Damit war schon etwas erreicht. Auch gewann ich mir dadurch die Gunst fast aller Muselmänner, welche von dieser Begebenheit hörten. Ja! obgleich mich Niemand in Mogador persönlich kannte, denn ich lebte äußerst zurückgezogen, so war ich doch plötzlich zu einer gewissen Berühmtheit unter diesen Fanatikern gelangt.

Diesem Umstande hatte ich es vielleicht zu verdanken, daß der Pascha sich die Miene gab, als wolle er seine ungerichte Handlungsweise entschuldigen. Er schickte mir einige Bettelsoldaten nebst einem Hauptmann und ließ mich durch diesen einladen, ihn in seinem Palaste zu besuchen, was ich denn auch that.

Der Pascha war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ganz wie ein Beduine gekleidet, nur hielt er sich in seiner Tracht etwas reinlicher, als diese Kinder der schwarzen Zelte es gewöhnlich zu thun pflegen. Das Gebäude, in dem er wohnte, war einstöckig und unschön. Nachdem man mir ein Täßchen zuckerlosen Thee's (das Nationalgetränk der Marokkaner) gereicht hatte, ergab sich der Pascha erst dem obligaten officiellen Gähnen, welches dem Gespräch jenen Charakter der Schläfrigkeit, der bei allen Muselmännern der höchste gute Ton ist, verleihen sollte. Dann unterbrach der Räuber meiner Sattelthiere gnädigst die Stille und wechselte durch den Dragoman, einen Juden, einige nichtsfagende Fragen und Antworten mit mir. Der confiscirten Thiere geschah nicht die geringste Erwähnung.

Am Schluß dieser langweiligen Audienz setzte ich den Pascha dadurch in Erstaunen, daß ich ihm meine schleunige Abreise von Mogador ankündigte. Ich gab mir nämlich die Miene, mich einschiffen und nach Europa zurückkehren zu wollen. Diese Vorsichtsmaßregel war dringend nothwendig. Denn, so zurückgezogen ich mich auch während meines Aufenthaltes in Mogador hielt, so war doch meine Anwesenheit durch die Geschichte mit den Thieren bekannt geworden. Ich

mußte deßhalb folgende Comödie spielen: Ich nahm officiellen Abschied vom Pascha. Darauf ging ich zu meinem Wirth, nahm einen Koffer, den ich an den Hafen tragen ließ und schiffte mich auf einer italienischen Brigantine, welche in Mogador angelegt hatte und nach Gibraltar zurückkehrte, ein. Da die Brigantine erst nach Mitternacht absegeln sollte, so hielt ich mich den ganzen Tag auf derselben auf, was mir diese guten Italiener gern gegen ein Trinkgeld gestatteten. Als es jedoch völlig Nacht geworden war, ließ ich mich in der Landungsbarke von einem der Italiener nach Mogador zurückrudern und gelangte dann auf Schleichwegen, nicht ohne Bestechung eines Douanebeamten, wieder in die Stadt und in's Haus meines jüdischen Wirthes.

Nun war ich für Jedermann abgereist. Während der sechs Tage, welche ich in Mogador noch verweilte, lebte ich völlig eingeschlossen im Hause meines jüdischen Wirthes. Ja! Ich durfte nicht einmal die Dachterrasse betreten. Wenn man mich gesehen oder auch nur geahnt hätte, daß ich noch in Mogador anwesend sei, so wären meine Pläne vollkommen zernichtet gewesen.

Das Haus Ben Samuels lag, wie alle jüdischen Häuser, in der Mellah oder dem diesem unterdrückten Stamme ausschließlich angewiesenen Stadttheil. Es war äußerlich ärmlich, obgleich Ben Samuel wohlhabend sein soll, aber Verbergung des Reichthums ist hier, wie überall in Marokko, den Israeliten eine Lebensbedingung. So unscheinbar die Wohnung aber auch war, so bot sie doch Bequemlichkeiten, die man in jedem maurischen Hause, selbst das des Pascha

nicht abgerechnet, umsonst gesucht hätte. Ich konnte hier wenigstens in einem Bett schlafen und mit Messer und Gabel essen! Durch Bücher suchte ich mir meine Gefangenschaft zu versüßen.

Die Comödie meiner Abreise, welche ich nothgedrungen hatte spielen müssen, war vollkommen gelungen. Ja! sie war nur zu gut gelungen. Denn der Marabut, Muley Smaïl, welcher mir versprochen hatte, mir die Thiere zur Reise nach Marokko zu leihen, wenn ich mir die Erlaubniß zu dieser Reise würde verschaffen können, glaubte selbst an meine Abfahrt und hielt sich folglich seines Versprechens für quitt. Dieses Versprechens wäre er ohnehin quitt gewesen, denn die Erlangung einer Erlaubniß, nach Marokko reisen zu dürfen, war mir, wie gesagt, vollkommen unerreichbar. Nur von der Gnade des Marabuts konnte ich etwas hoffen, nicht aber, auf meine Macht pochend, irgend etwas verlangen.

Wie nun Muley Smaïl davon überzeugen, daß ich nicht abgereist sei, ohne dabei den übrigen Bewohnern von Mogador von meiner verlängerten Anwesenheit Kunde zu geben? Das war nicht leicht zu bewerkstelligen. Dennoch gelang es meinem Wirth. Natürlich mußten die Leute, welche um den Heiligen waren, bestochen werden. Dieß geschah. Mein Wirth lockte einen gewissen Sidi Mustapha, einen der Jünger des Marabut, zu sich in's Haus. Dieser versprach, dem Heiligen meinen Fall vorzustellen. Natürlich mußte Sidi Mustapha tüchtig bestochen werden. Da der Marabut fast mit Niemand redete, so war auf die Bewahrung des Geheimnisses von seiner Seite mit einiger Bestimmtheit zu hoffen.

Er hatte aber noch zwei andere Jünger, welche stets um ihn waren und natürlich in den Plan weiter eingeweiht werden mußten. Auch für sie gaben wir Sidi Mustapha Bestechungssummen mit. Diese Bestechungen waren natürlich nur das Vorspiel, die Hauptsache sollte noch nachkommen.

Am folgenden Tage kam der Jünger des Marabuts mit einem seiner Kollegen in das Haus Ben Samuels. Sie fügten damit an, noch ein Trinkgeld zu verlangen. Ich mußte es ihnen natürlich geben. Ich hatte für diese Reise schon zu viele Opfer gebracht, um vor solchen geringen Summen, es handelte sich um 10 Thaler, zurückzuweichen. War mir doch an der Gunst des Marabuts und seiner Diener Alles gelegen! Nachdem sie sich in die zehn Thaler getheilt hatten, eröffneten sie mir, daß sie Muley Smail von meiner verlängerten heimlichen Anwesenheit in Mogador Kunde gegeben hätten. Der Marabut wünsche nun zu wissen, was ich von ihm verlange. Ich erinnerte sie nun an das Versprechen, welches mir Muley Smail gegeben hatte, mir die Maulthiere und das Pferd zur Reise nach Marokko zu leihen. Die Erlaubniß zu dieser Reise hätte ich freilich nicht erlangen können. Der Marabut wisse selbst wohl, daß diese Erlaubniß so gut wie nie einem Europäer ertheilt würde. Dennoch sei es mein sehnlichster Wunsch, die Stadt Marokko zu sehen. Für Erfüllung dieses Wunsches wäre ich bereit, beträchtliche Summen auszugeben. Diese Summen würden ihm, dem Marabut und seinen Jüngern zu Gute kommen, wenn er mir Mittel und Wege zur Erlangung meines Zweckes verschaffte. Einer so einflußreichen Persönlichkeit, wie Muley Smail, könne es nicht schwer sein,

selbst einem Christen Eingang in die Hauptstadt zu verschaffen.

Sidi Mustapha und sein Kollege hörten mich mit Aufmerksamkeit an. Besonders, als ich vom Geld sprach, schienen sie ganz Ohr zu sein. Sie setzten gleich für sich selbst die Summe fest, welche ihren Antheil an den Bestechungen bilden sollte. Zuerst verlangten sie 1000 Francs. Nach einigen Vorstellungen von Seite meines Wirthes entschlossen sie sich jedoch, sich mit der Hälfte, d. h. mit 100 spanischen Thalern (oder 233 Gulden rheinisch, 190 preußische Thaler) zu begnügen. Der Marabut, sagten sie, würde etwa ebensoviel erheischen und den dritten Jünger desselben könne ich mit 30 spanischen Thalern zufrieden stellen. Für diese Summen und noch einige Hadija serhira (kleine Geschenke) glaubten sie verbürgen zu können, daß der Marabut mir Mittel und Wege verschaffen würde, sicher nach Marokko zu gelangen. Nur müßte die größte Heimlichkeit beobachtet werden. Kein Mensch, besonders ja kein europäischer Consul, dürften von meinem Plan auch nur das Geringste erfahren.

Die beiden Jünger des Heiligen verabschiedeten sich, nicht ohne kleine Geschenke in Gestalt von Messern, Tüchern, Hemden und dergleichen noch obendrein verlangt und natürlich bekommen zu haben. Denn der Habsucht dieser Leute mußte nun in Allem gewillfahret werden. Ich hörte jetzt volle drei Tage gar nichts mehr von ihnen. Wahrscheinlich waren sie mit dem Verjubeln der 10 Thaler beschäftigt, die für solche Bettelderwische einen großen Reichthum vorstellten.

Nach Ablauf von drei Tagen erschien Sidi Mustapha

wieder im Hause des Juden und zwar allein. Er sagte, er wäre nicht früher gekommen, weil es auffallend sein würde, wenn er so oft hintereinander in das Judenviertel sich begebe. Jetzt theilte er mir mit, Sidi Smaril wolle es für die besagte Summe wagen, meinen Wünschen nachzukommen. Der Marabut stehe selbst im Begriffe, Mogadar zu verlassen und nach Marokko zu reisen, um von da wieder nach Tafilett zurückzukehren. Er würde mir gestatten, mich seiner Karawanen anzuschließen. Den Mangel einer Erlaubniß von Seiten des Kaisers wolle Sidi Samir selbst bei diesem Monarchen verantworten, bei welchem er in großer Gunst stehe. Die Abreise solle in zwei Tagen erfolgen. Dieselbe müsse jedoch höchst heimlich vor sich gehen. Der Marabut reise zu anbrechender Nachtzeit ab und würde mich zwei Stunden nach Sonnenuntergang unweit der Thore von Mogador erwarten. Vor der Abreise selbst müsse ich übrigens die Hälfte der stipulirten Summe dem Marabut und seinen Jüngern einhändigen. Die Thiere, welche mir der Heilige zur Reise lieh, würden uns ebenfalls draußen erwarten.

Zum Schluß versprach mir Sidi Mustapha auf meine besondern, von einem Geschenk begleiteten Bitten, noch, er wolle am fraglichen Abend selbst kommen, um mich und meine Diener abzuholen und unsern Auszug aus der Stadt zu leiten.

So weit war also Alles geordnet und ich sollte endlich meinen Zweck, nach Marokko zu reisen, erreichen!

Ich befand mich nun in einem ganz ausnahmsweisen Fall, in welchem sich vor mir vielleicht noch kein Europäer in diesem Lande befunden hatte. Meine Existenz wurde von

allen in Mogador lebenden Europäern völlig ignorirt. Der Gouverneur und diejenigen Mauren, welche durch die Geschichte mit den Sattelthieren mit mir bekannt geworden waren oder von mir gehört hatten, mußten an meine Abreise glauben, denn ich hatte die Comödie meiner Einschiffung zu gut gespielt. Ich hatte nämlich, als ich die italienische Brigantine wieder verließ, einen alten Mantel meines Wirthes umgehängt und ein schwarzes jüdisches Fes aufgesetzt, so daß mich der Douanebeamte und der Pförtner, die einzigen Menschen, welche mich nach meiner vermeintlichen Abreise noch in den Straßen gesehen hatten, wohl für einen Israeliten hätten halten können. Von dieser Seite hatte ich also wohl keine Entdeckung zu fürchten. Mein Geheimniß besaßen nur zwei Parteien, nämlich Ben Samuel, seine Frau und Magd einerseits, der Derkua und seine Jünger andererseits. Von ersterer Seite brauchte ich keine Enthüllungen zu befürchten, denn es war das eigene Interesse dieser Israeliten, meine Anwesenheit in Mogador und meine Reise geheim zu halten, da sie ja meine Mitschuldigen, d. h. meine Hehler, geworden waren. Dem Derkua und seinen Dienern war der Mund mit Geld gestopft worden. Dennoch stand ich in beständiger Angst, einer der Burjche, der Jünger des Marabut, könne mich verrathen. Ich scheute deßhalb keine Gelegenheit, diesen Leuten den Mund noch mehr mit Geld zu stopfen.

Sechzehntes Capitel.

Von Mogador nach Marokko.

Abreise von Mogador. — Nächtliches Rendezvous. — Ein vogelfreier Europäer. — Musterung meiner kleinen Karawane. — Ben Samuels Abschiedsrede. — Nächtliches Reisen. — Tiwuh. — Die Schiadmah. — Palmen. — Der Uöo Iffouab. — Sidi Mokhtar. — Der wunderreiche Marabut. — Min Vida. — Anblick des Atlas. — Tamdegusch. — Der Tag überrascht uns. — Gefährliches Abenteuer. — Kasbah el Uddajah. — Letzte Nachtreise. — Sonnenaufgang. — Anblick von Marokko. — Die gefallene Königin des Südens.

Sidi Mustapha, seinem Versprechen getreu, fand sich am anberaumten Abend richtig in dem Hause Ben Samuels ein. Er sagte mir, der Marabut sei bereits aufgebrochen. Wegen meiner habe er seine Abreise geheim gehalten, weil ihn sonst seine zahlreichen Verehrer bis vor die Thore begleitet haben würden. Derselbe erwarte mich an einem Orte, eine Viertelmeile von der Stadt gelegen. Da rüstete ich mich denn nun auch zum Aufbruch. Ich hatte schon am Abend vorher mein sämmtliches Gepäck zum Derkua schaffen lassen. Dasselbe war nicht unbedeutend. Es bestand aus meinem Zelt, Cantine, Kochgeschirr, persönlichen Gepäck und einem Koffer voll Geschenken für den kaiserlichen Hof.

Mein jüdischer Koch und meine drei arabischen Knechte konnten mit ihren orientalischen Gewanden auf der Reise keinen Verdacht erregen. Desto größeren Verdacht mußte ich selbst durch meine europäische Kleidung hervorrufen. Mich

jedoch in das maurische Costüm zu kleiden, das wäre zu gefährlich gewesen. Man hätte unfehlbar meine Eigenschaft als Europäer doch entdeckt und dann wäre ich ohne Zweifel angeklagt worden, ich hätte mich unter dieser Verkleidung in eine Moschee schleichen und dieselbe entheiligen wollen. In diesem Falle wäre der Tod meine gelindeste Strafe gewesen. Ich war deßhalb fest entschlossen, im Allgemeinen meinen Charakter als Europäer aufrecht zu erhalten. In diesem Charakter stand ich freilich schutzlos da. Denn Muley Smaïl wußte, daß ich keiner der Nationen angehöre, welche Consuln in Mogador besaßen. Ja! Muley Smaïl hatte erst dann meine Beschützung übernommen, als ich ihm durch Sidi Mustapha erklären ließ, daß einmir zugesüßtes Unrecht von *keinem* Consul gerügt werden könne. Somit hatte Muley Smaïl für den Schutz, welchen er mir für mein Geld angedeihen ließ, nicht die geringste Verantwortung übernommen. Gefiel es einem Fanatiker, mich todtzuschlagen, so würde kein Hahn danach krähen. Das wußte Muley Smaïl. Ich war also gewissermaßen vogelfrei. In dieser meiner vogelfreien Eigenschaft war mir begreiflicher Weise daran gelegen, durch meine äußere Erscheinung keinen Verdacht zu erregen. Deßhalb hing ich einen alten zerlumpten Bernus um, der zwar meine europäische Tracht verdeckte, der aber doch nicht als Verkleidung angesehen werden konnte, denn beim geringsten Verdacht war er schnell beseitigt. Er galt nur als einen Mantel, hatte jedoch den Vortheil, mich vor neugierigen Blicken zu schützen.

In dieser Vermummung, mehr als Verkleidung, durchschritt ich mit Mustapha und meinen Dienern das Thor Mo-

gador's, welches ein Trinkgeld uns geöffnet hatte. Der gute Ben Samuel wollte mich bis vor's Thor begleiten. Dort fanden wir den Marabut und seine zwei Jünger mit vier Eseln außer den drei Thieren, welche einst mir gehört hatten.

Ehe ich aufbrach, musterte ich erst meine kleine Karawane, welche die von Europäern so selten gemachte Reise nach Marokko zurücklegen sollte. Sie bestand erstlich — à tout seigneur tout honneur — aus Muley Smail, dem Oberhaupt der Derkua. Der heilige Mann war ein überaus magerer, schmutziger Greis von etwa fünfundsechzig Jahren: eine platte Nase, dicke Lippen, glänzende Augen, ein wildes, wolliges Haar kündeten seine Eigenschaft als Mulatte oder Quadrone hinlänglich an, denn ich wußte wirklich nicht, welches von Beiden er war. Er schien mir zu weiß, um Mulatte und seine Züge waren zu negerartig, um Quadrone zu sein. Dieses Ordenshaupt der Derkua wurde von seinen drei Jüngern begleitet, von denen ich bereits zwei kannte. Der erste war der schon vielerwähnte Sidi Mustapha, ein junger Mann von ungefähr sechsundzwanzig Jahren. Sidi Mustapha hatte eine sehr braune Haut, große buschige Augenbrauen, eine Adlernase, eingefallene Wangen und gierig sinnliche Augen. Der zweite Jünger des Marabuts war Muley Omar. Dieser Titel Muley deutet strenggenommen eine Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause an. Es giebt aber so viele Marokkaner, welche den Titel Muley führen, ja dieser Titel ist in Marokko fast gleichbedeutend mit dem gewöhnlichen Sidi (Herr), daß es unmöglich ist, so außerordentlich zahlreich auch die Sippschaft des Kaisers sein mag, daß alle Muley's mit ihm ver-

wandt sein können. Muley Omar mochte etwa dasselbe Alter, wie Sidi Mustapha, haben. Er sah jedoch schon sehr abgelebt aus. Seine Gesichtsfarbe war gelb, er hatte wenig Bart, matte, schläfrige Augen, eine hängende Lippe und einen stets offenen Mund. Der dritte Jünger des Propheten, ein gewisser Sidi Musah, war ein vollkommener Neger, wie es deren in Tafilett, der Heimath Sidi Smaïls, sehr viele geben soll. Er schien mit großer Liebe an seinem Herrn zu hängen. Stets hielt er ihm den Steigbügel oder vielmehr den Strick, der die Stelle des Steigbügels vertrat. Schließ der Marabut, so lag Sidi Musah stets zu seinen Füßen. Er hatte die Anhänglichkeit eines Hundes. Alle diese Vier ritten kleine Eselchen, welche das Eigenthum des Marabuts waren.

Meine Sattelthiere — oder vielmehr Muley Smaïls Sattelthiere, denn ihm gehörten sie ja jetzt — wurden von meinen drei arabischen Knechten aus Tanger geführt, die der Koch begleitete. Der Koch war ein junger Israelite aus Tanger, mit langen Hängelocken, einem fettigen Kasten und schielenden Augen. Er ritt eines der Maulthiere, welches auch zugleich die Gantine trug, denn mein sämtliches Gepäck hatte Sidi Mustapha mit den Eseln des Marabut und meine Thiere bei einbrechender Dunkelheit vor die Thore geschafft. Das eine Maulthier war somit schwer beladen, denn der Jude und die Gantine zusammen wogen wohl 300 Pfund.

Uebrigens mußte mein Koch seinen Sitz auf demselben nicht selten einem der Knechte abtreten, welche das zu Fuße gehen sehr oft ihrer unwürdig fanden, besonders wenn sie einen verhaßten Sohn Jakobs zu Pferde sehen mußten. Das

andere Maulthier war mit dem Zelt und meinem Gepäck, worunter auch der Koffer mit Geschenken für den Kaiser, beladen, welche außerordentlich schwere Last jedoch nicht hinderte, daß es außerdem auch noch fast immer einen der faulen Knechte tragen mußte, die sich im Sitzen auf demselben ablösten. Diese drei marokkanischen Bursche waren übrigens, ihre Faulheit abgerechnet — und Faulheit gilt hier für kein Laster — ganz erträgliche Kerle. Sie waren alle drei jung, zeigten sich stets guter Laune und sogar nicht selten witzig, meist auf Kosten des Juden, dessen Loos kein beneidenswerthes war. Der eine, Mohamed geheißen, war ein Jüngling von besonders brauner Gesichtsfarbe, funkelnden, schwarzen Augen und dergestalt aufrechtem und steifem Gange, daß man stets versucht war, nach dem Ladestock zu sehen, den er im Rücken stecken haben mochte. Weniger aufrecht ging Ali, der zweite Knecht. Er war nach orientalischen Begriffen ein sehr schöner Junge: nämlich eine wandelnde Fettmasse mit kleinen verschwommenen Schweinsaugen und einer Taille, die einem Klosterbruder Ehre gemacht hätte; auch liebte er das Gehen gar nicht und das arme Maulthier mußte oft unter seinem Gewichte ächzen. Der dritte Knecht ging gar nicht gerade, sondern gebückt; er hieß Hassan und war ein magerer, schwächlicher Junge, dabei aber noch der flinkste von der ganzen Schaar, was freilich nicht viel sagen wollte. Den Schluß der Karawane bildete ich selbst auf dem schicksalsvollen Pferde, einem Rothsuchs, der, trotz seines respectablen Alters, denn er hatte ganz schwarze Zähne, dennoch recht gute Dienste leistete. Diese kleine Schaar war jetzt auf einem freien Platz, etwa 500 Schritte vor den Thoren

Mogader's aufgestellt. Der gutmüthige bucklige Jude, der mich hierher begleitet hatte, gab mir zum Abschied noch gute Lehren:

„Sie machen,“ so sagte er, „da eine gefährliche Reise! Was Teufel wollen Sie auch in Marokko, in dieser Stadt der Wilden und Barbaren, thun? Aber Sie haben Ihre Ansichten und da hilft kein Abreden. Reisen Sie mit Gott und möge Er Sie beschützen, denn auf menschlichen Schutz können Sie nicht rechnen. Der Verkua und seine Jünger werden Sie bei der ersten Gefahr ohne Zweifel im Stiche lassen. Folgen Sie jedoch einem Rath, den ich Ihnen geben will, und Sie können vielleicht Ihr Leben retten: Zeigen Sie sich so wenig als möglich öffentlich, wenn Sie in Städten oder Dörfern sind. Auf dem Lande haben Sie jetzt nicht viel zu fürchten; die unruhigen Stämme haben sich dies Jahr nicht gezeigt. Aber in den Städten, namentlich in Marokko, nehmen Sie sich in Acht, besuchen Sie weder Bazars, noch andere öffentliche Orte. Wenn man in Ihnen den Rumih wittert, so ist man im Stande, zum Aeußersten zu greifen und selbst der Kaiser könnte Sie nicht schützen. In Marokko wohnen Sie in der Mellah (dem Judentheil) im Hause meines Vettters, an den ich Sie empfohlen habe. Folgen Sie in Allem seinem Rathe, er wird Ihnen keine unvorsichtigen Schritte erlauben.“

So nahm ich denn von dem wohlwollenden Sohne Jakobs Abschied und die kleine Karawane — der große Marabut an der Spitze — setzte sich langsam und gemessen in Bewegung.

Es war Nacht. Die Jahreszeit (Anfang Oktober) ge-

stattete nächtliche Reisen noch immer sehr gut, ja machte sie in diesem warmen Klima sogar wünschenswerth. Freilich hatte dieß den Nachtheil, daß wir wenig von der Gegend zu sehen bekommen sollten. Diese Gegend war aber gerade für Europäer so sehr interessant, denn sie wurde noch von so wenigen durchreist! Doch ich hatte schon darin viel erreicht, daß ich diese Reise überhaupt machen durfte. Daß das *Wie*, wie ich sie machen sollte, nicht zu meinem Wunsche ausfiel, darüber mußte ich mich resigniren. Die Nachtzeit war der Sicherheit wegen und in Berücksichtigung auf mich gewählt worden und ich konnte Muley Smail für seine Fürsorge in dieser Beziehung nur dankbar sein.

Die erste Nacht unseres Mittes von Mogador nach Marokko führte uns anfangs durch einen Theil der sandigen Ebene, welche erstere Stadt in nordöstlicher Richtung einschließt. Dann begann das Terrain sich allmählig zu erheben. Gärten begleiteten uns eine Zeit lang. Da es das letzte Viertel des Mondes war, so konnten wir seinen Aufgang erst nach Mitternacht erwarten. Um 9 Uhr waren wir ausgeritten, hatten folglich drei Stunden Dunkelheit durchzumachen.

Die Entfernung von Mogador nach Marokko mag in gerader Linie etwa 26 deutsche Meilen betragen. Da die Esel des Marabuts und meine Maulthiere, im Durchschnitt genommen, nicht mehr als eine Meile in 2 Stunden zurücklegten, so hätten wir zu dieser Reise etwa 52 Stunden gebraucht, d. h. ungefähr fünf Nächte, wenn man 10 Stunden als mittlere Nachtreise annimmt. Die Straße lief jedoch nicht gerade und der Marabut entfernte sich überdieß auch noch von ihr,

um einzelne kleine abliegende Ortschaften zu besuchen. Wir brauchten deßhalb, statt fünf, sieben Nächte zu unserer Reise von Mogador nach Marokko.

Als der Mond aufging und wir die Gegend, in der wir uns befanden, einigermaßen erkennen konnten, hatten wir etwa anderthalb Meilen seit Mogador zurückgelegt. Das niedrige belaubte Hüggelland, welches wir durchritten, bot einzelne von frischem Laubeszgrün ausgefüllte liebliche Thäler und im Norden hoben sich die höheren zackigen Häupter des Dschebel Hadid mit ihren undeutlichen Umriffen nebelgrau in die Lüfte. Es war seit Tetuan die erste einigermaßen schöne Gegend, welche ich im marokkanischen Kaiserreiche zu sehen bekam. Gegen zwei Uhr Morgens kamen wir durch eine Anpflanzung, welche von einem in Europa nur den Botanikern bekannten Baume, Argan genannt, gebildet wurde. Die Frucht dieses Baumes, als dessen botanischer Name *Ali Bey*, der ihn zuerst entdeckt hat, bald *Rhamnus siculus*, bald *Eleodendron argan* anführt, gleicht einer Pflaume und ihr Kern enthält das berühmte Arganöl, welches in Marokko dem Olivenöl vorgezogen wird.

Gegen Morgen schlugen wir unser Zelt im freien Felde, am Ufer eines kleinen Flüsschens, auf, welches die Jünger des Marabuts mir nicht zu nennen wußten. Muley Smarl beschäftigte sich mit ganz andern Dingen, als mir Flüssennamen oder dergleichen mitzutheilen. Er war meist in beschauliches Nachdenken versunken. Wir beschloßen, den Tag über hier zu lagern. Es war zwar ein kleiner Flecken in der Nähe, den Sidi Mustapha zu kennen schien und welchen er Tiwuh

nannte; aber es war wegen meiner bei Weitem rathfamer, die Nähe der bewohnten Orte zu vermeiden. Ich verkroch mich deßhalb in's Zelt, wo ich bald dem Schlummer in die Arme sank.

Muley Smaïl schlief nur wenige Stunden. Dann stand er auf und ging nach Tiwuht. Denn er befürchtete, wenn einer seiner dortigen Verehrer seine Nähe erführe, würde er herzukommen und dann mich entdecken. Er nahm Sidi Mustapha allein mit.

In Tiwuht wurde der Marabut, so erzählte später Sidi Mustapha, gleich nach seiner Ankunft von einer abergläubischen Menge der nahen Bergbewohner, der Schiadmah, umringt, die seines geistlichen Trostes theilhaftig zu werden wünschten. Sidi Mustapha selbst wurde um Reliquien von seinem Herrn angegangen und für Geld verkaufte er auch eine Menge alter, ekelhaft schmutziger Läppchen, Fetzen des Bernus des Heiligen, an die Schiadmah, welche sie sich dann in Säckchen von Corduanleder als Amulette auf der Brust umhängten.

Die Schiadmah, welche südlich von Ued Tensiffit und dem Dschebel el Hadid wohnen, sollen vom Kaiser von Marokko beinahe ganz unabhängig sein, so gut wie gar keine Steuern zahlen und unter sich eine Menge kleiner republikanischer Verbindungen, ähnlich wie die Bewohner der großen Kabylien in Algerien, bilden. Man hat diese Verbindungen Saujah genannt, welcher letztere Name eigentlich eine hohe Schule bedeutet. Da aber die Glieder einer Verbrüderung gewöhnlich sich bei einer Moschee versammeln und im Maghreb fast jede bedeutendere Moschee eine Saujah oder Universität besitzt, so ist der Name Saujah allmählig auf die Verbrüderung selbst über-

gegangen. Aehnlich ist im Süden der Algerie der Name Dschema (Moschee) gleichbedeutend mit Versammlung der Autoritäten.

Wir hatten in der ersten Nacht ungefähr vier und eine halbe deutsche Meile zurückgelegt. In der zweiten sollten wir gar nur vier hinter uns bringen, denn die Langsamkeit, mit welcher man in diesem Lande reist, ist beispiellos; man muß immer im Schritt reiten, da stets, selbst bei der kleinsten Karawane, eine Anzahl halbnackter Kerle zu Fuße mitgeht, welche als Packknechte, Zeltaufrichter, Maulthiertreiber, Holzträger, Wächter zur Nachtzeit, unentbehrlich sind und da außerdem die schlecht genährten Thiere einen langen Trab nicht leisten können. Ich hatte nun zwar außer meinen drei Knechten und dem Koch keine dienstbaren Geister. Aber da diese Vier nur drei Maulthiere zusammen hatten (sie hätten eigentlich alle Vier der Verabredung gemäß, zu Fuße gehen sollen), so mußten natürlich immer zwei marschiren und dieß hielt uns auf.

Um 7 Uhr Abends war es bereits vollkommen dunkel geworden. Wir brachen also zu unsrer zweiten Nachtreise auf. Der Weg ging immer noch über hügeliges Terrain. Im Norden hatten wir den Dschebel Hodid, welchen wir jedoch nicht sahen, da es stockfinster war. Meine Leute zankten sich unter einander, wer zuerst reiten solle. Keiner wollte nachgeben. Endlich war die Intercession des Heiligen nöthig, um sie zur Ruhe zu setzen. Muley Smail sprach sonst fast nichts. Es war mir unmöglich, eine Conversation mit ihm anzuknüpfen. Immer in Nachdenken oder vielmehr starres Hinbrüten versunken, ritt er auf seinem kleinen Eselchen dahin.

Um 1 Uhr ging der Mond prachtvoll auf und beleuchtete eine Landschaft, die mich entzückte. Zum ersten Male seit meiner Reise in Afrika, denn meine Tour in Marokko fällt der Zeit nach vor meine Reise in die Sahara, sah ich hier eine große Anzahl Palmen beisammenstehn: ein herrlicher Anblick an und für sich, durch die Neuheit aber doppelt entzückend. Es ist eine gewöhnliche irrige Vorstellung unserer Landsleute, daß in Afrika die Palme fast überall vorherrsche. Im Tell (d. h. im Norden der Wüste) findet man sie stets nur vereinzelt als Zierbaum. In der Algerie sieht man die Dattelpalme als fruchttragenden Baum nur in den Oasen der Sahara. In Marokko giebt es vorzüglich zwei Arten von Palmen, nämlich die *Phoenix dactilifera*, oder eigentliche Dattelpalme, welche verkümmert auch in Südeuropa erscheint, z. B. bei Bordighiera und St. Remo in Italien, und welche die bekannte süße Frucht, Dattel genannt, abgiebt; und die Dom- oder Fächerpalme (*Dumus Thebaica*), deren Frucht ein großer rother Apfel ist, welcher äußerst fade schmeckt, aber von den Arabern sehr geliebt wird. Die Dompalme hat jene schönen fächerartigen Zweige, deren Blätter alle rund herum um den Ast gestellt sind und fast ein Rad bilden, während die Dattelpalme längliche, nach Art des Schilfes gerade laufende Zweige besitzt. Außer diesen beiden Palmenarten findet man überall in Nordafrika wild wuchernd die Zwergpalme (*Chamerops humilis*), deren Zweige eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Dom- oder Fächerpalme haben. Gewöhnlich ist diese Palme, wie ihr Name sagt, sehr niedrig, höchstens ein und ein halb Schuh

hoch. Es gelingt jedoch der Gartenkunst zuweilen, sie bis zur Höhe eines kleinen Baumes, drei bis vier Schuh hoch, zu ziehen. Ein schönes Beispiel einer so in die Höhe gezogenen Zwergpalme befindet sich im Jardin Marengo in Algier. Viele Nichtbotaniker halten auch die *Jucca filamentosa* oder *gloriosa* für eine Palmenart, und in der That sieht sie einer Dattelpalme im verkleinerten Maßstabe ähnlich. Von jetzt an sollten wir immer mehr dieser reizenden Bäume antreffen. Die Dompalme fängt in Aegypten erst unter dem 27. Grade, kurz vor Theben, an häufig zu werden. Hier waren wir erst unter dem 31. Grade und bereits sahen wir einzelne Exemplare. Die Gegend wurde nun immer orientalischer, ich möchte sagen feenhafter, denn sie trug so ganz jenen Charakter, den die kindliche Phantasie dem Schauplatz von tausend und eine Nacht beizulegen liebt. Dieses holde Gemälde, von zartem Mondesglanze übergossen, nahm sich doppelt zauberisch aus. Freilich sollte diese schöne Umgebung uns nur die Dauer eines Tages begleiten, dann sollte wieder Steppe kommen.

Gegen 4 Uhr Morgens hielten wir an und schlugen das Zelt auf freiem Felde auf. Muley Smail und ich nahmen im Zelte, die Andern außerhalb des Zeltes Platz und bald schlief Alles. Nur einer von den Jüngern des Marabut und einer von meinen Knechten hatten, unsrer Verabredung gemäß, die Wache. Ich glaube, sie schliefen aber auch. Doch sollte dieß keine schlimmen Folgen haben. Zum Glück waren wir unbemerkt geblieben. Gegen Mittag wurden wir alle munter. Mein Koch bereitete eine treffliche Mahlzeit und Muley

Smaïl geruhte, mit mir Theil daran zu nehmen; denn mit Christen zu essen ist selbst den besten Muselmännern nicht verboten. Sie dürfen nur nicht die von Christen bereiteten Speisen genießen. Was jedoch ein Jude kocht, dürfen sie zu sich nehmen, da die Juden in Bezug auf koscher und unkoscher noch strenger sind, als die Mohamedaner. Die Gegend, in welcher wir uns befanden, war ein anmuthiges Hügel land. Wir waren seit 2 Nächten ziemlich in die Höhe gestiegen. Unter uns lag ein wenig tiefes Thal. Auf der andern Seite dieses Thales im Nordwest bot sich das Eisengebirge unsern Blicken dar.

Da wir entfernt von irgend einem Dorfe unser Lagsquartier aufgeschlagen hatten, so konnte der Marabut nicht von der Schaar von Verehrern umringt werden, welche sich sonst überall schnell um ihn zu sammeln pflegte. Er verbrachte deßhalb den Tag ziemlich langweilig. Muley Smaïl setzte sich vor die Zeltesthür, in dumpfes Nachdenken versunken, und kümmerte sich gar nicht um uns. Meine Knechte waren lustige Burschen und der Kaffee, welchen mein Koch für uns alle sehr gut und sehr stark zu bereiten pflegte, hatte sie aufgeregt. Sie beschloffen deßhalb, uns einen Tanz zum Besten zu geben. Ich kann jedoch nicht sagen, daß sie große choreographische Gaben besessen hätten. Das Komische bei den Tänzen dieser Völker ist, daß Männer und Frauen ganz auf dieselbe Art tanzen. Ihr Tanz ist aber ein ausdrucksvolles Ballet und zwar drückt er etwas aus, was wir nur bei dem weiblichen Geschlechte reizend finden können. Deßhalb waren die Verzierungen dieser Bursche keineswegs ästhetisch. Der

junge Neger, einer der Jünger Muley Smarls, ließ zu diesem Tanz einen helltönenden, näselnden Gesang erschallen. Der Lärm, welcher dadurch entstand, lockte bald ein paar Schiadmah herbei, welche auf einem Felde der Nachbarschaft beschäftigt waren. Sie kamen und sahen uns neugierig an. In mir entdeckten sie den Kumih nicht, denn ich hatte mich wieder mit dem alten Vernus umhangen, dessen schlechter Zustand mich vor Neugierde schützte; denn hinter Lumpen vermuthet man hier nie einen Europäer. Den Hut hatte ich schon lange gegen ein schwarzes Fes vertauscht. Bald nahm jedoch Muley Smaril allein die Aufmerksamkeit dieser Landleute in Anspruch. Sie witterten den Heiligen in ihm und baten um seinen Segen. Diese Schiadmah waren mit langen Aermelhenden, Gundurah oder Schabiah genannt, bekleidet, die von grober Wolle gemacht sind und dem Vernus ziemlich gleich sehen, obgleich sie Aermel und keine Capuze haben. Aber sie sind ebenso weit und wallend und drapiren die Gestalt ebenso gut, wie der Vernus.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang waren wir wieder reisefertig. Wir verließen allmählig das hügelige Terrain und kamen in ein Thal, welches mir, so viel ich in der Dunkelheit urtheilen konnte, wohlbewässert schien. Wenigstens war die Luft feucht genug. Hier, dachte ich, kann man sich leicht Fieber holen. Nach 4stündigem Ritt befanden wir uns vor der aus Lehm gebauten Ringmauer eines kleinen Städtchens, welches Sidi Mustapha, welcher allein von uns Allen die Gegend kannte und der unsern Wegweiser machte, Tadenst nannte. Der junge Jude, mein Koch, hatte von Tadenst

gehört. Es sollen nämlich daselbst unter Andern auch einige Judenfamilien wohnen. Er hätte wohl gern mit seinen dortigen Glaubensbrüdern Bekanntschaft gemacht. Aber die nächtliche Stunde machte jedes Betreten des mit verschlossenen Thoren versehenen Ortes unmöglich und bei Tage mußte ich jede bewohnte Stätte ohnehin meiden. So verließen wir denn schnell die Nähe des Ortes. Von Tadenst gelangten wir nach anderthalb Stunden an einen Fluß. Man nannte ihn den Ued Jffauah. Da er nach Norden floß, so schloß ich daraus, daß er einer der Seitenflüsse des Ued Teniffit sein müsse. Sein Wassergehalt war gering und an mehreren Stellen hätte man ihn schon hier wohl durchwaten können, wie wir es dann weiter oben mit Leichtigkeit thun sollten. Ich schätzte seine Breite auf etwa 20 Fuß, seine Tiefe möchte ich höchstens auf 3—4 Fuß anschlagen. Wir folgten jetzt dem Laufe dieses Fließchens stromaufwärts. Seine Ufer waren mit Gebüsch bewachsen, worunter der Oleander vorzuherrschen schien. Den Ued Jffauah entlang reisend, gelangten wir gegen 4 Uhr Morgens nach Sidi Mokhtar, wo ein berühmter marokkanischer Marabut seine Grabkapelle hat. Ein kleines Lehmdorf hat sich um die Kubba des Marabut herumgebaut. Man nennt diesen Ort auch Suf el Arbah oder Mittwochsmarkt, weil hier immer am vierten Wochentage (Arbah oder Mittwoch) ein Markt abgehalten wird.

Zum Glück war es nicht der Tag des Marktes. Wir konnten deshalb unbemerkt bleiben und unser Zelt vor der Stadt in dem ummauerten Hofraum eines verlassenem Landhauses, welches halb in Ruinen lag, aufschlagen. Wir waren

hier etwa $\frac{1}{4}$ Meile von Sidi Mokhtar entfernt. Nachdem wir 5—6 Stunden geschlafen und das Frühstück (gewöhnlich Mittagsmahl, strenggenommen jedoch Frühstück) eingenommen hatten, schickte sich Muley Smail mit seinen drei Jüngern an, das benachbarte Dorf und die Kubba des großen Marabuts Sidi Mokhtar zu besuchen. Beim Abschied ließ er mir durch Sidi Mustapha (denn Muley Smail selbst sprach so gut wie nie) den Rath ertheilen, doch ja nicht außerhalb der Mauer des zerfallenen Landhauses mich herauszuwagen. So langweilig dieß auch war, so erkannte ich doch, daß es das Klügste sei und folgte deßhalb dem Rathe des Oberhauptes der Derkua. Die Bevölkerung von Sidi Mokhtar soll besonders fanatisch sein. Ich vertrieb mir die Zeit, so gut ich konnte, indem ich arabische Sprachübungen mit meinen drei Knechten anstellte. Zur Abwechslung mußte mir der Jude spanischen Unterricht ertheilen. So verstrich die Zeit wenigstens nicht ganz ohne Vortheil für mich. Gegen 6 Uhr kam der Marabut mit seinen drei Akolythen zurück. Nun wurde zu Abend gegessen und die Abreise für die eintretende Dunkelheit vorbereitet.

Mit Sidi Mokhtar hatten wir wieder etwas höheres Terrain betreten. Auf diesem ging es nun fort. Palmen wurden immer seltener. Die Gegend im Panorama zu sehen, das gestattete die Dunkelheit nicht. Ich konnte nur das Allernächste einigermaßen gewahren. Da der Marabut so schweigsam war und ich mich zu langweilen anfing, so nahm ich meine Zuflucht zu Sidi Mustapha. Dieser war nicht so beschaulicher Natur, als sein Herr. Er schien das Gewerbe einer religiösen

Persönlichkeit nur um des irdischen Vortheils willen erwählt zu haben. Zwar war Muley Smarl für Geld und Geldeswerth auch keineswegs gleichgültig. Aber das Oberhaupt der Derkua hatte doch offenbar von Natur große Neigung zur Askese. Sidi Mustapha ließ sich herab, mir die Geschichte des Marabuts Sidi Mokhtar zu erzählen, dessen Grabkapelle er heute besucht hatte. Sidi Mokhtar lebte zu einer Zeit, die in keine chronologischen Daten einzuzwängen ist, zu jener Zeit, welche man gewöhnlich die „graue Vorzeit“ zu nennen pflegt. Wenigstens wußte Sidi Mustapha das Zeitalter des Heiligen nicht anders zu bestimmen. Sidi Mokhtar war ein großer Heiliger und vermochte Wunder aller Art zu wirken. Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die damals noch heidnischen Berberstämme Marokko's zum Islam zu bekehren. Dieß that er aber nicht etwa durch Predigen, noch auch durch Gewalt der Waffen, wie andere Apostel des Islams. Solche Mittel wären zu gewöhnlich gewesen. Sidi Mokhtar bekehrte durch Wunder, — und was für Wunder! Ein Stamm war besonders verstockt in seinem Heidenthum. Da ließ Sidi Mokhtar eines Nachts sämmtliche Sterne vom Himmel herabsteigen und setzte sie vor die Zelte dieses Stammes. Die Berber, durch diese außerordentliche Helle geblendet, schrieken um Gnade und wollten sich bekehren. Aber einige zwanzig ihrer Aeltesten waren besonders finstere, halsstarrige Heiden und hintertrieben die Bekehrung ihrer Stammesbrüder. Da ließ Sidi Mokhtar eines Nachts den Mond vom Himmel herniedergleiten und setzte ihn vor die Zelte dieser Zwanzig. Diese, in verzweiflungsvoller Angst, flehten den Heiligen um Barmherzig-

keit an und gelobten, sich zum Islam zu bekehren. Aber der Scheikh des Stammes war in seinem Heidenthum unverbesserlich. Er verhinderte den Uebertritt seiner Untergebenen. Um ihn zu strafen, holte Sidi Mokhtar jedoch die Sonne selbst vom Himmel herab und setzte sie vor das Zelt des Verstockten: der Scheikh verbrannte mit all den Seinigen, und nun stand der Bekehrung des Stammes kein Hinderniß mehr im Wege.

Sidi Mokhtar bekehrte durch solche und ähnliche Wunder eine Menge Kabylenstämme. Heut zu Tage sind die Nachkommen jener Kabylen seine eifrigsten Verehrer. Als Sidi Mokhtar starb, sah man ein kleines goldenes Vögellein aus seinem Munde hervorfiegen und sich gen Himmel wenden. Dieses Vögellein war Sidi Mokhtar's Seele. Alle Jahre einmal kehrt es zur Erde herab und schwebt um die Grabkapelle des Heiligen. Aber nur sehr gute, besonders heilige Muselmänner sind im Stande, diesen goldenen Vogel zu sehen. Wer ihn erblickt, der stirbt bald, aber er ist des Paradieses gewiß.

Durch solche und ähnliche Erzählungen suchte Sidi Mustapha mir die Zeit zu vertreiben. Nach mehrstündigem Ritt kamen wir in der Nähe einer Ortschaft vorbei, welche mir als Sur el Abiad genannt wurde. Sur el Abiad heißt auch Ain Bida. Beides bedeutet dasselbe, nämlich „die weiße Quelle“. Ain ist eines der Worte, welche im Arabischen eine Menge Bedeutungen haben. Es heißt nämlich zugleich: Quelle, Auge, Pflaume, böser Blick und Nase. Sur el Abiad soll zum großen Theil von Negern bewohnt sein. Nach sechsständigem Ritt von Ain Bida fanden wir uns abermals am Ufer eines Flusses,

der ebenfalls dem Ued Tensiffi zufließt. Sidi Mustapha nannte ihn den Ued Schischauah. Vielleicht ist dieser Name von dem Schieh (*Artemisia judaica*) herzuleiten, eine Graspflanze, welche hier ziemlich häufig wächst. Wir durchwateten den Ued Schischauah an einer Stelle, wo er nur 2 Fuß Tiefe bot. Nach einem weiteren Ritt von 4 Stunden langten wir in der Nähe eines Olivenwäldchens an, wo wir unsere Zelte für den Tag in scheinbar unbewohnter Gegend aufschlugen. Als ich ausgeschlafen hatte, trat ich zur Zeltesthür heraus, und da genoß ich einen herrlichen Anblick. Ich glaubte mich an den Fuß der Schweizeralpen versetzt. Es war die Bergkette des großen Atlas, dem wir uns unmerklich immer mehr genähert hatten. Dieses majestätische Gebirge zieht sich vom 30. Grad der Breite, wo es den Rand des Oceans erreicht, an in nordöstlicher Richtung gegen die Algerie hin und läßt die Stadt Marokko etwa 6 deutsche Meilen nordwestlich liegen. Immer deutlicher und deutlicher treten die scharfgezeichneten Umrisse dieses größten, bis jetzt bekannten, Gebirges von Afrika hervor, dessen höchste Gipfel dreizehn- bis vierzehntausend Fuß erreichen, und das so herrliche, malerische, unermessliche Schluchten darbieten soll. Viele seiner Gipfel waren schneebedeckt. Es war October und schon viel frischer Schnee war auf diesen Alpen gefallen, wo selbst im Sommer Schneestürme nichts Seltenes sein sollen. Wir waren freilich noch etliche 20 Meilen vom Atlas entfernt. Aber wer die Alpen der Schweiz kennt, der weiß, wie schön sich auch aus der Entfernung jedes Alpenland darbietet.

Wir vertrieben uns die Zeit am Tage so gut wir konn-

ten. Gegen 7 Uhr Abends brachen wir auf und erreichten nach zweistündigem Ritte einen andern Seitenarm des Uäd Tensiff, welchen Sidi Mustapha den Uäd Sidi Omar nannte. Diesen Namen soll der Fluß von einem kleinen Marabut, in der Nachbarschaft gelegen, führen. Diese unsere fünfte Nachtreise seit unserem Aufbruche von Mogador brachte uns durch ein völlig ebenes Land, welches mir, so weit ich in der Dunkelheit urtheilen konnte, nicht gut bewachsen schien. Wir hatten nun nicht mehr den Mond als theilweisen nächtlichen Begleiter, da die Zeit des Neumondes sehr nahe war. Folglich vollendete sich unsere ganze Nachtreise im Finstern. Gegen Morgen hielten wir eine halbe Meile von einem kleinen Städtchen entfernt, als dessen Namen man mir Tamdeguscht nannte. Nachdem wir geschlafen und gegessen hatten, begab sich Muley Smail in das Dorf, in welchem einige seiner Ordensbrüder, der Derkua, wohnen sollten, welche der Marabut zu besuchen wünschte. Muley Smail nahm den Neger und Sidi Mustapha mit sich und kehrte erst spät in der Nacht wieder zurück. Wir hatten unser Zelt in sehr abgelegener Gegend aufgeschlagen, dennoch lockte der weiße Glanz des Zelttuches einige Neugierige herbei. Sie betraten jedoch das Zelt, in dem ich mich versteckt hielt, nicht, als ihnen Muley Omar, der bei uns zurückgebliebene Jünger des Marabuts, sagte, dasselbe gehöre dem großen Muley Smail. Dieser kam erst um Mitternacht von Tamdeguscht zurück, da ihn die dortigen Derkua zu einer Mahlzeit eingeladen, der er auch beigewohnt hatte.

Durch das späte Eintreffen des Marabuts bei unserm

Lagerplätze wurde unser Aufbruch auch ganz besonders verspätet. Als wir endlich bereit waren, mußten wir die Nachtreise mit der Durchwatung eines Flusses beginnen: ein Manöver, welches immer, wegen meiner drei zu Fuße gehenden Diener, zu allerlei Erörterungen zwischen diesen Burschen Anlaß gab. Denn jeder von ihnen wollte natürlich das freie Maulthier besteigen. Das andre Maulthier, welches den jüdischen Koth trug, wurde auch zuweilen zur Requisition genommen und der Sohn Israels mit Püffen heruntergestoßen und gezwungen, den Fluß zu durchwaten, was er nur höchst ungern that. Ich widersetzte mich übrigens dieser Grausamkeit gegen den Juden, da dieser durchaus nicht an Strapazen gewöhnt war und das Durchwaten von kühlen Flüssen, während er doch wahrscheinlich sehr warm hatte, leicht diesem verweichlichten Israeliten eine Krankheit hätte zuziehen können. Die Juden sind nämlich ungleich verweichlichter als die Mauren. Meine drei Bursche hätten recht gut den Fluß ohne Nachtheil für ihre Gesundheit durchwaten können, da sie für Temperaturunterschiede, wie alle Mauren, sehr abgehärtet waren. Wenn sie sich dagegen sträubten, so war die Faulheit allein daran schuld, weil sie ihre Schabiah (wollenes Faltenhemd) in die Höhe binden und ihre Schuhe ausziehen mußten, was sie lieber unterlassen hätten. Die Kälte des Wassers war ihnen gleichgültig. Diese war übrigens für einen Fluß unter dem 30. Grad der Breite sehr beträchtlich. Der Alpencharakter des Atlas, in dem diese Flüsse ihren Ursprung nehmen, erklärt ihre auffallende Kühle, da sie zum Theil von zerschmolzenem Schnee gespeist werden. Ich wollte

mein kleines Handthermometer in den Fluß stecken, um die Wärme des Wassers zu messen. Aber Sidi Mustapha, der dicht hinter mir ritt, schrie mir plötzlich zu, ich solle das erwünschte Hexeninstrument schnell verbergen. Wenn Muley Smail dasselbe gewahren würde, so sei anzunehmen, daß er nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Ich bin übrigens überzeugt, daß diese Flüsse nicht mehr als 8° R. Wärme hatten. Der Fluß, welchen wir heute Nacht durchwateten, hatte einen sonderbaren Namen. Er hieß nämlich, wenn ich anders richtig gehört habe, „Ued es Sif Ain Ualid“, welches „Fluß des Sommers, Quelle des Vaters“ bedeutet: ein etwas langer Name für ein so kleines Wasser, welches kaum drei Fuß Tiefe bot.

Wir waren außerordentlich spät aufgebrochen, d. h. statt um 7 Uhr Abends, erst um 1 Uhr nach Mitternacht. Unsere sechste Nachtreise sollte jedoch keine große sein. Wir hatten nur fünf bis sechs Stunden zurückzulegen. Denn Kasbah el Uddajah, unser Tagsquartier, lag nur 2—3 Meilen von Tamdegusht entfernt. Dennoch überraschte uns der Tag vor Erreichung unseres Zieles. Dieß war freilich, was den Genuß der landschaftlichen Reize der Gegend, welche wir durchritten, betraf, sehr erwünscht. Aber es war zu gleicher Zeit, für mich wenigstens, höchst gefährlich.

Kurz vor Kasbah el Uddajah begann die Gegend einen höchst freundlichen Charakter anzunehmen. Das auf einem Hügel gelegene befestigte Schloß, die Kasbah, von dem der Ort so benannt ist, ein rieselnder Strom an seinem Fuße, einige Drangengärten, welche das Dorf umgaben, hie und da

eine schlanke Dompalme, die ihre Fächer nach allen Winden ausbreitete, zur Seite die fruchtbare Thalebene des Ued en-Nefes und in der Ferne die stolzen Gipfel des mächtigen großen Atlas, bildeten ein Ganzes, dessen Eindruck ein entzückender war.

Der Ued en-Nefes oder „Fluß der Seele“ ist ein Seitenarm des Ued Tensiff, in welchen er sich etwa eine Meile nördlich von Kaßbah el Uddajah ergießt. Letzterer Ort liegt jedoch nicht am Ued en-Nefes selbst, sondern am Ued el Uddajah, d. h. dem „Fluß der Abwaschungen“, der seine Wasser, etwa 2000 Schritte vom Schlosse selbst entfernt, mit denen des Ued en-Nefes vereinigt.

Kurz vor Kaßbah el Uddajah begegnete mir ein Abenteuer, welches mich belehrte, wie Recht Ben Samuel gehabt habe, wenn er mir auf dieser Reise Gefahren in Aussicht gestellt hatte. Ein Beduine sprengte plötzlich in wahnsinnigem Galopp auf mich zu und ehe ich mich dessen versehen konnte, riß er mir eine der Pistolen, welche ich im Gürtel trug, heraus, feuerte sie ab und sprengte dann mit seiner Beute wieder im Galopp davon. Meine Ueberraschung war keine geringe. Ich hatte schon geglaubt, der Schuß werde mir gelten. Meine Begleiter, außer dem stoischen Muley Smail, hatten Alle eiligst die Flucht ergriffen. Ich war völlig allein dem Angriff dieses Wüthenden ausgesetzt geblieben. Dieß belehrte mich, daß ich nicht Unrecht gehabt, wenn ich bei Antritt meiner Tour nach Marokko zu mir selbst gesagt hatte: „du bist auf dieser Reise vogelfrei!“ Trotz der ernststen Natur dieses Augenblicks, in dem mein Leben, wie es schien, nur an einem

Faden gehangen hatte, so konnte ich doch nicht umhin, zu lächeln, als ich die komischen Stellungen sah, in denen sich meine Reisegefährten nach ihrer Flucht in näherer oder größerer Entfernung gruppirt hatten. Diese Stellungen sollten sie der Aufmerksamkeit des Beduinen entziehen. Der Jude hatte sich unter eines der Maulthiere, welches er zum Liegen gebracht, verkrochen; die Jünger des Derkua waren hinter Baumstämmen halb versteckt. Von meinen Knechten hatten sich zwei in einen Graben geworfen. Der dicke Ali jedoch lag mit dem Gesicht nach unten platt auf dem Boden und mochte wohl mit dem verfolgten Strauß denken, daß, da er den Feind nicht sehen könne, er auch nicht von diesem erblickt werde. Als die feige Bande nun wiederkam und mich ganz wider ihr Erwarten noch am Leben fand, sängen sie Alle an zu lachen und behaupteten, das Ganze sei ein herrlicher Spaß des Beduinen gewesen. Dieser Wiedermann habe nur wohlfeil zu einer Pistole kommen wollen. An Wiedererlangung der Waffe war natürlich nicht zu denken.

Muley Smail schaute bei diesem Abenteuer so gleichgültig drein, als ob es sich um das Leben einer Fliege gehandelt hätte. Mein Leben mochte in seinen Augen auch nicht mehr Werth besitzen, als das jenes geflügelten Insectes!

Ich durfte es natürlich nicht wagen, Kasbah el Uddajah selbst zu betreten. Es war schon gefährlich genug, daß ich mich beim hellen Tage in seiner Nähe befand. Denn daß die Bewohner dieses Ortes sehr fanatisch seien, das schloß ich aus den bedenklichen Gesichtern, welche meine Begleiter machten, als ich sie fragte, ob ich das Städtchen wohl besuchen könne.

Wir schlugen das Zelt in einem abgelegenen Olivenhain auf und verbrachten daselbst den Tag. Muley Smail und seine drei Jünger brachen jedoch, sowie sie ausgeschlafen hatten, nach Kasbah el Uddajah auf, von wo sie erst um 11 Uhr Abends zurückkehrten.

Dieß war jedoch kein Uebelstand, denn wir hatten nur mehr eine kurze Reise von etwa 3—4 deutschen Meilen vor uns, ehe wir Marokko erreichen sollten. Diese Entfernung konnten wir binnen 7 Stunden bequem zurücklegen. Wir durften aber erst um 8 Uhr Morgens erwarten, Eingang in die Stadtthore Marokko's zu erlangen. Wir brachen deßhalb kurz vor Mitternacht auf und ritten noch 6½ Stunden in der Dunkelheit dahin.

Um mir die Zeit zu vertreiben, unterhielt ich mich mit Sidi Mustapha, dem einzigen Redseligen von den Jüngern des Derkua. Die Rede kam, wie man sich leicht denken kann, auf meinen beabsichtigten Aufenthalt in der Kaiserstadt.

„Ich kann nicht begreifen,“ sagte Sidi Mustapha zu mir, „was Du in Marokko thun willst. Als Rumih kannst Du von der Stadt nicht das Geringste sehen. Seit Menschengedenken ist kein Rumih in der heiligen Stadt gewesen.“ (Sidi Mustapha wußte nichts von dem englischen Consul, Mr. Drummond Hay.) „Du hast viel Geld ausgegeben, um bis hieher zu kommen. Du wirst noch mehr Geld ausgeben müssen, um wieder zurückzukehren. Am meisten wird Dich jedoch der Aufenthalt in Marakäsch (Marokko) selber kosten. Was ist nun der Vortheil, den Du hier zu erlangen hoffst? Wenn

Du Geschäfte hast, so glaube nicht, daß Du in Maräkäsch etwas gewinnen wirst, denn das Geld ist daselbst sehr rar.“

So redete Sidi Mustapha und ich konnte mir nicht verhehlen, daß er in vieler Beziehung Recht habe. Von Geschäften sprach er, denn, daß ich der Neugierde wegen und blos zum Vergnügen eine so gefährliche und strapazenvolle Reise unternehmen und so viel Geld ausgeben würde, das konnte er sich nicht denken, und hätte es, selbst wenn ich es ihm gesagt, dennoch nicht begriffen. Ein Tourist ist in diesem Lande ein unbegriffenes Wesen. Dennoch, trotz aller Erklärungen Sidi Mustapha's, hatte ich immer noch einen schwachen Hoffnungsschimmer, daß es mir, wenn ich einmal in Marokko sein würde, vielleicht doch gelingen möchte, wenigstens etwas, sei es auch noch so wenig, von dieser Stadt zu sehen zu bekommen. Diese Hoffnung sollte, wie man unten sehen wird, nicht ganz betrogen werden.

Jetzt waren wir nicht mehr weit von dem Ziele meiner sehnlichsten Wünsche und lange gehegten Reisepläne. Marokko, die Stadt der Räthsel, von so wenigen Europäern betreten, daß sie für uns beinahe eine Stadt der Fabeln geworden ist, Marokko war nicht fern von mir! Endlich sollte ich die Kaiserstadt des Südens sehen, sollte ihre Straßen durchwandeln, sollte einer der wenigen Numih's sein, denen dieses Glück zu Theil ward. Mein Herz klopfte laut bei diesem Gedanken und alle Strapazen und Gefahren der Reise waren schnell vergessen, denn weldh' ein Lohn sollte meiner warten!

Jetzt ging die Sonne auf und ich gewahrte eine große mächtige Stadt, die sich in der Entfernung von einer halben

Weile am Horizonte abzeichnete. Marokko lag vor mir! Ein großartiger, überraschender Anblick bot sich unseren Augen. Inmitten eines Waldes von Dattel- und Fächerpalmen lag eine Häusermasse von kolossaler Ausdehnung, wie man sie nur bei einer Weltstadt zu erblicken gewohnt ist. Das ganze weitgedehnte Häusermeer war von einer mittelalterlichen Festungsmauer umgeben, von der zahllose Thürme und Thürmchen aufragten, die dem Ganzen ein höchst stattliches, imponantes Aussehen verliehen. Zur Seite glänzten die Kuppeln des Kaiserpalastes, die hundert Minarets der Moscheen. Die drei goldenen Kugeln auf dem Kuppeldache der dem Palast zunächst gelegenen Moschee strahlten leuchtend und hell, vom Sonnenstrahle geküßt. Der mächtige Riesenminaret, die Hauptzierde Marokko's, beherrschte weit das unterworfenen Häusermeer. Die Thore hoben sich kühn und stolz in die Höhe.

Aber im Näherkommen gewährte das forschende Auge bald, inmitten dieses Häusermeeres, zahlreiche Lücken und noch mehr Ruinen, welche, von Weitem kaum erkennbar, zwar dem Entfernten den Eindruck einer Großstadt ungestört ließen, jedoch mit jedem Schritte des Näherkommens eine Illusion nach der andern zerstörten, so daß zuletzt von dem anfangs so glänzenden Gemälde, welches die durch die monotonen Bilder der nächtlichen Reise gewissermaßen ausgehungerte Phantasie gierig eingeschlürft hatte, nur noch spar-same Reste und traurige Ruinen übrig blieben. Die sehr weite, nicht zur Hälfte mit bewohnbaren Häusern ausgefüllte Ringmauer täuschte von der Ferne so, daß ich anfangs glaubte,

die Stadt entspreche wirklich noch diesen großartigen Dimensionen, die sie vielleicht einst gehabt hatte. Diese schöne Täuschung jedoch zerstreute sich jetzt. Marokko erschien in seinem wahren Lichte, als eine gefallene Königin des afrikanischen Südens, eine trauernde Wittwe auf den Trümmern ihres einstigen Glückes, eine sterbende Löwin im Schatten der Haine, welche die Thaten ihrer Kraft erblickt hatten. Da lag der Leichnam einer einstigen Großstadt! Ein Beispiel aller jener orientalischen Hauptstädte, wie sie zur Blüthezeit des Islams oft mit der Schnelligkeit eines Pilzes emporschossen, in welchen aber der Keim des Verfalls schon zur Zeit ihrer Erbauung schlummerte und nur den günstigen Augenblick erwartete, um sich üppig zu entwickeln. Dieser Augenblick war bei Marokko schon lange herbeigekommen.

Siebzehntes Capitel.

Maroffo.

Das Damascus des Westens. — Die Ebene von Maroffo. — Trennung von Witley Smail. — Unmöglichkeit für mich, die Marenstadt zu bewohnen. — Ankunft im Judenviertel. — Der Bauab. — Loos der Juden in Maroffo. — Mosche Ben Samuel. — Das Wirthshaus — Eine israelitische Schönheit. — Unmöglichkeit für mich, die Stadt als Christ zu besuchen. — Ich entschlief mich zur Annahme des Judenthums. — Lektionen im Tragen desselben. — Meine Begleiter. — Mosche's Warnungen. — Ausbruch nach der Marenstadt.

Maroffo haben die Araber nicht mit Unrecht das „Damascus des Westens“ genannt. Denn, wie jene Perle des Orients, liegt es in grünender, lachender Thalebene am Fuße steiler, grauenerregender Höhen, deren Contrast gegen seine blühenden Gefilde es nur desto lieblicher erscheinen läßt. Gleich jenem Diamant Syriens funkelt es im wellenspritzenden Spiele der seine Auen durchfließenden Silberflüsse. Im Norden, kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt, beschreift der schöne wasserreiche Ued Tensiffit seine strahlende Bahn. Unmittelbar am Fuße von Maroffo's Mauern rieselt der kleine Ued es Sits oder Delbach vorbei und der Ued en Nefes bewässert im Südwest die fruchtbare Ebene. Aehnlich ziehen durch die Ebene von Damascus der Parphar und der liebliche Abada. Mir war der Vergleich der beiden Städte

besonders nahe gelegt. Ich hatte die einstige Hauptstadt der Kalifen des Orients vor mehreren Jahren besucht und empfand jetzt, wie ich mich Marokko näherte, einen ganz ähnlichen Eindruck wie den, welcher mich damals freudig durchschauert hatte. Denn, ehe sich von der Höhe des Antilibanon das Prachtgebilde, welches Damascus umringt, mit der weißen Stadt in seiner Mitte, meinen entzückten Blicken darbot, hatte ich die trostlos einförmige Ebene Syriens durchwandert und meine Phantasie war in dieser monotonen Gegend brach gelegen. Ebenso gewährte jetzt der Anblick Marokko's und seiner üppigen Gärten meinem durch die im Grunde genommen doch meist monotone Landschaft und die lange nächtliche Wallfahrt gewissermaßen ausgehungerten Beobachtungssinn und meiner Bewunderungslust eine herrliche Nahrung. Aber, wie das wahre Damascus, so war auch das „Damascus des Westens“ aus der Ferne täuschend. Je näher wir kamen, desto deutlicher zeigte es sich, wie wenig das Innere dem herrlichen äußeren Gewande entsprach. Nur die wohl über dreißig Fuß hohen Stadtmauern, die große Zahl der Wachtürme und Burgen, das Meer von Moscheen das aus dieser für heilig gehaltenen Stadt gen Himmel ragt, und der äußerlich wahrhaft großartig sich ausnehmende Palast des Kaisers waren noch im Stande, einen mächtigen Eindruck hervorzurufen.

Als Ungläubiger durfte ich die Thore dieser heiligen Stadt der Araber nicht betreten. Ich mußte im Judenviertel, welches eine eigne kleine Stadt für sich bildet, mein bescheidenes Absteigequartier nehmen.

Als wir das Stadthor erreicht hatten, trennte sich mein Begleiter, der Marabut, mit seinen Jüngern von mir. Denn ihn erwartete im maurischen Stadttheile die Gastfreundschaft zahlreicher Verehrer seiner selbst und Brüder seines Ordens. Obgleich Muley Smaïl wohl wußte, daß mir als Rumih die geheiligte Stadt unbretbar sein mußte, so schien er doch es nicht gerne zu sehen, daß ich bei einem Juden wohnen sollte. Gerne hätte ich mir durch Erwählung eines andern Quartiers seine weitere Zufriedenheit erworben, aber mir blieb keine Wahl. Zudem, selbst hätte ich im maurischen Quartier wohnen können, so würde wahrscheinlich der Mangel an europäischen Bequemlichkeiten mich bald wieder zu den Juden getrieben haben. Denn in den arabischen Häusern ist an die Unentbehrlichkeiten des Lebens eines Europäers, an Betten und an das nöthigste Tischgeräthe, wie Messer, Gabeln und Teller, gar nicht zu denken. Selbst der Kaiser und die Prinzen essen mit den Fingern und schlafen ohne Matratze auf dem Fußboden. Das Aergste der kleinen Leiden jedoch für den Europäer, welches der Aufenthalt in arabischen Häusern unfehlbar mit sich bringt, ist das beständige Geplagtwerden von jeder Art des ekelhaftesten Ungeziefers, welches Einem keine Ruhe bei Tag und Nacht gönnt. Die Mauren scheinen eine so dicke Haut zu haben, daß sie die Stiche all' dieser hüpfenden und springenden Ungethüme so gut wie gar nicht spüren.

Aber, selbst hätte ich all' diese kleinen, für den Civilisationsmenschen freilich oft großen Leiden ertragen wollen, der Fanatismus würde mir in der Maurenstadt doch die unhalt-

barste und gefahrvollste Stellung bereitet haben. Ich hätte keine 24 Stunden in derselben lebendig zugebracht. Denn die Handlungen des Fanatismus sind in diesem Lande weniger von Seiten der Regierung zu fürchten, die in ihrem Verhalten gegen Europäer doch noch immer Formen, wenn auch barbarische Formen, beobachtet. Aber das rohe Volk, die Amih (wörtlich die Angelehrten), d. h. die unwissende, abergläubische Plebs, das ist der größte Feind des Christen in Marokko. Gegen diese Amih ist selbst die Regierung ohnmächtig. Sie kann zwar den Tod des gemordeten Christen durch Köpfen eines Duzend solcher Amih rächen. Aber die Regierung ist unfähig, das Leben des Kumih mit Erfolg zu beschützen. Ich habe schon eben bei Asilah gesagt, daß die Geistlichen lange nicht so schlimm und lange nicht so fanatisch sind, als das ungebildete Volk, obgleich der Europäer, den Maßstab andrer Länder anlegend, versucht sein möchte, das Gegentheil zu glauben.

Es mochte etwa halb acht Uhr Morgens sein, als ich im Judenviertel ankam. Der Bâuab oder Pförtner desselben war ein alter Maure, denn die Juden dürfen selbst in ihrem eignen Viertel nicht dieses Amt, welches etwas Militärisches hat, verwalten. Der Bâuab mochte mich für einen Araber halten, und in der That bedeckte mich mein zerlumpter Bernus vollkommen, denn er redete mich folgendermaßen an: *Asch thamel hennah ja Schujah?* (Was machst du hier, o Bruder?) Als ich jedoch meinen Bernus löstete und meine europäische Tracht zeigte, da schwoll ihm der Zorn darüber, daß er mich Bruder genannt hatte und er rief: *Kuh V el Dschabe-*

nen ja Kell! (Fahre zur Hölle, o Hund!) Ein Trinkgeld befänstigte ihn jedoch. Ein Jude führte mich nach der Wohnung des Betters meines Wirthes in Mogador. Das Haus des Moschee ben Samuel, so hieß mein jüdischer Wirth in Marokko, war freilich lange nicht so bequem eingerichtet, als das seines Betters in Mogador. Die Juden leben hier wo möglich in einem noch ärgeren Zustand der Unterdrückung, als in den andern Städten des Reichs. Dadurch, daß der sogenannte Hof, d. h. der Kaiser und seine wilde Bande von Trabanten und Bettelsoldaten, sich fast jeden Winter hier aufhält, sind sie aller Raubgier und Habsucht der Umgebungen des Sultans besonders ausgesetzt. Daß es auch hier wie überall reiche Juden gebe, das wage ich nicht zu verneinen, da dieß ein beispielloser Fall wäre. Daß aber kein Israelite einen andern Zustand, als die bettelhafteste Armuth zur Schau zu tragen wagt, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Die Kinder Israels sind hier wo möglich noch ärmllicher, unscheinbarer und dunkler gekleidet, als in Tetuan, der andern heiligen Stadt. Hier wird wo möglich noch strenger darauf gehalten, daß die Juden stets im maurischen Quartier baarfuß gehen und weder Pferd noch Esel besteigen. Dazu müssen sie sich von den Mauren, besonders aber von fanatischen Kabylen des Innern, die immer ein wahres Contingent durchreisender Bagabunden in Marokko bilden, alle möglichen Demüthigungen und Beschimpfungen gefallen lassen. Das in's Gesicht Spucken, mit Füßen treten, Schimpfen mit den ekelhaftesten Namen, das Bewerfen mit Koth und Steinen, Alles dieß müssen sich die

gedemüthigten Juden gefallen lassen. Mancher Araber, wenn er einem Juden begegnet, wendet sich mit einer unanständigen Geberde von ihm ab. Daß hierbei der jüdische Charakter wo möglich noch hündischer, kriechender und schmutziger sich entwickeln mußte, leuchtet ein. Die armen Menschen scheinen die Last der unsäglichen Verachtung, unter der sie schmachten, gar nicht mehr zu fühlen.

Gegen alle anderen menschlichen Regungen abgestumpft, scheinen sie außer dem natürlich vorherrschenden Erwerbstrieb nur noch der Furcht zugänglich. Diese tritt denn auch zuweilen in solch lächerlichen Verhältnissen zu Tage, daß ich z. B. sah, wie ein einzelner maurischer Knabe mit einem Stöcke eine ganze Schaar wehklagender erwachsener Juden vor sich hertrieb. Freilich war ihre Furcht nicht ganz ungegründet, denn hätte sich Einer aus Selbsthülfe auch nur im Geringsten an dem Knaben vergriffen, welche grausamen Strafen wären ihm dann nicht zu Theil geworden? Aber ein psychologisches Räthsel bleibt es, wie ein Volk in solch zertretenem Zustande leben mag. Der Ausgangszoll, welchen die auswandernden Juden zahlen müssen und der bei einer Familie (denn der Zoll für Frauen beträgt das 10fache des Zolles für Männer) kolossale Proportion erreichen kann, scheint mir neben der Allmacht der Gewohnheit noch die einzige Erklärung für dieses hartnäckige Verweilen in einem Lande, wo sie eine so jämmerliche Rolle spielen. Die Mellah (das Judenquartier) hat ihre eignen Mauern und Thore, welche des Abend geschlossen werden und während des ganzen Sabbathtages sich nicht öffnen, wo denn die Juden eingeschlossen bleiben. Das

Haus meines jüdischen Wirthes glich in seiner maurischen Architektur sehr den jüdischen Häusern von Tetuan und Mogador, nur war es ärmllicher und unscheinbarer. Dennoch hatte es seinen kleinen Us-ud-Dar, den von Säulenarcaden umgebenen inneren Hof, in dessen Mitte ein lieblich tändelnder Springbrunnen seine silbernen Strahlen ergoß.

Von meinen Dienern war nur der Jude und Ali in der Mellah bei mir geblieben. Die beiden Anderen zogen mit dem Marabut und dessen Jüngern nach der maurischen Stadt, um sich dort in Kaffeehäusern und Bazars herumzutreiben. Der fette Ali jedoch zog es vor, der Ruhe zu pflegen, die ihm das liebste von Allem war. Mein israelitischer Koch war natürlich hier in seinem Elemente. Ich war ermüdet von dem siebennächtlichen Ritt und streckte mich mit Wollust auf dem Divan im Staatszimmer Moscheh's aus, welches zugleich mein Schlafgemach bildete. Ich erwartete die Anzeige, daß die Mahlzeit meiner im Us-ud-Dar harre. Diese Anzeige sollte mir denn auch bald werden, aber von welcher Wesen! Das werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Der Vorhang, welcher die Thür meines Zimmers von dem Balcon des Us-ud-Dar trennte, wurde plötzlich gelüftet und ich glaubte ein Feenbild, eine überirdische Erscheinung zu sehen, ich glaubte zu träumen. War es möglich, konnte solch überwältigende Schönheit einem Kinde dieses verachteten Geschlechtes angehören? Es war die fünfzehnjährige Tochter Moscheh's, eine Blüthe vom Stamme Israhel, wie sie selbst bei diesem mit wirklichen Schönheiten so gesegneten Volke, den Juden Marokko's, selten ist. Man denke sich ein Paar

Augen vom kräftigsten dunkelbraunen Farbentone, denen das umringende Weiß noch mehr Dunkelheit verlieh und die trotz ihrer Dunkelheit glänzten und funkelten wie die lichtesten Diamanten. Darüber eine Stirn, kurz und klein, wie die der altgriechischen Aphrodite, deren Haare beinahe die glänzend schwarzen Bogen berührten, welche das Auge überwölbten, und dennoch errieth man sogleich, daß selbst diese scheinbar schmale Stirn der Sitz hoher Gedanken sein müsse. Das mittlere Organ des Gesichts war vom feinsten, edelsten Schnitte; ein wenig gebogen, kündete es die semitische Race unverkennlich an. Der Mund war fein und zart, klein und lieblich, gleich der ausblühenden Granate, und ließ zwei Reihen niedlicher kleiner Perlen zwischen dem Carmin der leicht geöffneten Lippen hindurchschimmern. Die Wangen und der blendendweiße unverhüllte Hals und Busen waren von jenem unbeschreiblich schönen Farbentone durchschimmert, den man nur bei Brünetten findet und zwar nur bei den jüngsten und zartesten; jenem Farbenton, der ein Gemisch aus Gold und Rosenroth scheint, welches sich über einen bräunlichen Grund ergossen hat. Dabei lag in diesem Teint die größte Abwechslung, je nachdem er sich auf verschiedenen Theilen dieser holden Körpergestalt zeigte. Auf den Wangen malte er sich nicht purpurroth, wie die Wangen nordischer Schönheiten, die fast immer, selbst ohne Schminke, geschminkt aussehen, nein! wie ein leiser rosenrother Hauch, flüchtig und zart, wie das zitternde Wölkchen, welches den letzten Nachläufer des Abendrothes bildet. Auf dem stolzen Nacken strahlte er golden wider und auf dem zarten Busen malte er sich wie schwachtend in matter

sehnſüchtiger Bläſſe. Die Haare dieſes herrlichen Mädchens waren vom tiefſten Schwarz und ringelten ſich in natürlichen Locken rings um den Kopf; der faſt noch ein Kinderkopf war und doch ſchon die volle Macht hehrer Weiblichkeit offenbarte.

Die Gottheit hat dieſem unterdrückten und mißhandelten Volke, den marokkanischen Juden, eine reiche Entſchädigung für die Qualen ihres ſklaviſchen Zuſtandes geben wollen, indem ſie unter ihnen ſolche Geſtalten, wie die der Tochter Moſcheh's, in's Daſein rief.

Man ſollte denken, daß bei der Tyrannei der Mauren und der großen Schönheit der Töchter Iſraels letztere oft dem Loofe verfallen müßten, in muſelmänniſche Harems abgeführt zu werden; denn den Mohamedanern iſt es nicht unterſagt, ungläubige Gattinnen zu nehmen. Dennoch iſt dieß nicht der Fall. In früheren Jahrhunderten kam es vor, daß Muſelmänner ſchöne Jüdinnen zu Gattinnen nahmen. Jetzt geſchieht dieß hier nur noch äußerſt ſelten. Die Marokkaner ſind auch in ihrem Geſchmacke und Schönheitsſinne ſo herabgekommen und entartet, daß ſie es vorziehen, ſich mit Negerinnen zu verbinden, wenn ſie kein Mädchen ihres eignen Geſchlechtes eheſuchen. Die häßlichen bulldoggenartigen Negerinnen erfreuen ſich eines großen Beifalls unter den entarteten Mauren Marokko's. Die größere Sinnlichkeit der ſchwarzen Frauen erklärt dieß. Zur Zeit der Blüthe des Maurenthums galt es jedoch faſt für eine Schmach, eine Negerin zu heirathen. Jeder Europäer, der, wie ich, eine ſiebtentägige Landreiſe und eine vierzehntägige Seefahrt in geſpannter Erwartung zurückgelegt, der Monate, ja Jahre vorher ſich, wie ich, nach

dem Augenblicke gesehnt hätte, wo er an diesem Zielpunkt seiner Wünsche angekommen sein würde, hätte gewiß, einmal an diesem Endziele angelangt, keinen andern Gedanken gehabt, als, kaum angekommen, in die Straßen dieser Stadt zu stürzen und sie jubelnd zu durchwallen und so seiner ausgehungerten Neugierde die langersehnte Nahrung zu spenden. Auch ich hegte natürlich keinen andern Wunsch, keine andere Sehnsucht, als in die Gassen von Marokko hinauszuweichen. Aber leider kannte ich auch die marokkanischen Sitten und wußte, daß mein Besuch der Stadt nur das Werk eines künstlichen Stratagem's werden könne. Ich blieb deßhalb den ganzen ersten Tag geduldig und resignirt zu Hause, in Erwartung, daß sich mir eine Thür zur Stillung meiner Neugierde aufthun möchte.

Am Abend nach meiner Ankunft verbrachte ich ein interessantes Stündchen im Geplauder mit Moschey Ben Samuel, der im Us-ud-Dar in Mitte seiner Familie saß. Diese guten Leute schienen sich nicht genug über meine Kühnheit wundern zu können, daß ich als Europäer und im europäischen Costüm die Stadt des Fanatismus und der Barbarei zu besuchen gewagt hätte. Sie riefen mir, wenn ich mein Leben lieb hätte, mich während meines Aufenthaltes in Marokko stets nur im jüdischen Viertel zu halten. Wäre ich dem Rathe dieser Leute gefolgt, so hätte ich nicht das Geringste zu sehen bekommen. Es wäre freilich das Klügste gewesen, mich in der Mellah abzusperrn. Aber, wer hat so viel Gewalt über sich, einen Trieb, ja fast eine Leidenschaft, was doch meine Neugierde geworden war, eine Leidenschaft, die durch lange Erwartung

noch genährt worden war, im Augenblick der Erreichung ihres Zieles zu unterdrücken? Ich empörte mich deshalb auf die rebellischste Art gegen Moscheh's Tyrannei, welche freilich eine wohlgemeinte Tyrannei war, denn Moscheh bezweckte ja nur meine Wohlfahrt, ja die Erhaltung meines Lebens. Aber selbst die Erhaltung meines Lebens schien mir im Augenblick ein geringfügiges Motiv neben der Befriedigung meiner Reugier. Nach langem Hin- und Herreden, nach langem Berathen mit Moscheh fand es dieser zuletzt für mich doch möglich, verkleidet und zwar als Jude verkleidet, den Bazar und die Stadt oberflächlich zu besuchen. Denn mein europäisches Costüm hätte den fanatischen Haß dieser barbarischen Muselmänner vielleicht zum Aeußersten gereizt. Als Muselman mich zu verkleiden, wäre viel zu gefährlich gewesen. Ich wäre zwar dadurch den Beschimpfungen entgangen, welche der Maure auf Jeden häuft, der die verhaßte Judentracht oder noch verhaßtere Europäerkleidung trägt. Aber ich hätte nicht mit den Juden herumgehen können, sondern hätte mich im Bazar gleich zu den Mauren gesellen müssen, denn ein Muselman, der mit Juden umgeht, erregt ebenfalls Verdacht. Die Mauren hätten jedoch mein Europäerthum nur zu schnell gewittert, wenn ich einmal in ihrer Gesellschaft gewesen wäre. Da ich äußerst begierig war, so schnell als möglich etwas von der Stadt zu sehen zu bekommen, so bat ich Moscheh, mir noch denselben Abend zur Erlangung eines jüdischen Costüms behülflich zu sein. Er erbot sich freundlichst, mir seine eigenen Feiertagskleider zu leihen, die er mir denn auch denselben Abend noch brachte. Sie paßten mir glücklicherweise so ziem-

lich. Aber ich hatte noch in meinem Leben keine solche Tracht angehabt und zweifelte, ob ich mich in derselben, ohne linkisch zu sein, würde bewegen können, und mein linkisches Tragen des israelitischen Costüms hätte zweifelsohne den Verdacht der Mauren erregt, die ohnehin schon von meiner Anwesenheit in der Mellah durch meine Diener wissen mußten. Aber der gutmüthige Moseh hatte für diesen Fall ein Mittel der Abhülfe. Er gab mir nämlich ungesäumt und zwar in Gegenwart seiner ganzen Familie Unterricht im Tragen des Judencostüms. Ich mußte in dem langen Schlepptalaren auf und nieder gehen, sitzen, stehen, mich nach türkischer Art hinhocken, was ich Alles zur ungetheilten Heiterkeit der Judenfamilie und besonders der schönen Rebecka, so hieß Moseh's Tochter, ausführte. Ich muß aber schnelle Fortschritte gemacht haben, denn am Schlusse dieser seltsamen Lektion machte mir Moseh das Compliment, man könne mich schon jetzt für einen ganz leidlichen Juden halten.

Am andern Morgen, ehe ich den Sabbathszug Moseh's anlegte, wollte ich erst noch ein Stündchen Freiheit in meinen gewohnten Kleidern genießen. Mit ihnen angethan, saß ich eben beim Frühstück, als Moseh mit zwei jüngeren Israeliten in das Zimmer trat. Er stellte sie mir als zwei seiner Verwandten vor, die er mir zur Begleitung in die Maurenstadt mitgeben wolle. Es seien die Muthigsten aller Kinder Jakob's, denn sonst würden sie vor einer solch' gefährlichen Aufgabe mit Beben zurückgeschreckt sein, wie die sei, einen verkleideten Europäer durch Maroffo zu begleiten. Er empfahl mir, wo möglich gar nichts auf dem Wege zu re-

den, immer gerade vor mich hinzuschauen, beim Vorbeigehen an den Moscheen den Blick zur Erde zu senken, wenn eine Maurin uns begegne, zu thun, als sähe ich sie nicht, kurz, er machte den Empfehlungen Ben Samuels Ehre, der mir gesagt hatte, Moscheh würde es an gutem Rath nicht fehlen lassen.

Jetzt legte ich in Gegenwart dieser Drei den Sabbathstaat an, in dem ich mich komisch genug ausnahm. Einen lächerlichen Disput hatte ich wegen meiner europäischen Beinkleider. Ich glaubte, ich könne dieselben unter den beiden langen, bis auf den Boden reichenden Talaren anbehalten. Aber da schrieen die Juden Zeter: so etwas sei noch nie vorgekommen, daß Jemand zu dem marokkanisch jüdischen Kasten Beinkleider getragen habe. Beinkleider schienen ihnen offenbar eine Entheiligung. Sie trugen nämlich nur kurze, bis an die Kniee reichende Unterbeinkleider von dünnem Baumwollstoff. Als wir eben aufbrechen wollten, beschwor mich Moscheh zu guter Letzt noch einmal, doch ja zu bedenken, welchen Gefahren ich mich aussehe. Ich thäte wirklich besser, das ganze Unternehmen jetzt, da es noch Zeit sei, aufzugeben. Die beiden Israeliten sollten mich zwar begleiten, aber sie könnten mir nicht die geringste Hülfe leisten, wenn ein Maure oder Kabyle, mein Europäerthum witternd, zur Beschimpfung oder Mißhandlung Hand an mich legen würde. Ich sollte es lieber so machen, wie der englische Generalconsul, Herr Drummond Hay aus Tanger, der während seines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Marokko kein einziges Mal die maurische Stadt betreten habe. Die Gefahren seien zu groß für einen Euro:

päer. Unverkleidet wäre ich fast mit Gewißheit dem Tode ausgesetzt. Selbst in dieser Verkleidung jedoch könnte mir dasselbe Schicksal bevorstehen, wenn man die Wahrheit entdeckte, und dazu genüge, daß ich dem Marabut oder einem meiner Knechte begegnen würde. Ich wußte Alles, was der gute Moscheh in seiner Mengstlichkeit um mich vorbrachte. Aber mein Entschluß stand fest. Im Us-ud-Dar vereinigte noch zuletzt Moscheh's ganze Familie ihre Bitten mit den seinigen, selbst die schöne Rebekka ließ sich herab, mir vorzustellen, daß ich mein Leben wage. Aber mein Vorsatz war gefaßt. Ich war nicht nach Marokko gekommen, hatte mich nicht den Gefahren und Unbequemlichkeiten einer weiten Reise unterzogen, um jetzt, da ich in der Stadt war, die das Ziel meiner Wünsche bildete, nichts von ihr zu sehen, als das jüdische Viertel, welches der getreue Abklatz von dem in Tewan war, welches letztere ich hinreichend kannte.

Da die gutmüthigen Israeliten sahen, daß mein Entschluß unerschütterlich sei, so empfahlen sie nochmals mir und meinen Begleitern jede mögliche Vorsicht. Namentlich sollten wir nicht vergessen, die Schuhe abzulegen, wenn wir das maurische Quartier betreten würden, sollten stets demüthig und gebückt gehen, keinem Mauren in's Gesicht blicken und die Nähe der Moschee gänzlich vermeiden. Endlich waren diese Präliminarien bestanden und ich verließ das Haus Moscheh's.

So trat ich denn in Begleitung der Juden, selbst als marokkanischer Israelite verkleidet, meinen gefährlichen Gang durch diese Stadt der fanatischsten, unwissendsten und barbarischsten Mauren an.

Achtzehntes Capitel.

Marokko.

Eintritt in die maurische Stadt. — Das Ablegen der Schuhe. — Vier der Thore Marokko's. — Der Donnerstagsmarkt. — Emsame Straße. — Einblick in ein maurisches Haus. — Beschimpfung und Steinigung. — Das Quartier des Raib. — Der erste Bazar. — Verkäufer. — Kaufartikel. — Die rohen Amasirh. — Bazar der Versteigerer. — Kupfermünzen. — Rückkehr durch verfallene Stadttheile. — Ruine einer Moschee. — Freier Platz. — Die große Hauptmoschee El Kutubiah. — Wieder im Judenviertel.

Wir erreichten unangefochten die Pforte, welche uns die Maurenstadt erschließen sollte. Von den zwei Bettelsoldaten, welche sie hüteten, schien nur der Eine sich etwas verdächtig nach mir umzuschauen. Aber das Ausziehen der Schuhe, welcher Ceremonie ich mich mit vieler Natürlichkeit unterzog, muß seinen Verdacht zerstreut haben, denn er sagte nichts. Da die Juden Marokko's keine Strümpfe tragen, so mußte auch ich nun baarfuß gehen. Ein Paar Socken an den Füßen hätten mir vielleicht das Leben gekostet; so kostete mir die Abwesenheit derselben nur einen heftigen Rheumatismus, der schon nach einigen Stunden anfing, sich fühlbar zu machen.

Ich konnte jetzt anfangen, einige Beobachtungen über die Lage und Häuser Marokko's anzustellen. Ein großer freier Raum trennt fast auf allen Seiten die Häuser der Stadt von ihrer Ringmauer. Diese Aneinanderreihung von freien

Plätzen war zur Zeit glücklicher Weise so zu sagen menschenleer. Wir konnten deshalb die Stadt innerhalb der Ringmauern ungefähr zur Hälfte umwandeln. Wir kamen an einem Thore vorbei, welches man mir Bab el Hamman, d. h. „Thor des Bades“, nannte. Das Thor war im maurischen Styl mit Hufeisenbogen, Binnen und Wartthürmen gebaut. An demselben befand sich ein sehr großer freier Platz. An einem Ende dieses Platzes lag eine völlig freistehende Moschee und gleich daneben ein anderes Thor, welches mir als Bab ed Debbarh genannt wurde. Wir mußten uns eilen, die für uns gefährliche Nähe der Moschee zu verlassen. Diese Moschee war ein einfacher, mit weißer Kuppel überwölbter Beetsaal, ihr Minaret ein zierloser viereckiger Thurm. Nur im inneren Hofraum, welchen jede Moschee hat, schien mir ein großer Aufwand von Suleidsch (porcellanartigen Kacheln) gemacht worden zu sein. Nach dem Bab ed Debbarh kamen wir über ein höchst rauhes, unebenes Terrain, wie denn überhaupt an Pflaster oder an Ebenung der Wege und Plätze hier nicht zu denken ist. Dieß führte uns zu einem weiten Thor, dem Bab el Ailahn. Zehn Minuten darauf kamen wir an ein fünftes, welches Bab el Khmis, das „Thor des Donnerstags“ hieß. An diesem Thore war ein freier Platz, den man Sul el Khmis, d. h. „Donnerstagsmarkt“, nannte und wo auch gerade ein Markt abgehalten wurde. Etliche fünfzig schmutzige Amasirh, die Kabylen Marokko's, in Vernusse und Schabiah's geküllt, verkauften hier Gemüse, Obst, Drangen, Getreide, Pferdefutter, Eier, kurz alle Requisiten eines gewöhnlichen Wochenmarktes. Jedes der sieben Thore Ma-

roflo's hat nämlich seinen freien Platz und Wochenmarkt an verschiedenen Tagen, so daß kein Tag marktlos ist. Da es Donnerstag war, so kam heute die Reihe an den *Suf el Rhmis*. Die Käufer waren meistentheils Mauren, mitunter in ziemlich reinlichen Trachten. Statt der *Kulila* (Jacke) trugen sie den *Kaftan* mit Ärmeln, oft von schönem hellfarbigem Tuch, und darüber einen andern *Kaftan* ohne Ärmel. Statt der algierischen Schuhe hatten sie gelbe Pantoffeln von Corduanleder an. Beinkleider werden mit diesem Costüm nicht getragen. Sonst sind der *Hosäm* (die Schärpe), der *Turbanti* (Turban) und das *Schaschiah* (rothe Mütze) ganz dieselben wie beim algierischen Costüm.

Unseres Bleibens konnte jedoch auf dem Marktplatze nicht sein. Dort waren wir viel zu sehr den Blicken der fanatischen *Amasirh* ausgesetzt. Wehe mir, wenn ein Einziger Verdacht geschöpft hätte! Glücklicherweise war dieß nicht der Fall. Wir durften sogar es nicht wagen, den *Suf el Rhmis* in seiner vollen Länge zu durchschreiten. Somit war unser Spaziergang längs der Stadtmauer hin abgeschnitten. Die Juden nahmen mich nun in ihre Mitte und drängten mich schnell in eine menschenleere Seitenstraße, in welcher wir jezt weiter gingen. Die Straße war eng und von ziemlich hohen Gebäuden umragt, deren Giebel sich oben berührten, so daß kein Sonnenstrahl in die Gasse eindrang. Meine Begleiter sagten mir, daß dies ein Quartier der reicheren Mauren sei. Die Häuser seien im Innern mitunter mit zwei säulenumragten Höfen, d. h. einem doppelten *Us-ud-Dar*, ausgestattet. Sie waren aber alle geschlossen, so daß mein neugieriger Blick

nichts von der inneren Anlage derselben erspähen konnte. Mein Glückstern wollte es jedoch, daß meiner Neugierde hier eine kleine Befriedigung werden sollte. Plötzlich öffnete sich, als wir eben an ihr vorbeiging, eine Hausthüre und ein kleiner maurischer Knabe, welcher heraustrat, ließ sie den Zeitraum etwa einer Minute offen stehen. Dieß genügte mir, um einen sehr schönen, von Säulenarcaden mit Hufeisenbogen umgebenen Us-ud-Dar (innern Hof) zu gewahren. Die Säulen schienen von Marmor, waren canellirt und trugen corinthische Capitälcr. Die Wände des Us-ud-Dar waren mit bunten Suleidsch (Porcellantäfelchen) ausgelegt, welche mich an die Azulejos der Alhambra erinnerten.

Der kleine Maure, der mir, ohne es zu wollen, diesen lohnenden Einblick in ein maurisches Haus verschafft hatte, sollte uns jedoch bald sehr unangenehm werden. Er bemerkte nämlich, daß ich mit Neugierde nach dem offenen Haus hinsahelte. Diese Unverschämtheit des vermeintlichen Juden — zum Glück hielt er mich für einen! — mißfiel ihm höchlichst. Er griff Roth und Steine vom Boden auf und begann damit die verhaßten Kinder Israels zu bewerfen. Meine Gefährten ergriffen schleunigst die Flucht. Ich that dasselbe, hatte aber Mühe, aus dem Bereich der Steinwürfe des kleinen Monstrums zu kommen. Es wurde mir nämlich sehr schwer, in dem langen Schlepptalare zu laufen. Endlich erreichte ich am andern Ende der Straße meine beiden ungetreuen Führer, die mich so elendiglich im Stiche gelassen hatten. Sie entschuldigten sich, indem sie sagten, sie hätten gefürchtet, ich könnte mich vielleicht dem Knaben widersetzen und dann wären

ſie, wie ich, in der größten Lebensgefahr geweſen, denn kein Jude darf die ihm von einem Muſelmann zugefügte Beleidigung rächen.

Glücklicherweiſe hatte ich die Lehren Ben Samuels im Gedächtniß gehabt und war meines Zornes Meiſter geworden. Dieß rettete mir das Leben. Hätte ich verſucht, den kleinen Angreifer zur Vernunft zu bringen, ſei es ſelbſt nur durch Worte, der Knabe würde mir durch ſein Geſchrei alsbald die fanatiſchen Amaſirh des nicht fernen Marktes auf den Hals gelockt haben, und dann wehe dem falſchen, wie den wirklichen Juden!

Meine Begleiter ſagten mir, die Straße, durch welche wir gekommen ſeien, heiße „Humah-el-Kaid“, d. h. „das Stadtviertel des Kaid“. Der „Kaid“ von Marokko, welcher hier wohnt und ein Anverwandter des Sultans iſt, übt während der Abweſenheit ſeines Herrn die höchſte Macht in der Hauptſtadt aus. Er und der Kaid von Fäs ſind die höchſten Adminiſtrativbeamten des Reichs. Man nennt jedoch dieſe Beiden, ſo viel ich gehört habe, nie mit dem Titel „Paſcha“. „Paſcha“ iſt überhaupt ein Titel, der von den echten Marokkanern Keinem ihrer Großen beigelegt wird. Nur die Europäer, welche nach dem Beiſpiel der Bewohner des Orients, die doch mit Europa viel mehr Berührungspunkte haben, als die des äußerſten Maghreb, gewohnt ſind, jeden muſelmänniſchen hohen Würdenträger ſo zu nennen, reden einige marokkanische Gouverneure, den von Tanger und den von Mogador, auch zuweilen den von El Kriſch, mit welchen allein ſie zu thun haben, mit dem Titel „Paſcha“ an. Beiläufig geſagt,

kann ein Araber das Wort „Bascha“ gar nicht aussprechen, da ihm in seinem Alphabet der Buchstabe B gänzlich abgeht. Er sagt stets „Bascha“.

Aus der „*Humah-el-Kaid*“ gelangten wir in eine andere ebenfalls menschenleere Straße. Hier waren die Häuser niedriger und unansehnlicher. Aus dieser Straße lenkten wir in den *Suf* oder Bazar ein, welchen die Mauren *Enlaiseria* und die spanisch redenden Juden *Eklaiseria* nennen. Dieser *Suf* besteht aus einer Reihe niederer Häuser, eng aneinander gereiht, alle auf der Straßenseite mit nischenartigen Buden versehen. Die Straße ist zum Theil mit einer hölzernen Bedachung überdeckt, so daß sie ungefähr einer Passage, wie sie in den größeren Städten Europa's existiren, ähnlich erscheint. Ein eigentlicher abgeschlossener Bazar, wie der von Algier oder der *Besistan* von Constantinopel, war jedoch dieser Theil des *Sufs*, in den wir zuerst eintraten, nicht.

In den Nischen, welche die Buden dieses *Suf* bilden, hocken die Handwerker oder Händler, von ihren Fabrikaten oder Waaren umgeben, und breiten ihre Arme auf den Wunsch des Kunden nach dem oder jenem Theile der Nische aus, wo sich nun gerade das Verlangte befindet. Die zum Verkauf ausgetobenen Waaren bestanden hier meist aus Lederarbeiten, namentlich Fußbekleidungen von den leichtesten Sandalen und Pantoffeln aus Corduanleder bis zu hohen Stulpstiefeln. Letztere waren von rothem oder gelbem Leder mit einer Menge aufgestickten Arabesken verziert. Die Industrie des afrikanischen Corduanleders hat überhaupt jetzt noch in der Stadt Marokko einen ihrer Hauptsitze. Diese Stadt wurde nämlich

nicht lange vor jener Epoche gegründet, als Cordoba, die alte Khalifenstadt des Westens, in die Hände der Castilianer gefallen war. Viele der dort ansässigen maurischen Lederarbeiter siedelten nach dem eben ausblühenden Marokko über, und verpflanzten so die Industrie, die nach Cordoba ihren Namen führte, hieher. Wie einst die Berühmtheit Cordoba's, so bildet nun dieses Leder die Berühmtheit Marokko's, nach welchem es auch in den meisten Sprachen benannt wird. „Marocoleather“ sagt der Engländer, „Maroquin“ der Franzose, nur der Deutsche hat die mittelalterliche Bezeichnung „Corduane“ beibehalten. So haben die beiden Hauptstädte des Kaiserreichs, die eine einer Kopfbedeckung, dem Fes, die andere einem Schuhmaterial, dem Maroquinleder, ihren Namen verliehen. Als in mir hier der Wunsch erwachte, verschiedene Gegenstände der inländischen Industrie einzukaufen, da wurde es mir erst recht klar, wie unbequem meine Bekleidung sei. Denn, als marokkanischer Jude costümirte, durfte ich vor keinem Mauren den Mund aufthun, aus Furcht, er werde nur zu bald an meinem fremdartigen Arabisch (denn ich spreche den algierischen Dialect) meinen Betrug entdecken. Zu dieser Unannehmlichkeit kam noch, daß ich mich nicht einmal aufhalten durfte, aus Furcht, durch an den Tag gelegte Neugierde Verdacht zu erregen. Was es mir überhaupt gelang zu sehen, das konnte nur in dem flüchtigsten Vorübergehen geschehen, denn meine Begleiter waren außerdem so von Furcht geplagt, daß sie jeden Augenblick vor Angst bebten und ihre Schritte immer mehr beschleunigten.

Trotz der eiligen Schritte meiner zitternden Führer,

welche mich keinen Augenblick aus ihrer Mitte lassen wollten, aus Furcht, ich möchte sie compromittiren, (woran sie übrigens ganz Recht thaten, denn ich hätte sie auch höchst wahrscheinlich, ohne es zu wollen, compromittirt,) gelang es mir doch, von dem Ganzen dieses maurischen Suf, den ich nie wieder sehen sollte, ein Bild, wenn auch ein oberflächliches Bild, zu gewinnen. Ein sehr reges Leben, nach europäischen Begriffen, war es nicht, welches in diesem Bazar herrschte. Es saßen weit mehr Leute in den Buden, als ihrer durch die Straße gingen. Fast in jeder noch so engen Bude hockten, außer dem Herrn derselben, noch mehrere Personen, Besucher oder Kunden des Händlers. Die meisten der Kaufleute waren, wie ich aus ihrer städtischen Tracht schließen konnte, Mauren. Was mir schon in Mogador aufgefallen war und mir hier noch mehr auffiel, war die große Menge von Mulatten- und Quadronengesichtern unter diesen Mauren. Marokko ist nämlich dasjenige Land des Islams, wo man am wenigsten Vorurtheile gegen die Negerrace hegt. Ungleich den Algierern und Tunisern, welchen es fast eine Entäußerung ihrer Menschenwürde erscheint, eine schwarze Gattin zu nehmen, verheirathen sich Marokkaner gern mit Negerinnen. Der Kaiser Abd-er-Rahman selbst war ein Quadron und Mulay Mohamed, sein Nachfolger, ist beinahe Mulatte, d. h. er ist der Sohn eines Quadronen und einer Mulattin. Der jetzige Kaiser hat folglich dreiachtel Negerblut und fünfachtel Blut der weißen Race in seinen Adern. Von den Besuchern des Suf waren über die Hälfte Amasirh (Babylon), mit langen zersehten Bernussen oder durchlöchernten Schabiah bekleidet.

Unter diesen Felsen barg sich oft eine herculische Gestalt von großer Formenvollendung, wie man aus den kühnen Falten der Drapirung der sie schlecht verhüllenden Lumpen leicht schließen konnte. Sie wandelten schleppenden, trägen Ganges an den Buden vorbei, musterten die Waare mit pretentiösen Kennermienen, fragten nach ihrem Preis, schimpften über sie und gingen gewöhnlich weiter, ohne zu kaufen. Aehnliches hatte ich schon oft an diesen und ähnlichen rohen Landbewohnern beobachtet. Sie bilden sich ein, für civilisirt zu gelten, wenn sie sich mit Allem unzufrieden zeigen. Das *nil admirari* wird von diesen Barbaren aufs Höchste an den Tag gelegt. Aber das *nil admirari* der Kabylen ist nur Stumpfsinn, während es bei dem feinen Mauren mitunter das Resultat der Beherrschung seiner Neugier ist, welche es überall im Orient für unanständig gilt, an den Tag zu legen. Außer Amasirh und Mauren begegneten wir im Suf auch vielen Juden, die, wie wir, baarfuß gingen und, wie wir, ihre Schuhe in der Hand trugen. Meine Costümgenossen sahen sich mitunter neugierig nach mir um, aber keiner that eine Frage oder sagte eine Silbe, die mich hätte verrathen können. Es giebt ein geheimes Band der Sympathie zwischen Unterdrückten, welches macht, daß sie sich gegenseitig rettende Dienste leisten.

Nachdem wir denjenigen Theil des Suf, welcher mehr einer Straße als einer Kaufhalle glich, durchwandelt hatten, betraten wir nun auch den engeren Suf, welcher mehr wie ein türkischer oder algierischer schließbarer Bazar gebaut war. Er hieß der Suf-ed-Dehalin oder „Bazar der Versteigerung“

gen". Die Delalin (Versteigerer), von denen er seinen Namen führt, treiben dort fast den ganzen Tag über ihr Geschäft. Ihr Versteigern glich jedoch nicht der Art, wie in Europa ähnliche Geschäfte betrieben werden. Ungefähr zehn Leute, meist ältere Mauren, standen hier in einer Reihe auf niedrigen hölzernen Bänken, umgeben von der kaufslustigen Menge. Dieß waren die Delalin oder Versteigerer. Jeder hielt eine Waare für den Meistbietenden feil, welche Waare er, wenn sie tragbar war, auf dem Arme emporhob, um durch ihren Anblick die Käufer herbeizulocken. Keiner kümmerte sich um den Andern. Jeder Delal (Versteigerer) machte mit dem Publicum direct sein Geschäft ab, ungestört durch das seiner Collegen. Daraus erfolgte ein Durcheinander-Schreien, eine Unordnung, die grenzenlos war. Oft schrieen Alle zehn zu gleicher Zeit, den gegenwärtigen Stand des Geschäftes ankündigend. Die meisten der Auctionsgegenstände waren Kleidungsstücke, mehr oder weniger getragene, keine neu. Wünschte einer der Kunden die Waare zu besehen, so wurde sie ihm zugeworfen, er musterte sie und schleuderte sie dann wieder auf den Arm des Delal zurück. Fast alle Artikel kamen beispiellos wohlfeil weg und wurden theils in Kupfer, theils in Silber auf der Stelle bezahlt. Denn die Mauren machen oft ansehnliche Zahlungen in ihren kleinen Kupferstücken. Sie besitzen nämlich nur eine Art von Kupfermünzen, Delila geheissen. Diese ist das antediluvianische Geldstück, welches ich je gesehen habe: ihre Form war wohl ursprünglich bestimmt, rund zu sein, aber gewöhnlich fällt sie sechseckig aus, ist am Rande dünner als in der Mitte und trägt kein anderes Zeichen als das Khatsem Sidna

Sliman (das sogenannte Siegel Salomonis), welches unserm deutschen Bierzeichen auffallend ähnlich sieht. Sonderbarerweise wird die Jahreszahl auf diesen Münzen mit den in Europa üblichen Ziffern ausgedrückt. Diese Ziffern nennen wir „arabische“. Die Araber kennen sie aber gewöhnlich gar nicht, sondern bedienen sich anderer, welche sie „indische“ nennen. Die Marokkaner haben übrigens den Gebrauch der europäischen Ziffern von den Portugiesen gelernt. Es ist kein Wunder, daß die marokkanischen Kupferstücke so häßlich sind und so ungleich aussehen. Das Recht des Schlagens dieser Münzen wird nämlich verpachtet und zwar hat jede größere Stadt ihren eigenen Münzpächter, der natürlich so viel als möglich durch schlechtes Münzen zu profitiren sucht. Oft freilich entdeckt die Regierung den Betrug des Münzpächters und macht seinem übel erworbenem Reichthum zugleich mit seinem Leben ein Ende.

Auch diesen Sut-el-Delalin konnte ich nur im Vorübergehen und flüchtig ansehen und das Treiben in ihm beobachten, da meine jüdischen Begleiter immer mehr von der Furcht zur Eile getrieben wurden. Nur einmal wagten wir es, von dem Geschäftsgetümmel begünstigt, uns ein wenig aufzuhalten. Was mußte ich aber gerade in diesem Augenblicke gewahren? Welch ein Haupt der Medusa tauchte plötzlich vor meinen Augen auf? Es war Sidi Mustapha, der Jünger des Muley Smail, mein Reisegefährte. Ich glaubte schon, Alles sei verloren, denn hätte er mich erkannt, er würde mich selbst trotz der besten Absicht verrathen haben, denn die Mauren sind an den Gebrauch irgend welcher Vorsichtsmaßregeln, wie sie sich

die Juden auferlegen müssen, nicht im Geringsten gewohnt. Aber bald bemerkte ich zu meiner unaussprechlichen Erleichterung, daß er mich nicht erkannt habe. Jedoch die Gefahr war dringend, denn wie leicht hätte ich einem Andern meiner vier Reisegefährten oder einem meiner Knechte in diesem lebhaft besuchten Theile des Bazars begegnen und erkannt werden können! Ich trieb meine Führer nun selbst zum Weggehen, anstatt daß sie mich vorher immer hatten treiben müssen.

Um nicht wieder durch den allzu besuchten ersteren Saß gehen zu müssen, wählten wir einen anderen Rückweg nach dem jüdischen Viertel. Da es rathsam war, die unbelebtesten Theile der Stadt aufzusuchen, so machten wir dießmal einen ziemlich großen Umweg. Dieser führte uns durch einen jetzt wenig bewohnten Stadttheil, in welchem fast alle Häuser mehr oder weniger Ruinen waren. Nur hie und da erhob sich ein noch nicht verfallenes Haus, ein letzter Ueberbleibsel geschwundener Herrlichkeit über diesen Trümmerhaufen empor. Ja sogar eine verfallene Moschee lag in diesem Stadttheile. Man nannte sie Dschemah el Fanah. Bald kamen wir an einen großen freien Platz, auf dessen einer Seite die Palaststadt sich erhebt. Mitten auf diesem Platze, welcher auf einer Seite an die Ringmauer der Stadt grenzt, liegt die große Haupt-Moschee Marokko's, „Dschemah el Kutubiah“ genannt, ein wahres Prachtgebäude mit großmächtiger Kuppel, schönem Minaret, mit Stufverzierungen reichbeladen, einem geräumigen, mit bunten Suleidsch und Marmorplatten mosaikartig ausgelegtem Hofe, in welchem sich plätschernde Fontainen und Marmorbecken zur Abwaschung der Gläubigen befanden. Der

Thurm oder Minaret der Kutubiah ist gleichzeitigen Ursprungs mit der Giralda von Sevilla und dem Hassanthurme in Rabat. Er wurde wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert (1196) unter der Herrschaft der Almohaden gebaut, welche, Spanien und Marokko zugleich beherrschend, in den größeren Städten ihrer Reiche gleiche Denkmäler ihrer Macht hinterlassen wollten. Der Thurm der Kutubiah soll etwa 210' hoch sein, also dreißig Fuß höher, als der Hassanthurm in Rabat. Seine edeln, schlanken, architektonischen Formen zeugen davon, daß er seinen Ursprung der Glanzepoche maurischer Kunst verdankt. Er ist nach meiner Ansicht viel sehenswerther, als die von den Spaniern verhungzte Giralda in Sevilla. Der Name „el Kutubiah“ oder „el Kutjubiah“, welchen diese Moschee führt, bedeutet „die Moschee der Schönschreiber“. In ihrer Nähe lagen nämlich früher die Buden der Kalligraphen, der Copisten des Korans, welche alle Tolba (Schriftgelehrten) sein müssen, als solche einen religiösen Rang einnehmen und folglich bei der Moschee ganz an ihrem Platze sind. Jetzt befinden sich, so viel ich erfahren konnte, keine Schönschreiber-Buden mehr bei der Moschee el Kutubiah. Begreiflicherweise ist der Name „el Kutubiah“, der mehr ein Beinahme ist, nicht die einzige Benennung dieser Moschee. Sie heißt vielmehr officiell „Dschemah Ali Ben Jusuff“, nach einem Kaiser dieses Namens, ihrem Gründer, so genannt. Gern hätte ich bei dieser schönen Moschee noch verweilt. Aber meine Begleiter, die zwei Juden, eilten so schnell an dem herrlichen Bauwerk vorbei, daß ich nur einen äußerst oberflächlichen Eindruck davon trug. Die Söhne Israels schienen nämlich jetzt das Herz völlig in den

Schuhen zu haben. In der Nähe der vielbesuchten Moschee wuchs natürlich für sie, wie für mich, die Gefahr. Einer meiner Begleiter behauptete sogar, von einem seine Abwaschungen vor der Moschee verrichtenden Araber die Bemerkung überhört zu haben, daß ich gar nicht wie ein Jude aussähe. Auch wollte er drohende Mienen bei einigen der dort anwesenden Muselmänner beobachtet haben, und obgleich wohl nur die Furcht dem Sohne Israels ein Phantasiegebilde vorge spiegelt hatte, so trug dieß doch sehr zur Beschleunigung unserer Schritte bei. Zuletzt begannen meine Begleiter ein wahres Wettrennen, wo ich, mochte ich nun wollen oder nicht, mit mußte und meinem Schöpfer dankte, als wir das jüdische Stadtviertel und das Haus Moscheh's endlich wieder erreicht hatten. In den unbequemen langen Schleppgewanden mit den geängsteten Israeliten um die Wette rennen, war für mich keine Kleinigkeit gewesen. Mit dem Gefühl großer Erleichterung warf ich deshalb die verhaßte Vermummung von mir und nahm mit Wonne die europäische Tracht wieder an.

Neunzehntes Capitel.

Marokko.

Mein Entschluß, das Judencostüm nicht wieder anzulegen. — Die Gefahren der Verkleidung. — Besuch von Muley Smail. — Einladung, dem Kaiser meine Aufwartung zu machen. — Skrupel meines Wirthes. — Die Escorte. — Ich gehe nach dem Kaiserpalast. — Das Bab-er-Rum. — Die sieben Thore Marokko's. — Die schwarzen Gardisten. — Muley Smail segnet die Mahlzeit der Regergarde. — Der Heilige am Krankenbette. — Zwei Gärten. — Der Hof des Meschubar. — Das Innere des Palastes. — Der „Garten der Rosen“. — Der Pavillon des Kaisers. — Empfang bei Muley Abd-er-Rahman. — Person des Kaisers. — Der Hofstaat. — Fragen des Kaisers an mich. — Beendigung der Audienz.

Moscheh ergoß sich in Complimenten, als er mich glücklich aus den Klauen des Satans, wie er bildlich die Maurenstadt nannte, wieder zurückgekehrt sah.

„Sie haben ein entschiedenes Talent zum Tragen unseres Costüms,“ sagte er und glaubte, ich müßte mich dadurch geschmeichelt fühlen. Er hatte aber nicht gesehen, wie linksich ich mich in den langen Schleppgewanden, namentlich beim Fluchtergreifen vor den Steinwürfen des kleinen Mauren angenommen hatte. Wenn er der Hoffnung lebte, daß seine Schmeicheleien mich zur Beibehaltung des Judencostüms bestimmen möchten, so enttäuschte ich ihn bald; denn ich erklärte ihm kurzweg, daß nichts mich wieder dazu bewegen könne, die entsetzlichen Talare noch einmal anzulegen. Ich hatte zu viel

Moralisches und Physisches gelitten, während ich die verhaßten Kastrans auf dem Leibe trug. Ich dankte ihm für das Darleihen seines Sabbathstaats und bat ihn, mir die schöne Rebecka zu schicken, damit ich ihr denselben einhändige, um ihn hoffentlich nie wieder zurückzuverlangen. Der Entschluß, nicht wieder im jüdischen Costüm auszugehen, war mir jedoch nicht allein durch die Unbequemlichkeit desselben eingegeben worden. Nein! Die große Gefahr, welche in dieser Vermummung lag, trat mir jetzt deutlich vor die Seele. Man wußte in der Stadt ohne Zweifel, ja man mußte es nunmehr wissen, daß ein Christ im Judenviertel angelangt sei. Folglich würde man sicherlich ein wachsamcs Auge auf Jeden haben, der dieses Quartier verließ, um sich der Maurenstadt zuzuwenden; denn einem Christen ist ja der Besuch derselben untersagt. Ich war wie durch ein Wunder das erste Mal, ohne erkannt und ohne angehalten zu werden, in den Bazar gelangt. Aber ich konnte einen solchen glücklichen Zufall nicht noch ein zweites Mal voraussetzen. Wäre ich als Christ in jüdischer Vermummung erkannt worden, so hätte dieß wahrscheinlich einen großen Volksandrang verursacht und ein unwissender fanatischer Pöbel ist in einem Augenblick der Aufregung des Schlimmsten fähig. Mein Leben hatte ich schon einmal gewagt. Jetzt hatte ich wenigstens das Wichtigste von Marokko gesehen. Mein Leben noch einmal zu wagen, schien mir ungerechtfertigt.

Schon hatte ich mich ganz darcin ergeben, während meines Bleibens in Marokko außerhalb der Mellah gar nicht mehr auszugehen. Aber mein Heiliger ließ mich nicht im Stich. Ich meine darunter den muselmännischen Heiligen, das

große Ordenshaupt der Derkua Muley Smaïl, der mich von Mogador hierherbegleitet hatte. Dieser geruhte nämlich, mir schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Mellah einen Besuch abzustatten. Anfangs wollte er zwar gar nicht in das Haus des unheiligen Juden eintreten, sondern nur auf der Straße mit mir reden. Aber die demüthig kriechenden Bitten Moscheh's und seiner Familie, die den Saum am zerlumpten Gewande des Marabuts küßten, bewogen endlich diesen Biedermann, sich im innern Hof der Judenwohnung niederzulassen. Hier eröffnete mir Sidi Mustapha, der seinen Herrn begleitet hatte und fast immer für den schweigseligen Derkua redete, die wichtige Neuigkeit, daß Muley Smaïl bei dem Kaiser gewesen sei, und unter Anderem diesem auch von meiner so lobenswerthen, frommen Handlung, dem Geschenke von Pferd und Maulthieren, welches ich dem Heiligen gemacht, erzählt habe. Der Kaiser, so sagte Sidi Mustapha, der im Namen seines anwesenden, aber schweigenden Herrn sprach, sei nicht darüber aufgebracht, daß ich hierhergekommen, da ich ja unter dem Schutze keines Consuls stehe und man nur solche Europäer nicht im Lande leiden wolle, für deren Leben man einer auswärtigen Macht verantwortlich sein müsse. Der Monarch habe mit Vergnügen von meiner Verehrung für den Marabut gehört und wünschte den Ungläubigen zu sehen, welcher eine für seinen unnachteten Zustand so große Weisheit und Frömmigkeit an den Tag gelegt habe. Da am Hofe von Marokko keine Anmeldungen zu Audienzen bei Kammerherren und Adjutanten, welche gar nicht existiren, stattfinden, sondern Alles in kindlicher Einfachheit zugeht, so schlug mir Muley

Smaïl vor, mich gleich in eigener Person nach dem Palast des Kaisers mitzunehmen. Dieß war ein unerhört erfreulicher Vorschlag. Ich hätte vielleicht die Proposition des frommen Mannes auf der Stelle und unbedingt angenommen, wenn nicht mein furchtsamer Wirth mir in spanischer Sprache zugeflüstert hätte, daß es sehr gewagt wäre, mich als Europäer allein in Begleitung dieses Mannes außerhalb der Mellah zu zeigen, da Muley Smaïl, selbst angenommen, daß seine Absichten die redlichsten wären, doch so zerstreut und fast beständig so sehr in fromme Träumereien versunken sei, daß er sein Augenmerk wohl schwerlich auf mich stets gelenkt haben würde, und dieß sei doch durchaus nöthig, um mich vor dem Fanatismus der Mauren und Amasirh zu beschützen. Ich lehnte deßhalb das Anerbieten des frommen Mannes höflich ab, indem ich ihm mit allen möglichen Rücksichten zu verstehen gab, daß, wenn Muley Abd-er-Rahman meinen Besuch wirklich wünsche, er mir höchst wahrscheinlich eine Escorte geschickt haben würde, um mich nach seinem Palast zu begleiten. Muley Smaïl zog sich zurück, versprach aber, mir seinen Diener bald mit neuen, mir erwünschten, Nachrichten zuschicken zu wollen. Meine Anspielung auf die Escorte vergaß er nicht, denn kaum vergingen einige Stunden, so erschien Sidi Mustapha wieder, zwar ohne den Marabut, aber dießmal in Begleitung von etlichen zwanzig Bettelsoldaten, welche mich nach dem Palaste des Kaisers escortiren sollten.

Moscheh war nicht wenig erschrocken über die Ankunft dieser barbarischen Satelliten, welche damit anfangen, in seinem Hause Alles unterste zu oberst zu kehren. Um dem armen

Juden weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen, betrieb ich unsern Ausbruch nach dem Palaste, wohin ich mich denn auch sogleich in Begleitung Sidi Mustapha's und der Bettelsoldaten aufmachte.

Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier gesagt, daß meine Reise nach Marokko vor dem Jahre 1859, dem Todesjahr Muley Abd-er-Rahmans, stattfand. Deshalb wundere man sich nicht, diesen hier als Kaiser und Sidi Mohamed, den heutigen Kaiser, noch als Kronprinz geschildert zu finden.

Der Palast des Kaisers liegt eigentlich außerhalb Marokko's, an dessen Ringmauern er jedoch angrenzt. Von den bewohnten Quartieren ist er durch den großen, wohl einige tausend Schritt langen und ebenso breiten Platz, auf dem die schon erwähnte Dschema el Kutubiah liegt, getrennt. Er bildet an sich schon eine eigene, mit Mauern umschlossene und mit Wachtthürmen versehene Stadt.

Unmittelbar vor dem Palast liegt die Moschee Dschema Abd-el-Mumen. Dieselbe ist wegen der drei vergoldeten colossalen Kugeln berühmt, welche sich auf ihrer Kuppel, auf einem Pfeil eine über der andern angebracht, befinden. Diese Kugeln wurden von früheren Reisenden für Gold gehalten. Eine historische Ueberlieferung meldet, daß die Gemahlin eines Herrschers von Marokko, ich glaube Zussuf Ben Taschin's, ihr sämtliches Geschmeide geopfert habe, um diese drei goldenen Kugeln anzuschaffen. Der dänische Consul Höst, der im vorigen Jahrhundert Marokko bereiste, bemerkt, diese Fabel sei sehr unsinnig, da die Königinnen von Marokko ja nicht viel mehr als das tägliche Brod besäßen. Der gute Höst hatte

wohl nie etwas von der Glanzepoche des Islams gelesen oder gehört. Er beurtheilte die Mauren nach dem, was sie jetzt, zur Zeit ihres Verfalles, sind. In den ähnlichen Fehler verfallen alle unwissenden Reisenden. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Gattin eines Ammoraviden oder eines Ammohaden Gold genug besessen haben mag, um solche und noch größere Kugeln von diesem edeln Metalle verfertigen zu lassen, wenn es ihr beliebt hätte. Aber daß sie es nicht gethan hat, und daß die Kugeln nicht Gold sind, dafür ist der beste Beweis der Umstand, daß sie die jetzigen, von Finanznoth beengten Beherrscher Marokko's da oben auf der Kuppel der Moschee gelassen haben. Nach Leo Africanus sollen diese Kugeln 130,000 Ducaten werth sein. Leo erzählt auch von einem Kaiser, ich glaube Jakob Mansur, der die Kugeln habe zu Geld machen wollen. Aber eine Revolution brach aus, da das Volk diese Goldkugeln für heilig hielt. Die Saujah (Universität) der Palastmoschee war früher hochberühmt, doch schon zu Leo's Zeit in Verfall. Jetzt existirt sie so gut wie gar nicht mehr.

Dasjenige Thor Marokko's, welches die Stadt mit dem Palast des Kaisers verbindet, führt sonderbarer Weise den Namen „Bab-er-Rum“, d. h. „Thor der Christen“. Christen machen jedoch nur äußerst selten von diesem nach ihnen benannten Thore Gebrauch. Alle dreißig Jahre ungefähr verliert sich einmal einer nach Marokko! Das Bab-er-Rum sah, wie alle Thore Marokko's, höchst stattlich aus. Seine Mauern hatten eine Dicke von zwei Armlängen. Ein kühngewundener Hufeisenbogen überwölbte den Haupteingang.

Unmittelbar an dieses Thor grenzt ein anderes Stadtthor Marokko's, das „Bab et Tobihl“, welches ins Freie führt. Die Stadt hat im Ganzen sieben Thore. Diese sind erstens die vier im vorigen Capitel erwähnten, nämlich Bab el Rhmis, Bab el Milahn, Bab ed Dabbarh und Bab el Hammam, dann die zwei eben genannten Bab=er=Rum und Bab et Tobihl und endlich das in der Nähe der Abbasmoschee gelegene Bab ed Dokanah. Letzteres führte nach einer Vorstadt, Nahah genannt, in der die Aussätzigen wohnen sollen. Ich durfte jedoch diese Vorstadt nicht betreten, da die Aussätzigen für heilig gelten. Durch das Bab=er=Rum schreitend, gelangten wir erst in einen offenen Hof, wo einige Bananen und Cactusstauden angepflanzt waren. Erstere, die Bananen nämlich, werden sehr geschätzt. Die Araber nennen sie sonderbarer Weise mit ihrem lateinischen Namen Musa, aus dem sie „Muhß“ gemacht haben. In diesem Hof konnten wir uns einigermaßen einen Ueberblick über die Palaststadt verschaffen. Dieselbe füllt einen beträchtlichen Raum aus, dessen Länge ich auf eine halbe und dessen Breite ich auf eine viertel deutsche Meile anschlagen möchte, d. h. einen Raum von dieser Ausdehnung schließen die Ringmauern der Palaststadt in sich. Dieser Raum ist jedoch nicht zum achten Theil wirklich mit Gebäuden ausgefüllt, aber auf seinem ganzen Flächeninhalte liegen Paläste, Villen, Pavillons und Klosters zerstreut. Unmittelbar in der Nähe des Bab=er=Rum befindet sich das eigentliche officiële Residenzschloß, eine unregelmäßige Aneinanderreihung von Baumassen, die je nach dem Bedürfniß des Augenblicks errichtet wurden. Tiefer im innern Raume

der Palaststadt liegen in schönen Gärten die Lustschlösser und Pavillons des Kaisers, der Prinzen und die Behausungen der kaiserlichen und prinzlichen Frauen, eine kleine Colonie von Harems, zerstreut. Alle diese detachirten Gebäude gewinnen erst durch die das Ganze umzingelnde Ringmauer Zusammenhang. Von prächtigen Facaden, großartigen, in die Augen fallenden architektonischen Formen, welche einen mächtigen Gesamteindruck hervorzubringen im Stande wären, konnte ich jedoch hier nichts erblicken. Wie bei allen arabischen Bauten, waren die Fenster dieser Paläste meist von winziger Kleinheit und mit engem Gitterwerk versehen. Hier und da verbesserte ein Porticus mit den schlanken Hufeisenbogenarcaden die Eintönigkeit dieser sonst monotonen Aneinanderreihung von Gebäuden, welche einer Colonistenortschaft glichen.

Zu dem ersten am Bab-er-Rum gelegenen Vorhofe bekam ich zum ersten Male die Bokhari oder schwarze Garde des Kaisers zu Gesicht. Sie bestand, wie der Name sagt, fast ausschließlich aus Negern. Ihre Uniform ist der der französischen Zuaven ähnlich. Sidi Mohamed, der Kronprinz, soll diese Uniform eingeführt haben, nachdem er in der Schlacht beim Ued Isly im August 1844 von Bugeaud geschlagen worden, und so mit jener leichten, zweckmäßigen Truppe der französischen Zuaven eine unangenehme Bekanntschaft gemacht hatte. Bis dahin hatten die marokkanischen Truppen lediglich die auf dem Lande allgemeine Beduinentracht, mit dem Bernus und dem weißen Kopfstuch, welches Kameelschaare umwinden, getragen. Das Costüm der Zuaven ist im Wesentlichen dasjenige der Mauren Algiers und Tangers. Den Einheimischen war es

jedoch bis dahin noch nicht eingefallen, dieses Costüm für Militär anzunehmen. Erst die Franzosen mußten sie über die Zweckmäßigkeit dieser Tracht aufklären. Freilich wird die Uniform der Zuaven von den Soldaten Muley Abd-er-Rahmans nicht mit der Nettigkeit und Reinlichkeit, wie bei den Franzosen, getragen. Auch haben die Neges das, was ihnen un bequem dabei war, die ledernen Wadenschienen, die Strümpfe und Schnürstiefeln, weggelassen. Die Garde von Marokko trug nur gelbe Babuschen von Corduanleder, sonst war das Bein bis zum Knie hinauf nackt. Ihre Kleidungsstücke waren nicht von Tuch, was man aus Europa hätte kommen lassen müssen und folglich zu theuer gewesen wäre, sondern statt dessen von einem graugelben Baumwollstoff. Die meisten dieser Gardisten sahen, genau betrachtet, abgerissen und schmutzig aus. Dennoch unterschieden sich die schwarzen Gardisten des Kaisers vortheilhaft von der gewöhnlichen Infanterie, deren Abgerissenheit, Berlumptheit und Beschmutztheit nur durch den Namen „Bettelsoldaten“ ausgedrückt werden kann. Diesen Namen verdienen Letztere jedoch nicht nur durch ihr bettelhaftes Aeußere, sondern auch durch ihr beständiges Fordern nach Geld und allem Möglichen, was nur gerade ihrer Phantasie im Augenblick als wünschenswerth erscheinen mag. Die Feuergewehre der schwarzen Garde schienen mir für den Feind nicht sehr gefährlich. Sie hatten alle noch die alten Feuersteinschlösser, von denen beim Abfeuern oft nur ein Dritttheil loszugehen pflegt. Man sagte mir, die schwarze Garde habe bis jetzt durch Ueberladen ihrer Gewehre und ungeschicktes

Abfeuern derselben unter sich mehr Schaden angerichtet, als unter irgend einem Feinde.

Zwei dieser schwarzen Gardisten hielten an der Pforte Schildwacht, während eine Menge Anderer im Vorhof um eine große Schüssel, die mit Kußkussuh gefüllt war, hockten, welche sie eben in Begriff waren, mit den Fingern zu verzehren. Die Physiognomie der jüngeren Neger war von einfältig kindischem Ausdruck. Sie schienen immer zu einem blödsinnigen Lachen aufgelegt, so zerrten sie ihre weiten Mundwinkel auseinander und zeigten ihre blendend weißen Zähne, das einzige Schöne, was, meiner Ansicht nach, an der ganzen schwarzen Rasse ist. Dieselbe Stupidität herrschte im Ausdruck der Gesichter der älteren Neger vor, nur fehlte ihnen das Naive der Jüngeren. Ein Etwas, welches noch nie früher so unangenehm meine Blicke getroffen hatte stierte mir aus den Zügen dieser Söhne Chams entgegen. Es war eine un-menschliche, barbarische Häßlichkeit, die man doch nicht thierisch nennen kann, weil kein Thier so häßlich ist, als ein Mensch, dessen Gesichtsausdruck moralische oder intellectuelle Versunkenheit verräth. Diese Neger sollen besonders fanatisch sein. Daß dieß der Fall sei, bekam ich bald an einem Beispiele zu sehen.

Als diese guten Muselmänner nämlich den Jünger des Marabut ansichtig wurden, kamen sie auf ihn zu und erkundigten sich, wo der große Muley Smarl im Augenblicke sich befinde. Letzterer hatte uns in eben diesem Hofe Rendezvous gegeben, um mich von hier zum Kaiser zu führen. So dauerte

es nicht lange, bis seine geheiligte Persönlichkeit erschien. Die Neger waren durch diese beseligende Nähe hochbeglückt. Ihr Aberglaube sollte sich bald in dem lächerlichsten Lichte zeigen. Sie kamen mit demüthigen Mienen auf Muley Smail zu, küßten den Saum seines zerfetzten Gewandes und baten ihn, mit ihnen an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Den Heiligen erwartete aber im Innern des Palastes ein besserer Imbiß und er schlug deßhalb die ihm zugedachte Einladung aus. Um jedoch von der beglückenden Nähe des Marabuts wenigstens einen Vortheil für ihr Seelenheil zu ziehen, so trugen zwei Neger die Schüssel voll Kußkussuh vor denselben und baten ihn demüthig, dieselbe wenigstens zu segnen, was denn Muley Smail, ohne sich viel bitten zu lassen, auch zu thun geruhete. Dieser sogenannte Segen offenbarte sich jedoch als das Ekelhafteste von Allem, was ich je gesehen hatte und vielleicht zu sehen bekommen werde. Der Segen bestand nämlich darin, daß der Heilige in die Eßschüssel hinein spuckte, worauf deren Inhalt, mit dem segenspendenden Speichel vermischt, tüchtig herumgerührt wurde, damit ja kein Körnchen der Speise von der seligmachenden Feuchtigkeit unberührt bleiben möge. Alsdann fielen die Soldaten mit Eier auf das so gesegnete, d. h. bespuckte Gericht her und im Nu war es mit sammt dem heiligen „Crachat“ verschlungen.

Ehe wir in das Innere des Palastes eintraten, sollte unsere Zeit hier noch durch das Zusehen bei einer weitern religiösen Handlung des Marabuts in Anspruch genommen werden. Er wurde nämlich von den Volkhari dringend gebeten, sich zu einem ihrer kranken Gefährten zu begeben, dessen

Heilung durch seine wunderkräftige Nähe er gewiß leicht bewerkstelligen könne. Obgleich Muley Smaïl gerne seinen Weg nach den Gemächern des Kaisers fortgesetzt hätte, so konnte er sich doch nicht den Bitten der Neger entziehen. Auch ich ging in seinem Gefolge nach dem sogenannten Militärhospital des Schlosses, welches in nächster Nähe der Hauptpforte lag. Dieses sogenannte Hospital bestand in einem langen, von jeder Art von Möbel gänzlich entblößten Saal, dessen öder Raum eher ein Gefängniß, als ein Krankenzimmer, vorstellte. An Betten oder irgend welche, den Kranken nöthige Bequemlichkeit war nicht zu denken. In diesem kahlen Raume, auf dem nackten Fußboden, in eine alte Schabiah (Aermelhemd) gewickelt, kauerte eine Jammergestalt. Es war der Kranke, den das Wunder Muley Smaïls heilen sollte. Sein Leiden war der ekelhaftesten Natur und hatte ihm bereits die Nase und einen Theil der Wange weggefressen. Für diesen verzweifelten, wahrscheinlich unheilbaren Fall wandte der Heilige folgendes wunderwirkende Mittel an. Mit einem Winsenrohr schrieb er einen Spruch des Korans auf ein kleines Brettchen, nach Art jener Brettchen, deren man sich in arabischen Schulen statt der Schiefertafel bedient. Dann wurde die Dinte des eben Geschriebenen mit Wasser von dem Brettchen wieder abgespült, bis von der Schrift nichts mehr vorhanden war. Dieses mit der Dinte der Schrift des Marabut's getränkte Wasser mußte der Unglückliche trinken. Die seligmachenden Worte des Korans sollten auf diese Weise, innerlich genommen, die Heilung des Unheilbaren zur Folge haben. Ich erfuhr später, daß dieß eine nicht ungewöhnliche

Art der ärztlichen Behandlung von Seiten hochverehrter Marabuts sei.

Dieser elende Mensch war übrigens der einzige Kranke im ganzen sogenannten Militärhospital. Dieser Umstand spricht beredt für die Gesundheit des Klima's von Marokko und die gesunde Lebensweise der marokkanischen Soldaten.

Nachdem der fromme Mann durch diese heilige Handlung zur Erbauung seiner Verehrer nicht wenig beigetragen hatte, setzten wir uns endlich weiter nach dem Innern des Palastes in Bewegung. Aus dem Vorplatz gelangten wir in zwei andere offene Höfe, welche deswegen, weil sie mit Orangen und Bananen bepflanzt sind, Dschenain (Plural von Dschenan, Garten) genannt wurden. Der eine dieser Höfe hieß Dschenahn el Afiah, d. h. „Garten der Gesundheit“, der andere Dschenahn en Nakhl, d. h. „Garten der Palme“, von einer hier befindlichen Dattelpalme so genannt. Wir durchschritten darauf drei große Höfe, umgeben von stallartigen Baulichkeiten, welche zu Kasernen für die Regergarde und die Mokhasni (Reiter), sowie zu Wohnungen für ein Heer niederer Beamten dienten.

Der mittlere dieser Höfe war der sogenannte Meschuhar, d. h. der Hof, in welchem der Kaiser seine öffentlichen Audienzen zu ertheilen pflegt, was er fast täglich zur allerfrühesten Tageszeit auf einige Stunden thut. Der Hof des Meschuhar war wenig von den Höfen großer Karawanenrais verschieden und bot durchaus keine architektonischen Schönheiten. Darauf öffnete sich unseren Blicken ein vierter, innerer Hof, von schönen Säulenarcaden umgeben, in welchem ebenfalls ein

Theil der schwarzen Garde die Wache hatte. Die hier stationirten Gardisten bildeten, glaube ich, die Auslese der Diegertruppe; sie waren meist besser gekleidet und sahen aus, als ob sie auf ihr Privilegium, die unmittelbare Garde des Kaisers zu bilden, nicht wenig stolz seien. Vom Hof der Garde gelangten wir in den Hof der Adjutanten, wenn anders man einige zwanzig beduinienartig gekleidete Kerle von rohem Aussehen, welche in einer kleinen Kubba (Pavillon) in Mitte dieses Hofes saßen, mit diesem europäischen, civilisirten Titel beehren kann, dessen Functionen sie ungefähr ausübten. Nachdem wir hier eine Zeit lang gewartet, ohne daß die Adjutanten uns große Aufmerksamkeit geschenkt hätten, führte uns ein ehrwürdig aussehender alter Maure in das Vorzimmer, und von da in einen Garten, in welchem zwei Kubba sich befanden. Dieser Garten hieß Dschenan el Uârdan, d. h. „der Garten der Rosen“. Ich konnte jedoch nicht sehr viele Exemplare von dieser Königin der Blumen darin erblicken. In einem der beiden hier befindlichen Pavillons war es, in welchem Muley Abd-er-Rahman, der Kaiser, gewöhnlich seine Tages-sitzungen nach beendigter öffentlicher Audienz abzuhalten pflegte. Es war dieß ein ziemlich unscheinbares Gebäude, mit farbigen Sacheln verziert, in dessen Erdgeschoß ein großer, von nackten Backsteinmauern umgebener Saal sich befand. In diesem Saale hielt sich der Sultan. An der Thüre dieses Saales, den man den „Saal der Privataudienzen“ nennen könnte, bedeutete mir der uns führende alte Maure, der eine Art von Kammerherrn vorzustellen schien, daß ich meine Fußbekleidung abzulegen hätte. Dieß war leicht bewerkstelligt,

Denn ich hatte mich zu dem Zweck mit einem Paar marokkanischen Babuschen versehen, die im Nu abgestreift waren und unter welchen ich nach türkischer Sitte dünne Anschließtiefel von Corduanleder ohne Sohlen trug. Diese letzteren hoffte ich anbehalten zu dürfen, wie dieß bei dem Eintreten in Paläste und Moscheen in Constantinopel und im übrigen Orient stets gestattet ist; da die sohlenlose Lederumhüllung der Füße nicht für Schuhwerk gehalten wird, sondern eher die Stelle unserer Strümpfe vertritt; denn Strümpfe waren bei den Arabern niemals Sitte. Aber die weniger civilisirten Mauren waren hier viel scrupulöser, als die Türken. Die geheiligte Gegenwart des Nachfolgers der altspanischen Khalifen durfte durch gar keine Lederhülle auf den Füßen verunehrt werden. Und so mußte ich nothgedrungen die lederne Fußbekleidung ablegen und in dünnen zwirnenen Socken auf dem kalten Boden einhergehen, was freilich immer noch besser war, als meine baarfüße Wallfahrt durch die Straßen der Stadt.

Das Staatszimmer des Kaisers war nackt und kahl und ohne irgend welche Möbel, nur die Wände waren mit einigen europäischen Spiegeln behängt. Auf dem Fußboden der einen Hälfte des Saales lag eine doppelte Strohmatte, welche dem sämtlichen Hofstaate statt der Ruhelissen diente, während die andere Hälfte des Saales einen von weißen und schwarzen Suleidsch (Fließe) schachbrettartig ausgelegten Boden zeigte. Auf dieser Strohecke in einer Ecke des Saales saß oder hatte vielmehr, denn er hatte die Beine nicht untergeschlagen, wie die Türken, sondern die Kniee gerade aufgerichtet, ein uralt

aussehender Greis mit langem, weißem Bart, starkgerunzelten Zügen, einer Regernase, dicken Lippen, einer Gesichtsfarbe, welche den Quadronen erkennen ließ und kleinen funkelnden Augen. Dieß war Muley Abd-er-Rahman, der Beherrscher der Gläubigen, das zeitliche Oberhaupt von 8 Millionen Marokkanern und das geistliche Oberhaupt aller Muselmänner, welche zum Ritus der Maleki gehören, d. h. fast ganz Nordafrika's. Um ihn herum lagen, hockten oder kauerten auf der Strohmatten des Fußbodens die Großen des Reichs. Es mochten etwa ihrer vierzig hier versammelt sein, meist alte, weißbärtige Gestalten. Der Kaiser lud mich durch einen kaum bemerkbaren Wink ein, ebenfalls auf der Strohmatten und zwar in ziemlich großer Entfernung von ihm niederzuhocken. Ich that dieß, nachdem ich ihm eine Verbeugung gemacht hatte. Der Marabut, Muley Smail, ging jedoch ganz ungenirt auf den Monarchen zu, erfaßte dessen Hand und küßte dann seine eigenen Fingerspitzen an der Stelle, welche die kaiserliche Rechte berührt hatte — der gewöhnliche arabische Gruß. Ueberhaupt schien vor übertriebener Ehrfurcht oder Genirtheit in Gegenwart der allerhöchsten Person gar nicht die Rede zu sein. Von jenem Ceremoniell, welches Höst beschreibt und wonach der Europäer, den der Kaiser empfing, stehen mußte und an den Knöchelhöfen von zwei Kammerherren festgehalten wurde, damit er dem Kaiser nicht zu nahe trat, wurde in meinem Falle ganz abgesehen. Eine gewisse gemessene Ruhe herrschte in dieser Versammlung, wie bei allen Zusammenkünften der Muselmänner, namentlich religiöser Personen, und der öffentliche Charakter des Kaisers von Marokko

ist ja vorzugsweise ein religiöser. Von den Anwesenden schien Niemand uns bei unserm Eintritt irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Dennoch ist ein Europäer am Hofe Muley Abd-er-Rahman's eine äußerste Seltenheit. Aber so wollte es nicht nur die Etiquette des Hofes, selbst der gewöhnliche Anstand erforderte dieß: Erstaunen, Neugierde müssen eben so gut, wie alle andern Affecte, äußerlich vollkommen be-
 meistert werden. „Dein Gesicht sei ein übertünchtes Grab“, sagt die Mukjaleme oder Sittenlehre der Araber und Türken. Nachdem wir uns niedergelassen (und, hier muß ich dem Marabut das Zeugniß ausstellen, daß er mich nicht allein im Schwarme ließ, sondern die Gnade hatte, seinen Platz in meiner Nähe zu erwählen), fuhr der Kaiser in einem Gespräch weiter fort, welches er nun grade mit einem der ihm zunächst Sitzenden begonnen hatte. Uns wurde vor der Hand keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt. Es war, als wenn wir nicht da wären. Weder Kaffee, wie es sonst bei muselmännischen Gästen im Allgemeinen, noch Thee, wie dieß in Marokko im Besonderen Sitte ist, wurde uns angeboten, auch Tabakspfeifen wurden nicht gereicht, da in der ehrfurchtgebietenden Nähe des Kaisers Keinem Kaffee oder Thee zu trinken oder Tabak zu rauchen gestattet war. Kaffee trinken und Rauchen galten am Hofe Muley Abd-er-Rahman's für unschicklich, ja beinahe für strafbare Handlungen. Die stets tabakrauchenden Türken und Araber des Orients haben von der würdevollen Enthalttsamkeit von allen Luxusbedürfnissen dieser Araber des Westens keinen Begriff.

Nachdem Muley Abd-er-Rahman sein Gespräch beendet

hatte, entstand eine lange Pause allgemeinen Stillschweigens. Niemand wagte es, sie zu unterbrechen, denn auch bei Muselmännern ist es, wie bei uns, Hofetiquette, daß man in Gegenwart des Monarchen nur dann sprechen darf, wenn man von diesem angeredet wird. Endlich brach der Kaiser die schon lange währende Stille. Er schien sich jetzt meiner zu erinnern und gewährte mir einige Aufmerksamkeit. Zuerst that er eine kurze Frage über meine Reise. Muley Abd-er-Rahman bediente sich keines Dolmetschers, wenn er mit mir sprach. Seine Worte wurden mir jedoch durch den Marabut, welcher zwischen dem Kaiser und mir hin und herging, so oft der Fürst fragte und ich antwortete, wiederholt.

Meiner aus Rücksicht für die Etiquette kurz gefaßten Antwort folgte wieder ein längeres Schweigen. Dann kam eine weitere Frage des Sultans und darauf wieder Stille. So verlief die ganze Audienz. Unterhaltend war sie eben nicht. Aber jener würdevolle Ernst, der über die ganze Versammlung ausgegossen schien, verfehlte nicht, auf mich seinen Eindruck hervorzubringen. Die patriarchalischen Sitten, der Mangel jedes königlichen Nimbus, der nur dem äußeren Pomp entlehnt ist, die Abwesenheit alles Luxus, ja Vieles dessen, was dem Europäer Bedürfnis ist, die ernste, nüchterne Haltung der Anwesenden, die einfache, aber durchaus würdevolle Persönlichkeit des Herrschers selbst, das Alles contrastirte zu grell mit unsern oft allzu vergnügungssüchtigen, luxuriösen europäischen Höfen, um nicht zu Gunsten des marrokanischen Hofes zu sprechen. Als Europäer konnte ich zwar nicht umhin, die Mauren, ihren Kaiser und Hof wegen ihres cultur-

historischen Verfalls und ihres Zurückseins in der Civilisirung zu bemitleiden, aber ich mußte mich dennoch hier vor dieser ehrwürdigen, gemessenen Versammlung, vor dieser imponirenden, würdevollen Einfachheit in tiefem Respect verneigen.

Die wenigen Fragen, welche Muley Abd-er-Rahman an mich richtete, bewiesen seine rührende Ignoranz und die kindliche Naivetät seiner Begriffe. Von europäischen Regierungen und Staatsformen hatte er keine Ahnung. So schien der Kaiser offenbar unter dem Eindruck zu laboriren, als sei die französische Republik vom Jahre 1848, deren Kunde bis zu ihm gedrungen war, und welche er auf den Münzen als idealen Frauenkopf abgebildet gesehen hatte, wirklich ein weibliches Wesen gewesen und folgende Frage schien von dem Standpunkt seiner Unwissenheit aus natürlich: Ob ich nämlich die Publick (so nennen die Mauren die *République française*) gesehen und ob der jetzige Beherrscher Frankreichs diese Dame gaheirathet und von ihr das Regiment überkommen habe? Auch von England und dem Minister Lord Palmerston hatte der Sultan gehört und frug mich, ob Letzterer nicht der Gemahl der Königin Victoria sei? Obgleich es mir bei diesen beiden Fragen schwer wurde, den nöthigen Ernst zu bewahren, so gelang es mir doch, mich zu beherrschen. Ich hütete mich in meinen Antworten, die rührende Unwissenheit des Beherrschers der Gläubigen auch nur im Geringsten hervorzuheben, sondern gab mir die Miene, als nehme ich seine Worte mit der größten Gewissenhaftigkeit auf, obgleich ich innerlich vor Lachen beinahe ausbrechen wollte. Ich beantwortete so gut ich konnte durch Umschreibungen die originellen Fragen des

Fürsten, ohne dabei dem Kaiser auch nur im Geringsten anzudeuten, wie irrig seine Vorstellungen seien, welches natürlich ein unverzeihlicher Verstoß gegen die Etiquette gewesen wäre.

Muley Abd-er-Rahman war äußerst einfach gekleidet. Alle seine Gewande waren weiß und von untadelhafter Reinlichkeit. Er trug das Costüm der Mauren Marokko's und der Beduinen zugleich, d. h. er hatte über dem maurischen Kaftan zwei wollene Silham an und der arabische Haïl mit der Brima (Strick von Kameelhaaren) umwand ihm das Haupt. Von den Mauren unterschied er sich dadurch, daß er statt des als Mantel dienenden Haïls die Silham (Art von Vernussen) trug. Von den Beduinen dagegen wich seine Tracht darin ab, daß er den tuchenen Kaftan und zwar von feinem grauweißen Tuche anhatte, womit sich diese Zeltbewohner nie bekleiden. Aber diese Vermischung der beiden Costüme schien mir sehr würdevoll und hohen Personen angemessen. Das maurische Costüm gilt für civilisirter, die Beduinentracht für kriegerischer und die glückliche Vermischung derselben soll die Vorzüge beider vereinigen.

Muley Abd-er-Rahman verabschiedete mich nicht nach Art europäischer Regenten, welche dem Aufwartenden selbst das Signal zum Aufbruch zu geben pflegen.

Ich hätte ad infinitum dasitzen können, wenn ich gewollt hätte. Dazu hatte ich jedoch gar keine Lust. Aber von selbst, ohne anscheinendes dringendes Motiv, aufzubrechen, dazu besaß ich kaum den Muth, denn ich wußte wohl, daß die mau-

rische Hofsitte in einem Punkte der unsrigen gerade entgegengesetzt ist. Es gilt nämlich für höflich und wünschenswerth, daß Jemand, welcher beim Fürsten Audienz hat, dieselbe so lange als möglich ausdehnte, ja, sollte selbst der Sultan den Besucher verabschieden, daß dieser Besucher dann dennoch bleibe, da die Entlassung hier nur eine Höflichkeitsformel ist. Durch sein hartnäckiges Verbleiben in der Nähe des Monarchen drückt ein gewandter Höfling am beredtesten aus, was für ein unaussprechliches Glück es für ihn sei, bei dem Herrscher weilen zu dürfen.

In Europa schicken bekanntlich die allerhöchsten Personen oft nach fünf Minuten langer Audienz die Aufwartenden dorthin, von wo sie hergekommen sind, und wie lächerlich würde sich Jemand machen, der den zarten Entlassungswink unsrer Herren nicht verstünde, oder nicht verstehen wollte? Hier ist das anders. Der Fürst nimmt die Ehrerbietung, die ihm selbst der Geringste erweist, dankbar an und sucht sich nicht seiner so entsetzlich schnell zu entledigen.

Ich konnte mich also nicht selbst verabschieden. Was aber machen? Ich resignirte mich schon, ruhig dazusitzen zu bleiben und den Tag in der moyotonsten Weise zuzubringen, denn nach den ersten vier bis fünf Fragen hatte Muley Abd-er-Rahman aufgehört, sich mit mir zu beschäftigen und sprach mit einem eben eingetretenen Häuptlinge der Amasirh.

Mein Heiliger sollte mich jedoch auch dießmal nicht im Stich lassen. Mein Heiliger, der zerlumpte Marabut Muley Smarl, bekam plötzlich den Einfall, eine Moschee besuchen zu wollen. Er kündigte diesen Voratz dem Kaiser an, welcher

ihn mit einem: „Themsa ala kheir“ gnädigst entließ. „Themsa ala kheir“ heißt eigentlich: „Ich wünsche Dir den Abend angenehm zuzubringen. Man sagt es aber schon eine Viertelstunde nach der Mittagszeit. Um diese Stundenzzeit mochte es jetzt sein. Das Ordenshaupt der Derkua ging nach derjenigen Moschee, welche dem Palaste am nächsten war, um dort das „Delam“ oder Mittagsgebet zu verrichten. Meine unheilige Person durfte ihn natürlich nicht begleiten. Ich erwartete die Rückkehr des Marabut im Hofe des Meschubar, wo einige Bettelsoldaten sich um mich herum in gaffender Neugier schaarten, mich übrigens nicht belästigten.

Zwanzigstes Capitel.

Marokko.

Meine Geschenke für den Kaiser — Unzufriedenheit des Monarchen. — Besuch beim Kronprinzen. — Der Kiosk. — Sidi Mohamed. — Sein Hofstaat. — Komische Eifersucht. — Conversation. — Besuch bei Muley Abbas. — Der Großfürst Constantin von Marokko. — Zwei schwarze Prinzen. — Die kleine schwarze Prinzessin. — Vermischung mit Negerblut. — Beschreibung der Palaststadt. — Rückkehr in's Judenviertel. — Mahlzeit meiner Escorte. — Kunstvolle Art zu essen. — Das Trinkgeld der Hofbeamten. — Lange Liste derselben. — Meine Pländerung. — Abermalige Weidansprüche. — Zahlen und immer Bezahlen.

Als der Derkua das Delam ausgebetet hatte, kam er zu mir zurück und sagte mir, ich müsse jetzt auch Sidi Mohamed,

dem Thronfolger, und nachher Muley Abbas, seinen Bruder, sowie einer Reihe von andern Prinzen meine Aufwartung machen. Er selbst könne mich jedoch nicht auf diesen Besuchen begleiten. Statt dessen werde er mir seinen Diener mitgeben, der in Begleitung eines Beamten vom Hofe mich zu allen Prinzen führen solle. Der Diener war der schon vielerwähnte Sidi Mustapha, das Factotum des Marabut. Der Beamte vom Hofe war ein überaus freundlich aussehender, feingekleideter Maure von etwa fünfzig Jahren, Namens Hadsch Ibrahim. Natürlich war ich gern zu Allem bereit, was meiner Beobachtungslust einigen Stoff gewähren konnte. Muley Smail verließ mich jetzt. Doch kehrte er einen Augenblick darauf wieder zu mir zurück und zwar mit Eile, als ob er vergessen hätte, mir etwas zu sagen. Er hatte in der That mir auch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Dieß betraf nämlich die Geschenke, welche ich dem Kaiser machen mußte. Ich war zwar kein Consul und überhaupt keine officiële Persönlichkeit. Aber ohne Geschenke zu bringen darf kein Europäer einen Besuch am marokkanischen Hofe machen. Ich wußte das und hatte zu dem Zwecke eine sehr schöne Pendeluhr, sowie ein Paar englische Revolver und einige kostbare Lyoner Seidenstoffe in Gibraltar eingekauft. Dieß war jedoch nur für mein erstes Geschenk berechnet. Ich wußte, daß ich noch ein zweites Geschenk, nämlich bei meiner Abreise, machen mußte. Dafür hielt ich einen französischen Shawl, einige kleine Broncestatuetten, ein prächtiges Schreibzeug, zwei Spazierstöcke und ein Taschenmesser mit zwanzig Klingen in Reserve. Muley Smail bemerkte mir, daß der Kaiser es gerne sehen

möchte, wenn ich meine Geschenke auf der Stelle übersenden würde; denn es sei üblich, dieselben am Schluß der ersten Audienz darzubringen. Ich bewog deshalb einige Soldaten durch Trinkgelder dazu, nach dem Judenviertel zu gehen, um die Geschenke abzuholen. Ein Officier, der ebenfalls ein Douceur bekam, begleitete sie. Nach einer halben Stunde kamen die Soldaten mit den erwähnten Gegenständen zurück und brachten dieselben in das Audienzzimmer des Kaisers. Muley Smail begleitete meine Gaben und blieb nun auch beim Monarchen. Erst am folgenden Tage hörte ich, daß der Kaiser die Uhr gelobt habe, aber die Revolver, da sie ja keine Feuersteinschlösser hätten, nicht gebrauchen könne. Im Ganzen sei der Eindruck meiner Geschenke kein durchaus günstiger gewesen. Man erwarte deshalb, daß meine Abschiedsgeschenke desto prächtiger sein würden.

Nachdem diese wichtige Angelegenheit beendet war, überließ ich mich der Führung Sidi Mustapha's und des Hofbeamten Hadsch Ibrahim, die mich zu dem Kronprinzen Sidi Mohamed, der heut zu Tage Kaiser ist, führen sollten.

Sidi Mohamed wohnte ebenfalls in der Palaststadt in einem eigenen Palais. Ehe wir dahin aufbrachen, nahm mich Sidi Mustapha bei Seite und gab mir folgende gute Lehren:

„Du wirst beim Kronprinzen zwei elegant gekleidete junge Männer sehen, die Du an ihrem auffallend vortheilhaften Aeußeren erkennen wirst. Rede nicht mit ihnen, stelle Dich sogar, als sähest Du sie nicht und wenn sie selbst Dich anreden sollten, sprich doch nicht mit ihnen. Der Prinz liebt das nicht!“

Ich merkte mir die guten Lehren des Prophetenschülers, wunderte mich aber über eine so lächerliche und übel angebrachte Eifersucht.

Sidi Mohamed hielt sich des Tages über in einem ganz anderen Theile des Palastes, als sein Vater, auf. Wir mußten durch eine Reihe von Corridoren mit säulengetragenen Hallen vorbei und durch zwei zierliche innere Höfe gehen, und traten dann in einen Orangengarten ein, welcher sich in der Nähe des Bab el Hamar, d. h. des „rothen Thores“, befand. Das „rothe Thor“ führt aus der Palaststadt unmittelbar in's Freie, d. h. in den Raum außerhalb der Ringmauern Marokko's, während das schon erwähnte Bab-er-Rum in die Stadt führt. Es giebt auch noch ein „grünes Thor“, Bab el Khadar genannt. Dieses verbindet jedoch nur einzelne Theile der Palaststadt miteinander. In dem Garten, in welchem wir eingetreten waren, lag ein eleganter Kiosk, von Holz gebaut und roth bemalt, in welchem der Kronprinz seinen Audienzsaal hatte. Dieser Saal sah lange nicht so kahl aus, als der seines Vaters. Möbel, nach europäischen Begriffen, hatte er freilich auch nicht, wie solche überhaupt in keinem maurischen Hause anzutreffen sind. Doch fehlte es ihm nicht an einem gewissen Comfort, ja Luxus nach maurischen Ideen. Der Boden war mit weißen Marmorplatten ausgelegt. In der Mitte des Saales befand sich, im Marmor angebracht, ein Wasserbassin, von welchem aus das Wasser in vier Rinnen abfloß. Um dies Bassin herum lagen maurische Strohmatte-

sowie kleine arabische Teppiche und Kissen, auf welchen der Kronprinz und sein Gefolge saßen.

Sidi Mohamed war ein Mann von bereits fünfzig Jahren, von äußerst dunkler Gesichtsfarbe, mit spärlichem grauwerdenden Barte, dunklen, sehr lebhaften Augen und unregelmäßigen, mulattenartigen Zügen. Im Gegensatz gegen seinen ehrwürdig einfachgekleideten Vater trug er ein reiches, mit Seide gesticktes maurisches Costüm von rothem Tuch mit zwei Kaftans; der eine, der untere Kaftan, war von einem zarten Amaranthroth, der obere, ärmellose Kaftan war dagegen dunkelroth, in's Braune spielend. Um den Leib des Prinzen schlang sich ein überaus reicher Kaschimirshawl. Seine Füße waren zwar im Augenblick, wie die jedes ruhenden Arabers, nackt, aber ein Paar kunstvoll gestickte marokkanische Pantoffeln von rosenrothem Leder, welche ihm zur Seite standen, deuteten an, daß sich seine Vorliebe für den Luxus auch auf diesen Theil der Bekleidung ausdehne.

Der Prinz war von einer Schaar jüngerer Männer umgeben. Bei seinem Vater hatte ich Keinen gesehen, den man unter fünfzig Jahren schätzen konnte. Hier war, glaube ich, der Prinz der Älteste der Anwesenden. Die Männer seiner Umgebung waren meist bunt gekleidet und ihr ganzes Aeußere überhaupt war weit entfernt, die Spuren jener Nüchternheit, jener Einfachheit und jenes Ernstes, wie die Umgebung Muley Abd-er-Rahmans, an sich zu tragen. Zur Seite des Prinzen saßen zwei Jünglinge von äußerst angenehmem Aeußeren. Dieselben waren höchst kostbar in hellfarbige reichgestickte Costüme von syrischer Halbseite gekleidet. Ihre Finger be-

deckten hellfunkelnde Ringe. Ihr Haupt war nicht rasirt, sondern sie trugen vielmehr das Haar gegen die gewöhnliche Sitte lang und in vollen dunkeln Locken auf die Schultern herniederhängend. Auf dem Haupte schaukelten sie das winzig kleine rothe Mützchen der maurischen Knaben. Die Hände und Nägel, ja die Füße dieser gepuzten Jünglinge waren nach Frauenart mit Henna rothgefärbt. Ich würde sie, ihrem Alter nach, für Söhne des Prinzen gehalten haben, hätte nicht Mustapha's Bemerkung mich auf eine andere Bedeutung ihres Verhältnisses zu dem Thronfolger schließen lassen. Natürlich beherzigte ich die Lehren meines Führers und that, als schenke ich den jungen Männern keine Aufmerksamkeit.

Unter den Anwesenden befanden sich viele Verwandte des Prinzen. Die Sippschaft des Kaisers ist überhaupt eine sehr zahlreiche und ausgedehnte, da fast jeder der letzten Herrscher Marokko's beinahe hundert Kinder hatte. Ein Kaiser, der im vorigen Jahrhundert lebte, ich glaube Muley Ismaël, soll sogar 300 Sprößlinge besessen haben. Die meisten der entfernten Verwandten des Sultans dürfen gar nicht an den Hof kommen, da man Grund hat, ihnen zu mißtrauen, sondern müssen in Tafilett, einer Oase der marokkanischen Sahara, der Heimath meines Bekannten Muley Smail, zurückgezogen leben. Nur die Söhne, Brüder und Geschwisterkinder des Fürsten bleiben manchmal am Hofe. Die Conversation mit Sidi Mohamed entwickelte sich etwas lebhafter, als die mit Muley Abd-er-Rahman verlaufen war. Der Prinz sprach nämlich direct mit mir, während der Kaiser stets den Mara-

hut angededet hatte, der mir die Worte des Monarchen wiederholte, grade als ob ich die des Fürsten nicht gehört hätte. Von einem Dolmetscher war weder beim Kronprinzen, noch beim Kaiser die Rede. Ein solcher war auch nicht nöthig, da meine Fortschritte im Arabischen mir gestatteten, mich dieser Sprache zu bedienen. Die marokkanischen Herrscher haben überhaupt keine officiellen Dolmetscher, wie die türkischen Sultane. Sie kommen so äußerst selten mit Europäern in Verührung, daß diese Stelle bei ihnen eine vollkommene Sinecure sein würde.

Sidi Mohamed hielt es nicht unter seiner Würde, zu rauchen. Er ließ auch mir ein Sibsi (Pfeife) reichen. Mein Begleiter verschmähete jedoch in seiner Eigenschaft als Jünger eines Heiligen die Pfeife, da religiöse Persönlichkeiten in Marokko nie rauchen. Der Kronprinz fragte mich auf's Freundlichste nach meiner Reise, meinem Reisezweck und schien gar nicht begreifen zu wollen, was ein Europäer in Marokko zu suchen habe. Da es in der arabischen Sprache kein Wort für „Tourist“ giebt, und dieses französische Wort in unserem Gespräch vorkam, so wünschte der Prinz zu wissen, was für ein Ding denn eigentlich ein Tourist sei. Ich mußte es ihm nicht anders zu erklären, als indem ich ihm sagte: Es ist ein Mensch, welcher keinen anderen Reisezweck hat, als sein Vergnügen, denn von Belehrung durste ich nicht reden. Die Araber verstehen immer unter Belehrung nur eine religiöse und wehe in Marokko dem Christen, der es versuchen würde, sich religiöse Belehrung zu verschaffen, ohne Renegat zu werden! So blieb mir kein anderer Reisezweck, den ich einge-

stehen konnte, als das Vergnügen, und da meinte der Prinz, ein Tourist müsse ein recht unnützes Geschöpf sein, worin ich ihm nicht Unrecht gab.

Sidi Mohamed unterbrach das Gespräch mit mir zuweilen, um scherzhafte Fragen an ein Individuum zu richten, welches im Winkel des Saales saß und dessen Antworten auf die Fragen seines Herrn sämtliche Anwesende fast jedesmal zu schallendem Gelächter hinrissen. Es war dieß eine seltsame Erscheinung, welche dort im Winkel des Zimmers saß. Schön war diese Erscheinung eben nicht. Anfangs konnte ich nur bemerken, daß die Nase dieses Wesens durch Abwesenheit glänzte. Später sah ich auch noch, daß ein Auge denselben Weg gewandert war, wie die Nase. War der Mund auch nachgefolgt? Nein! der war noch da und wurde hinlänglich benutzt, um damit Witze zu reißen. Der elende Mensch war eine Art von Spaßmacher des Prinzen.

Ich hatte schon lange wie auf Kohlen geessen, aus Angst, es möchte vielleicht einem von den Lieblingen des Fürsten, auf welche dieser, wie es schien, komischer Weise eifersüchtig war, einfallen, mich anzureden. Denn diese Bürschchen schienen durch ihre Geberden eine Neugierde zu verrathen, welche durchaus im Widerspruch mit Hofetikette im Allgemeinen und der maurischen im Besondern stand. Um dieser Gefahr, vor der mich Sidi Mustapha gewarnt hatte, zu entgehen, drehte ich den eleganten Jünglingen den Rücken. Dieß war nicht höflich, aber ich entging dadurch jeder Anrede von ihrer Seite. Uebrigens glaube ich, daß Sidi Mustapha, vielleicht um sich Wichtigkeit zu geben, die komische Eifersucht des Prinzen

übertrieben hatte, denn ich konnte keine Anzeichen derselben bemerken.

Der Prinz erzeigte sich im Ganzen sehr höflich gegen mich. Ich hatte ein Opernglas bei mir, welches ich ihn bat, als Geschenk anzunehmen, da man zu dem Prinzen, ebenso wenig wie zum Kaiser, mit leeren Händen kommen darf. Sidi Mohamed nahm es, hatte aber große Mühe, ehe er es dahin brachte, dadurch sehen zu können. Dies Geschenk hatte jedoch die unangenehme Folge für mich, daß nun alle Anwesenden etwas von mir geschenkt haben wollten und es mir schwer wurde, sie abzuweisen.

Bald hatte ich genug von dieser genirten Lage und da wir noch andere Prinzen besuchen wollten, so bat ich Mustapha durch ein Zeichen, den Ausbruch zu bewerkstelligen. Die Moschee gab auch hier eine gute Ausrede, obgleich keine Gebetsstunde war, denn das Affer oder Nachmittagsgebet war noch zwei Stunden fern, aber der Jünger eines Heiligen kann immer beten.

Von Sidi Mohammed entlassen, machten wir noch drei anderen Prinzen unsere Aufwartung, zuerst Muley Abbas, der nach seinem Bruder der Vornehmste unter den Söhnen des Kaisers war. Muley Abbas empfing mich mit großer Freundlichkeit und vielem würdevollen Anstand. Er schien an diesem ganzen Hofe der hellste Kopf zu sein. Auch hatte er am meisten Ideen von Europa, was freilich nicht viel heißen wollte. Ja er war sogar selbst einmal in Gibraltar gewesen und hatte dadurch einen Einblick in ein für ihn völlig neues Leben erhalten. Für Männer eines Volkes, welchem die meisten Cul-

turmittel der Europäer abgehen, giebt es keine bessere Bildungsschule, als Reisen. Hievon überzeugt man sich am besten, wenn man diejenigen muselmännischen Fürsten, welche gereist sind, mit denen vergleicht, die ihr natürliches Nest niemals verlassen haben. So schien Muley Abbas selbst durch seinen ephemeren Aufenthalt in Europa sich ein gewisses Etwas an geistiger Ueberlegenheit erworben zu haben, welches ihn von all seinen Brüdern höchst vortheilhaft auszeichnete. Muley Abbas war jener Prinz von Marokko, welcher seitdem mehr als irgend einer seiner Brüder mit Europa und europäischen Dingen in Berührung kommen sollte. Freilich geschah dieß das erste Mal auf sehr unangenehme Weise, indem er als Feldherr im Winter 1859 bis 1860 von den Spaniern wiederholt geschlagen wurde. Später jedoch sollte er Europa vortheilhafter kennen lernen, als er im vorigen Jahre (1861) nach Madrid reiste, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde und man ihm zu Ehren allerlei Reuen und Feste veranstaltete. Seitdem sein Bruder Muley Mohamed den Thron bestiegen, hat man Muley Abbas höchst bezeichnend den Großfürst Constantin von Marokko genannt. Der Vergleich ist — *proportions gardées* — kein so schlechter, denn der Maurenprinz steht zu seinem Bruder und Kaiser ungefähr in einem ähnlichen Verhältniß, wie der russische Großadmiral zu dem Selbstherrscher aller Reußen. Beide haben das miteinander gemein, daß sie durch ihre eigenen Fähigkeiten eine größere Bedeutung erlangten und allgemeiner bekannt wurden, als es nachgeborene Prinzen sonst zu sein pflegen.

Nachdem wir uns bei Muley Abbas verabschiedet hat-

ten, gingen wir noch zu zwei anderen Söhnen des Kaisers, welche beide uns vereint empfingen. Diese zwei Prinzen waren Männer in den dreißiger Jahren, von negerartigen Zügen, denn ihre Mutter — sie waren rechte Geschwister — war eine Negerin gewesen, und da ihr Vater, der Kaiser, Quadrone war, so gehörten sie zu fünf Achteln der Negerrace und nur zu drei Achteln der weißen Race an. Sie standen also der Negerrace noch um einen Grad näher, als wenn sie Mulatten gewesen wären. Der älteste dieser beiden Prinzen hatte wiederum eine Negerin zur Gemahlin und ein kleines zweijähriges Mädchen, seine Tochter, welche in dem Gartenhaus, in dem wir empfangen wurden, spielte, war beinahe gänzlich schwarz. Für dies Kind stellten sich, wenn man ihr Verhältniß zu den beiden Racen berechnete, $\frac{1}{8}$ Negerblut und nur $\frac{3}{16}$ Blut der weißen Race heraus. Dennoch war die kleine Prinzessin ein echter Abkömmling vom Stamme des Propheten, wie ihr Großvater, der Kaiser. Es kommt vor, daß mancher anscheinende Neger ein „Scheriff“ (d. h. ein Abkömmling des Stifters des Islam) ist und dennoch kann ein Scheriff niemals vollkommener Neger sein, da er ja einen weißen Vorfahr, den Propheten nämlich, gehabt haben muß. Es wäre interessant, nachzuforschen, bei welcher Generation eine ursprüngliche Racenmischung sich wieder verliert, wenn keine weitere ihr folgt.

Inzwischen war die Zeit des Affer, des Nachmittagsgebets, dem Sidi Mustapha beizohnen wollte, genaht. Wir empfahlen uns also den dunkelhäutigen Prinzen.

Wir hätten allerdings noch einigen sechs Prinzen unsere

Aufwartung machen müssen. Da ich jedoch nicht mit Geschenken für alle diese hohen Herrn vorbereitet war und meine jetzt bereits gemachten Besuche meinen Vorrath so ziemlich erschöpft hatten, so bediente ich mich mit Freuden einer Entschuldigung, welche mir Sidi Mustapha an die Hand gab, daß es nämlich schon zu spät sei. Einmal zu Hause, hegte ich die Hoffnung, mich diesen geldkostenden Besuchen auch in Zukunft entziehen zu können.

Ich wünschte mich noch ein wenig in den Gärten und den Bauten der Palaststadt umzusehen, um wo möglich jene von Leo Africanus beschriebenen Leoparden aus grün- und weißgetupftem Marmor, sowie die gelben marmornen Löwen desselben Reisenden, wenn sie noch existirten, zu Gesicht zu bekommen. Aber es war mir unmöglich, diese einstigen Zierden der Palastgärten zu entdecken, auch wußte Niemand, den ich fragen konnte, etwas von dieser Monstra der Kunst. Vielleicht befinden sich diese Zierden in dem als Harem dienenden Theil der Palaststadt, welchen natürlich kein männlicher Schritt betreten darf. Die Löwengrube, welche von früheren Reisenden als in der Palaststadt befindlich geschildert wurde, war jetzt ohne Bewohner. Die letzten Löwen waren die vom Emir Abd-el-Kader im Jahre 1836 geschenkt gewesen. Sie waren jetzt verstorben. Dieser Tod mag den Israeliten nicht wenig zur Freude gereicht haben. Denn, wie man mir sagte, sollen die Juden gezwungen gewesen sein, die wilden Thiere auf ihre Kosten zu ernähren und die Löwengrube täglich zu reinigen. Der König der Thiere soll sich nicht immer sehr freundlich gegen seine israelitischen Dienstboten, wenn sie

seine Behausung zu reinigen kamen, gezeigt haben. Einige allerhöchste Takengriffe sollen nicht selten den Reinigern der Löwengrube zu Theil geworden sein.

Lange konnte ich mich jedoch nicht mehr im Raum der Palaststadt aufhalten, da dieß Verdacht erregt haben würde. Der Theil derselben, welchen ich nicht zu Gesicht bekam, ist derjenige, welcher hinter dem Dschenan el Uardan, dem „Garten der Rosen“, in dem mich der Kaiser empfing, liegt. Ich vermuthe, daß hier gleich der Harem anfängt. Dieser Raum soll größtentheils mit Gärten ausgefüllt sein. In seiner Mitte soll sich ein schönes Lustschloß, Dar Bida, d. h. das „weiße Haus“, genannt, befinden. Am äußersten Ende der Palaststadt liegt, wie man mir sagte, ein anderes Lustschloß, welches den Namen „Dar el Hennah“ führt. Hennah ist das rothfärbende Kraut, von dem die maurischen Damen einen so freien Gebrauch machen. Ich vermuthe, daß dieser Name „Haus des Hennah“ andeutet, daß in ihm ein Harem, in dem ja das Hennah eine so wichtige Rolle spielt, befindlich sei.

Vom Palast des Kaisers zurückkehrend, begleiteten mich die zwanzig Bettelsoldaten, sowie der Jünger des Marabuts, der sein Gebet schnell abgemacht hatte, nach der Mellah zurück, wo Moscheh für Sidi Mustapha, sowie für meine zerlumpte Escorte — natürlich auf meine Rechnung — eine Mahlzeit bereit hielt. Die Bettelsoldaten fielen mit Heißgier über das Kußkussuh her. Sidi Mustapha sträubte sich ein wenig dagegen, im Hause eines Profanen und Ungläubigen zu Tisch zu sitzen, aber durch Moscheh's kriechende Bitten ließ er sich bewegen, und verschmähte endlich nicht mehr die Kost des un-

heiligen Juden, sondern schlang dieselbe vielmehr bald mit dem höchsten Heißhunger in sich. Das Essen der Mauren von Marokko ist übrigens eine Merkwürdigkeit. Sie greifen mit den Fingern in die Schüssel und fassen eine Handvoll Reis oder Kußkussuh heraus. Soweit folgen sie allgemeiner arabischer Sitte. Nun folgt aber der unterscheidende Proceß. Es wäre wohl das Einfachste, die aus der Schüssel genommene Speise gleich mit den Fingern zum Munde zu führen. Das würde aber den ärgsten Verstoß gegen die gute Sitte bilden, dessen man sich schuldig machen könnte. Man muß die Speise erst ein wenig zwischen den Fingern rollen und so ein Kügelchen daraus machen. Dann darf man sie erst zu sich nehmen, aber auch nie direct mit den Fingern an den Mund bringen, sondern man muß das Kügelchen aus einiger Entfernung mit der Hand in den Mund hineinwerfen. Je weiter man die schleudernde Hand vom Munde entfernt hält, für desto kunstvoller und für desto anständiger gilt es. Nie sah ich einen Marokkaner beim in den Mund Werfen der Speise die wahre Richtung verfehlen, wie das dem, sich in diesem Kunststück versuchenden Europäer anfangs stets passirt. Sidi Mustapha drückte sein großes Mitleid mit mir aus, daß ich nicht auf die ihm einzig schicklich dünkende Weise zu essen verstehe. Eine Gabel zu gebrauchen, schien ihm eine Sünde: die Speise werde dadurch gestochen und verletzt, was die allegorische Darstellung einer mörderischen Handlung sei. Diese marokkanische Sitte des Essens durch Hineinwerfen der Speise herrscht im Süden des Kaiserreichs, d. h. in Marokko, Tafillet und Sus und selbst bei einzelnen Stämmen der Sahara vor. Im Nor-

den ißt man jedoch gewöhnlich, wie in Algier, einfach mit den Fingern, ohne das künstliche Rollen, Ballen und Schleudern der Speise.

Jetzt wartete meiner noch ein unangenehmes Viertelstündchen, nämlich „le quart d'heure de Rabelais“, wie es die Franzosen nennen. Ich sollte nun zu meinem Schaden inne werden, daß ein Besuch bei dem Kaiser eine ganz hübsche Einkommensquelle für dessen sämmtliche Umgebung ausmache. Diese Ehre, den Beherrscher der Gläubigen zu sehen, muß theuer bezahlt werden und zwar nicht nur durch Geschenke an den Monarchen allein, sondern Jeder, der ein Amt am Hofe ausübt, macht bei solcher Gelegenheit Anspruch auf eine Gabe und man darf sie ihm nicht verweigern. Einer der Beamten des Palastes war uns nach der Mellah gefolgt und dieser Würdenträger producirte jetzt eine Liste, worauf die Namen Aller derer, welche einen Anspruch auf meinen Geldbeutel zu erheben hatten, so wie die Summen, zu denen sie berechtigt waren, sich angeführt befanden. Diese für mich so heitere Liste war nicht nach Rangordnung entworfen, sondern *pêle mêle* standen darauf die Namen aller meiner Verauber. Ich wußte wohl, daß Gesandten und Consuln eine solche Liste vorgelegt werde, und daß diese tüchtig bluten müßten, wenn sie das Glück hatten, den Kaiser zu besuchen. Aber ich war ja keine officielle Personage. Dennoch mußte auch ich bezahlen. Man nimmt nämlich an, daß kein Europäer um die Ehre, dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, nachsuchen würde, wenn dieser Besuch nicht für ihn ein Vortheil wäre. Für diesen Vortheil, den ein solcher Besuch doch nur allenfalls bei

Kaufleuten haben kann, die mit dem selbst Handel treibenden Kaiser Geschäfte abschließen, der aber bei allen Andern ein rein imaginärer Vortheil ist, muß man in baarem Gelde gehörige Summen ausgeben. An der Spitze der Liste, welche mir vorgelegt wurde, standen die Namen von drei Officieren der schwarzen Garde, dann kamen zwanzig der dunkeln Gardisten selbst, welche grade an dem für mich so kostspieligen Tage die Morgenwache hatten, dann folgte der Aufseher des größten Hofes des Palastes, „Muley el Meschubar“ genannt. Jeder der schwarzen Officiere verlangte zwanzig, jeder Soldat zehn Unzen. Der „Muley el Meschubar“ heischte jedoch vierzig. Der Aufseher des inneren Hofes und der Agha der Truppen forderten jeder zwanzig Unzen. Kurz es war eine Aufzählung von über vierzig Personen, welche Alle mehr oder weniger große Summen von mir forderten. Ich mußte trotz der Schmerzen meines Geldbeutels über das Komische einzelner Ansprüche lachen. So befanden sich auf der Liste der Hofkoch (et Tebalh), der Lanzenträger des Kaisers (Muley el Mesfrag), der Theekoch (Muley el Atsai), der Garderobemeister (Muley el Huweidsch), der Bettordner (Muley el Fräsch), der Barbier (Hassaff), der Tassenträger (Muley et Tass), der Diener der kaiserlichen Ablutionen (Muley el Uddah), der Kerzenträger (Muley es Smah). Jeder dieser Leute forderte seine fünfzehn Unzen. Zuletzt aber auf der Liste standen die Großwürdenträger, der Siegelbewahrer (Muley et Taab), der Schatzmeister (Muley el Khasnah) und der Geheimschreiber (el Ketsab). Jeder von diesen Dreien heischte hundert Unzen. Dann kam noch eine Forderung von

Seiten einer Persönlichkeit, welche sich Kchalija el Askar, d. h. „Stellvertreter des Kaisers bei der Armee“, nannte. Er heischte allein zweihundert Unzen. Der Kchalija des Kaisers war der oberste Commandant der Armee, eine Art von Kriegsminister. Was dieser große Feldherr für mich gethan haben mochte, um zehn spanische Thaler für seine mir gnädigst gewährten Dienste zu verlangen, das war mir ebenso unerklärlich, als was der Kadi, Mufti und Imam der kaiserlichen Moschee, welche ebenfalls auf der Liste standen, mit mir zu schaffen haben konnten. Keiner der letzteren Diener des Glaubens war mir zu Gesicht gekommen, ja wenn sie nicht Ansprüche an meinen Geldbeutel erhoben hätten, ich würde höchst wahrscheinlich ihre Existenz noch heute ignoriren. Die verschiedenen Aufseher des Palastes hatten mich gnädigst durch die Höfe gehen lassen, denen sie vorgesetzt waren, und sie allein schienen mir einen einigermaßen gegründeten Anspruch auf meine Gaben zu haben. Uebrigens habe ich, beiläufig gesagt, diese Herren trotz ihrer pomphaften Titel höchlichst im Verdachte, nichts Anderes als Portiers zu sein.

Die ganze Summe, welche man von mir verlangte, belief sich ungefähr auf viertausend Unzen, über tausend Franken.

Die Unze (vom spanischen Onza) ist das einzige Silberstück, welches Marokko hat, wie es ebenfalls auch nur ein Kupferstück, die oben beschriebene Delilah, besitzt. Diese Unze heißt auf Arabisch auch Katha, d. h. „Silber“. Der Werth einer Unze ist etwa 9 Kreuzer rheinisch oder 2½ Silbergrroschen. Früher, noch vor 50 Jahren, als Gräberg von Hemsö sein Werk über Marokko schrieb, betrug der Werth der Unze bei-

nahe das Doppelte. Die Deteriorirung ihres Werthes stammt von der Münzfälschung, welche die Regierung selbst vornimmt.

So unangenehm es war, ich mußte doch in den sauern Apfel beißen und die lächerliche Rechnung bezahlen. Ich erinnerte mich dabei an die „famiglia del Papa“, d. h. die Bedienten des Papstes, die in Rom auch kommen und ihre Scudi verlangen, wenn man die Ehre gehabt hat, dem Papste vorgestellt zu werden. Es wäre höchst unpolitisch, ja, gefährlich gewesen, die verlangte Summe zu verweigern, da jeder der seltenen Reisenden, welche vor mir diesen Hof besucht, dieselbe und noch größere bezahlt hatte. Ich versuchte zwar mit Hülfe meines jüdischen Wirthes, der in der Specialität des Marktes besonders zu Hause war, ein wenig zu handeln, aber der Würdenträger, der die Liste gebracht hatte, war unerbittlich und ruhetete nicht eher, als bis ich ihm das Geld bis auf die letzte Unze hergezählt hatte.

Man würde sich jedoch irren, wollte man glauben, daß jetzt die Ansprüche auf meinen Geldbeutel aufgehört hätten. Nein! jetzt hatte ich eigentlich erst einen Theil, etwa die Hälfte, davon absolvirt. Erstens erhoben nun die Bettelsoldaten ein einstimmiges Concert, nach Geld schreiend, gleichwie die Frösche im Sumpfe nach Regen quaken. Ich mußte jeden dieser zerlumpten Krieger, welche meine Escorte nach dem Palaste gebildet hatten, mit zehn Unzas beschenken, was wieder ein hübsches Sümmdchen zusammen ausmachte. Endlich aber meldete sich noch ein unerwarteter, oder richtiger gesagt, ein jetzt noch nicht erwarteter Rachegeist bei meinem Geld-

beutel. Der größte Anspruch kam zuletzt. Er erhob sich in der Person von Niemand Geringerem, als dem großen Marabut Muley Smail, dessen Heiligkeit ihn gar nicht hinderte, an dem irdischen Taud ein unheiliges Vergnügen zu empfinden.

Ich hatte das Geld, welches ich an den Derkua für meine glückliche Beförderung nach Marokko unserer Verabredung gemäß auszahlen mußte, bereits am Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt entrichtet. Dieß war jedoch dem Marabut nicht genug. Er hatte Sidi Mustapha beauftragt, ein neues Douceur für meine Einführung bei Hofe zu fordern. Sidi Mustapha entledigte sich dieses Auftrags, indem er seine eigenen Ansprüche mit denen seines Herrn vereinigte.

Anfangs rückte er schein damit heraus, es war nur von einer Kleinigkeit die Rede. Dann bekam diese Kleinigkeit, dieses Atom, einen Gehalt, das Atom wurde zum Wesen und das Wesen nahm Form an und die Form enthüllte sich unter der Gestalt von einer Forderung von achtzig spanischen Thalern für Jeden von Beiden. Ich stand wie auf Nadeln. Wenn das so fort ging, so war am Ende meine Reise nach Marokko nichts, als eine beständige Plünderung. Vielleicht fehlten mir die Mittel zurückzukehren, denn meine drei obenerwähnten Creditbriefe auf Marokko waren bereits so ziemlich erschöpft. Moscheh half mir jedoch aus der Verlegenheit. Er hatte eben einen Brief aus Tanger von einem Juden, bei dem ich, als eine letzte Hülfse in der Noth, Fonds hinterlassen hatte, bekommen und dieser stand ihm gut für alle meine Ausgaben. Dieß rettete mich. Denn ich hätte nicht ohne Gefahr Muley Smail und seinem Schüler, Jedem die achtzig Thaler ver-

weigern können. Die sichere Rückreise wäre mir dadurch abgeschnitten worden. Ich nahm diesen neuen sauren Apfel, in den ich beißen mußte, drückte die Augen zu und biß herzhaft hinein. Ich bin an diese Speise schon gewöhnt worden. Durch diesen ruinösen Act der Nothwendigkeit erwarb ich mir jedoch auf's Neue und ganz besonders die Gunst des Heiligen. Auch Sidi Mustapha schien mich auf einmal besonders in sein Herz geschlossen zu haben. In seiner Dankbarkeit versprach er mir bei seinem Scheiden aus der Mellah, recht bald wiederzukommen und zwar, um mir die Gnade zu erweisen, mich zu einer Versammlung eines religiösen Ordens, zu welchem er selbst gehörte, zu begleiten und mir so Gelegenheit zu verschaffen, eines der interessantesten religiösen Feste der Eingebornen zu sehen. Es war dieß ein ganz außergewöhnlicher Beweis von Toleranz von Seiten eines marokkanischen Ordensbruders. Ich glaube wohl bis jetzt der einzige Europäer zu sein, dem ein solcher glücklicher Zufall sich dargeboten hätte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Marokko.

Der Orden der Issauah. — Sidi Mohamed Ben Aissa. — Stiftung des Ordens. — Erprobung der Opferfreudigkeit seiner Mitglieder. — Sonderbares Privilegium des Ordens. — Fähigkeit, Gift ohne Schaden zu genießen. — Sidi Mustapha holt mich zu einem Feste der Issauah ab. — Moschee's Vorstellungen. — Die Moschee Sidi Ben Abbas. — Verfallener Stadttheil. — Schönes maurisches Haus. — Atrium, Peristylum und Hortus. — Tactmäßiger Gesang. — Der Tanz der Issauah. — Essen von giftigen und schädlichen Dingen. — Schließliche Gelderpressung. — Rückkehr in die Mellah.

Der religiöse Orden, dessen Fest mir Mustapha zu zeigen versprochen hatte, war der der Issauah, d. h. der Brüder vom Orden des Sidi Aissa. Nun stand zwar Muley Smaïl, der Marabut und Lehrer Sidi Mustapha's, einem ganz andern Orden, den besagten Derkua, vor. Aber die Derkua gehören zu einer ganz andern Klasse von religiösen Genossenschaften. Sie sind kein Khuan (Brüderschaft), wie alle andern Orden. Die Derkua sind mehr eine freie Verbindung. Deshalb konnte auch Sidi Mustapha recht gut Derkua sein und zugleich zum Khuan des Sidi Aissa gehören.

Der Name Aissa heißt Jesus. Der Stifter der christlichen Religion wird im Arabischen immer Sidna Aissa (Unser Herr Jesus) genannt. Der Stifter des Khuan der Issauah heißt aber nur Sidi Aissa (Mein Herr Jesus). Es ist un-

richtig, was Hay behauptet, daß Letzterer eigentlich Wiffen und nicht Wiffa heiße.

Befagter Sidi Wiffa oder eigentlich Sidi Mohamed Ben Wiffa war ein maroffanischer Heiliger, welcher vor etwa zweihundert Jahren in Mekinäs lebte, wo er sich an Gütern der Erde zwar überaus arm, desto reicher aber an Wundern und seltsamen heiligen Handlungen zeigte. Eines Tages, da seine Armuth größer denn je war, ermahnte ihn seine Gattin, doch zu arbeiten, damit sie etwas zu leben hätten. Aber Arbeiten war nicht die Sache des Heiligen. Er fand es bei Weitem leichter, Wunder zu wirken. Sidi Wiffa gebot seiner Frau, an den Brunnen zu gehen und Wasser zu schöpfen. Diese that, wie ihr befohlen war, und, o Wunder! statt einen Eimer voll Wasser, zog sie einen Eimer voll Goldstücken aus der Tiefe des Ziehbrunnens heraus. Dieses so leicht verdiente Geld wandte der Heilige dazu an, um für den von ihm zu stiftenden Orden Anhänger zu werben. Auch dabei gab er sich keine große Mühe, sondern er ging auf den öffentlichen Marktplatz von Mekinäs, sprach die ersten besten Bagabunden, denen er begegnete, an und fragte sie, ob sie in seine Dienste treten wollten; er würde sie gut bezahlen. Die Angeredeten fragten, was sie zu arbeiten haben würden und als sie erfuhren, daß die Arbeit, welche man von ihnen verlangte, das jedem Mauren so theuere Nichtsthun keineswegs verhindere, sondern vielmehr vorzüglich in demselben bestehe, da waren sie Alle gern bereit, mit Sidi Wiffa zu gehen und seine Diener zu werden. Täglich bezahlte er seine Diener mit dem aus dem Ziehbrunnen hervorgeholten Gelde. Er gab ihnen weiter nichts

zu thun, als gewisse Gebetsformeln von Zeit zu Zeit herzusagen. So stiftete er seinen Orden. Die anfangs nur der Bezahlung wegen an ihm hängenden Diener begannen allmählig eine Art von Fanatismus für den Heiligen und seinen Orden zu empfinden. So zaubrisch wirkten die Gebetsformeln, welche sie täglich herzusagen mußten. Nachdem Sidi Arssa diese für Geld gemietheten hundert Anhänger hinlänglich an sich gewöhnt und auf ihren religiösen Beruf vorbereitet zu haben glaubte, blieb es ihm noch übrig, deren blinden Gehorsam und unbedingte Opferfreudigkeit auf die ernsthafteste Probe zu stellen. Zu diesem Zwecke versammelte er dieselben am Tage des Ayt el serhir oder Opferfestes (welches in Europa mehr unter dem türkischen Namen des Beiram bekannt ist) und erklärte ihnen ohne Weiteres, daß Allah ihm befohlen habe, heute seine sämtlichen Schüler anstatt der Opferthiere zu schlachten, daß er, der Heilige aber, Jedem seine freie Wahl lassen wolle, entweder sein Leben hinzugeben, um dafür mit Sicherheit das Paradies zu erwerben, oder sein Leben zu erhalten, aber aus dem heiligen Orden auszuscheiden. Die hundert Schüler schienen über diese unerwartete Enthüllung begreiflicherweise entsetzlich bestürzt und Anfangs erklärten sich nur zwei von ihnen bereit für das freiwillige Opfer ihres eigenen Lebens. Diese Beiden wurden vom Marabut in ein Nebenzimmer geführt und bald sahen die übrigen Jünger das Blut in vollen Strömen aus dem Gemache hervorstürzen. Dieser fürchterliche Anblick wirkte entscheidend. Die Mehrzahl fiel von der neuen Secte ab. Aber sechsunddreißig todesmuthige Jünglinge blieben dem Heiligen,

trog des verlangten Selbstopfers, getreu. Sidi Aissa führte diese Todesmuthigen alle, wie die zwei Ersten, einen nach dem andern, in das Seitengemach und nach jedem neuen Eintritt eines Jüngers in dasselbe, sah man bald einen neuen Strom Blutes sich aus dem Gemache ergießen. Die auffallende Kunde von der entsetzlichen Niedermetzung der Jünger Sidi Aissa's durch diesen Heiligen selbst verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt Mekinäs und gelangte bis zu den Ohren des Kaisers, welcher im Sommer stets in dieser Stadt zu residiren pflegte. Der Monarch, welcher auf Sidi Aissa's Einfluß eifersüchtig war und gern einen Grund, ihn hinwegzuräumen, gefunden hätte, schickte einen Kaid zu dem Heiligen, um diesen zur Rechenschaft über sein unbefugtes Blutvergießen zu stellen. Welches war aber das Erstaunen dieses Würdenträgers, als er die todtgeglaubten Prophetenschüler in bestem Wohlsein fand und dafür eine gleiche Anzahl geopferter Lämmer auf dem Boden liegend erblickte. Sidi Aissa hatte seine Jünger nur auf die Probe stellen wollen. In dem Opfergemach hatte er jedem seiner Getreuen ein Lamm zu schlachten gegeben. Von diesem Lamm rührte das Blut her, welches die draußen Wartenden gesehen hatten.

Seit dieser etwas allzuharten Prüfung der Seinigen wuchs jedoch der Ruf Sidi Aissa's immer mehr und mehr, bis zuletzt beinahe die ganze Stadt Mekinäs zu seiner Secte gehörte. Nur der Kaiser sträubte sich noch, an Sidi Aissa's Heiligkeit zu glauben, bis auch er durch ein Wunder belehrt wurde. Der Heilige erbot sich nämlich, dem Monarchen seine Hauptstadt Mekinäs abzukaufen und, obgleich der Kaiser von

ihm eine dermaßen große Summe als Kaufpreis verlangte, daß es Wahnsinn gewesen wäre, anzunehmen, daß irgend ein Sterblicher im Stande sein würde, sie aufzutreiben, so bestand Wiffa doch auf dem Handel. Am Zahlungstage aber schuf der Marabut durch ein Wunder die verlangte Summe, worauf der Kaiser sich zu dem Orden bekehrte und der großmüthige Ordensstifter ihm seine Hauptstadt wieder schenkte. Aus Dankbarkeit dafür schwur der Kaiser, daß in Mekinäs die Brüder Wiffa's vor allen Orden den Vorrang haben sollten. In der Stadt Mekinäs genießen die Brüder Sidi Wiffa's oder Issauah seitdem das seltsame Privilegium, daß sie in den ersten zwölf Tagen des Monats Mulud sich allein von allen Einwohnern auf der Straße zeigen dürfen, während alle andern Bürger dieser Stadt an jenem Tage zu Hause bleiben müssen. Dieses Privilegium zwingt natürlich alle Bürger von Mekinäs, sich in den Orden aufnehmen zu lassen, um nicht 12 Tage in jedem Jahre wie gefangen zu Hause bleiben zu müssen.

Die Issauah behaupten und geben sich alle Mühe zu beweisen, daß sie von ihrem Ordensstifter die wunderbare Fähigkeit erhalten haben, jede Art von Gift und schädlicher Substanz ungestraft genießen zu können. Als nämlich auf einer der Wanderungen des Marabuts seine Jünger sich über Hunger beklagten und Brod von ihm verlangten, sprach dieser zu den Ungeduldigen die wunderwirkenden Worte: „Esset Gift.“ Die Jünger warfen sich sogleich über Schlangen, Scorpione und alles Giftige, Schädliche und Ekelhafte her, was sie finden konnten, und verschlangen es ohne Schaden. Seitdem gelten

die Iffauah für die unfehlbaren Heilkünstler aller Schlangen- und Scorpionenbisse und bei all ihren festlichen Zusammenkünften sehen sie das Publicum durch ihre seltsamen Gaukeleien in Erstaunen. Einer solchen Versammlung sollte ich auch, Dank der Intervention Sidi Mustapha's, der selbst zu den Iffauah gehörte, beiwohnen.

Am festgesetzten Abend machte der Schüler des Heiligen auf's Neue seine Erscheinung im Hause des unheiligen Juden und zwar dießmal von mehreren seiner Ordensbrüder begleitet. Die Iffauah stehen zwar im Rufe, Christen und Juden besonders fanatisch zu hassen. In Tanger erzählte man mir, daß es höchst gefährlich für einen Europäer sei, ihren Versammlungen beizuwohnen. Dennoch sollte ich hier in Marokko die entgegengesetzte Erfahrung machen.

Als ich mich eben anschickte, Mustapha zu folgen, da fing jedoch Moseheb an, mir ernsthafte Vorstellungen wegen meines Wagnisses, wie er meinen Ausgang zu den Iffauah nannte, zu machen:

„Was? Sie wollen in der Nacht und ohne einen von unseren Leuten (Juden) nach der maurischen Stadt gehen? Ich glaube, Sie wollen auch das Costüm nicht einmal wechseln! Was wollen Sie in der Stadt überhaupt machen? Die Iffauah sehen, nicht wahr? Da gerathen Sie in eine wahre Löwenhöhle. Wissen Sie nicht, daß die Iffauah für Menschenfresser gelten, daß sie Fremde in ihre Versammlungen locken und da schlachten und verzehren? Ich habe meinem Better Ben Samuel versprochen, Sie vor jeder Gefahr zu be-

wahren und ich kann es nicht zugeben, daß Sie zu diesen entsetzlichen Issauah gehen!“

Diese unfruchtbare Beredtsamkeit ergoß sich auf Spanisch, denn hätten die anwesenden Issauah auch nur ein Wort davon verstanden, wehe! wehe! dann dem armen Moscheh!

Ich hatte schon früher viel über das lächerliche, natürlich falsche Gerücht der Menschenfresserei der Issauah gehört und gelesen, war jedoch weit entfernt, mich zu fürchten. Das Sonderbare bei diesem Gerüchte ist, daß dasselbe nicht nur von Christen und Juden, sondern selbst von einzelnen Muselmännern getheilt wird. Ja, ein Algierer, der sonderbarer Weise selbst Issauah war, versicherte mich, daß seine Ordensbrüder im Marokkanischen kleine Kinder zu verspeisen pflegten. In Algier sei dieß früher auch geschehen, aber jetzt verhindere die Wachsamkeit der Polizei das Schlachten von Drärib (Kindern). Ich antwortete auf Moscheh's Redensarten kurzweg:

„Ich sage Dir, Moscheh! ein für alle Mal, daß ich nie eine Gelegenheit, etwas für mich Interessantes zu sehen, unbenutzt vorbeigehen lassen werde. Die Furcht vor der Menschenfresserei ist gut für kleine Kinder oder für Euch, feige Juden! Du sagst, ich solle nicht ohne einen von den Eurigen ausgehen? Hat nicht mein Ausgang in die Stadt bewiesen, was für gute Beine die Eurigen zum Davonlaufen haben, wenn eine Gefahr droht? Ich werde mit Mustapha gehen und ich glaube, in seiner Begleitung, als Christ gekleidet, sicherer zu sein, als in der Eurigen als Jude.“

Hiermit ließ ich den wohlmeinenden, aber im Augenblick lästigen Moseh verblüfft stehen und folgte dem Marabut.

Der gute Moseh hatte in einer Weise Recht gehabt. Jeder Ausgang in die Maurenstadt ist für den Christen unter gewöhnlichen Bedingungen lebensgefährlich, ja fast unmöglich. Aber in meinem heutigen Falle waren zwei Bedingungen verändert. Ich ging nämlich bei Nacht aus und sollte folglich keinem Mauren begegnen, denn in arabischen Städten ist es äußerst selten, nach Sonnenuntergang Jemanden im Freien zu treffen. Dann ging ich ja in das Haus eines Freundes meiner Freunde (dafür galten Muley Smaïl und Sidi Mustapha), ich war folglich ein Diaf (Gastfreund) und mir durfte kein Leid zugefügt werden.

Die Pforte des Judenviertels war bereits geschlossen, als wir die Mellah verließen, aber ein Trinkgeld eröffnete sie uns. Ich hatte, aus Vorsicht, ebenfalls wieder über meine europäische Tracht meinen zerlumpten Bernus angezogen, welcher, wie schon gesagt, den Vortheil einer Verkleidung darbietet, ohne deren große Gefährlichkeit zu besitzen. Denn in den Augen der Muselmänner, die mich als Christ kannten, konnte ich das arabische Kleidungsstück als Mantel gelten lassen, da es nicht auffallend ist, daß auch Europäer Bernusse tragen. Der Bauab (Pfortner) wurde auch dießmal, wie das erste Mal, durch meine Umhüllung getäuscht und begrüßte uns Alle freundschaftlichst mit einem „Tsemjau ala Khair ja Khuani“. (Bringt den Abend gut zu, o Brüder) worauf wir ihm zuriefen: „Si Aman Allah“ (Bleibe unter Gottes Hut)

und weitergingen. Wie schon gesagt, hatte mich dieser Bieder-
mann früher in die Dschehenen (Hölle) gewünscht.

Der Stadttheil, durch welchen wir jetzt kamen, war mir
noch völlig unbekannt. Wir gingen zuerst durch eine Reihe wink-
liger Gäßchen. Dann kamen wir durch offenere Straßen, wo
jedoch die vielen Häuserruinen ein trauriges Bild des Ver-
falls darboten, und zuletzt in jenen Stadttheil, welcher in der
der Nähe der schönen Kubba oder Grabkapelle von Sidi Ben
el Abbas, des Schutzpatrons von Marokko, liegt. Obgleich
wir nicht an dieser Kubba direct vorbeikamen und ich sie sonst
nie wieder gesehen habe, so habe ich doch ein oberflächliches
Bild von ihr erhalten. Denn durch eine jener großen Lücken,
welche die Häuserruinen in den Straßen bildeten, konnte ich
sie beim matten Schimmer des ersten Mondviertels daliegen
sehen. Sie war durchaus wie eine Moschee gebaut, hatte
fünf schöne Kuppeln und einen massiven viereckigen Minaret.
Die Kubba von Sidi Ben-el-Abbas und die schon erwähnte
Dschema el Kutubiah sind die wichtigsten religiösen Gebäude
Marokko's. Mein Glückstern wollte, daß ich von beiden mir
durch Anschauung einen Begriff verschaffen durfte. Außer
ihnen aber giebt es noch hunderte von Moscheen in Marokko.
Da es mir aber während meines Aufenthaltes nur zweimal
gegönnt war, in die Stadt zu gehen, und das eine Mal noch
dazu bei Nacht, so mußte ich froh sein, wenigstens die haupt-
sächlichsten zu Gesicht bekommen zu haben.

Die Menge von Häuserruinen in Marokko ist sehr auf-
fallend. Etwas Aehnliches sieht man in keiner Stadt Euro-
pa's. Man sollte meinen, daß, wenn an der Stelle eines ein-

gefallenen kein neues Haus wieder erbaut werden soll, man wenigstens die Ruinen entfernen würde, um so einen freien Platz zu gewinnen. Aber daran denkt hier Niemand. Straßenpolizei existirt so gut wie gar nicht. Unreinigkeiten in den Straßen werden nicht beseitigt. Thierleichen liegen überall umher und verpesten die Luft. An Pflaster ist nicht zu denken. Im Winter ist der Roth, im Sommer der Staub in den Gassen unausstehlich. Dazu noch die vielen Ruinen, über die man oft beinahe den Hals bricht.

In einer, an Ruinen ebenfalls reichen Straße, befand sich das Haus des Mokkadam's des Ordens, d. h. des provinciellen Oberhauptes der Issauah von Marokko. Der höchste Chef des Ordens lebt immer in Mekinäs.

Nach dem Auswecheln einiger mystischen Formeln von Seiten meines Begleiters mit den Inassen dieses Hauses wurden wir eingelassen. Das Gebäude war eines der schönsten maurischen Häuser, welche ich bis jetzt gesehen hatte. Leider war es etwas baufällig. Dieser Umstand sprach für sein hohes Alter, denn die maurischen Häuser dauern ungleich länger, als die gewöhnlichen europäischen. Ein Haus, das fünf Jahrhunderte zählt, wird man hier selten baufällig finden. Deßhalb schloß ich, daß dieses Gebäude wohl der Glanzepoche des Maurenthums seine Entstehung verdanken möge. In der That war seine Architektur zu schön, um der Epoche des Verfalls der maurischen Kunst anzugehören.

Es hatte einen doppelten Us=ud=Dar, d. h. zwei innere säulenumgebene Höfe, und stellte so noch getreuer, als die oben geschilderten, maurischen Häuser Algiers und Tetuans

das altrömische Muster dar. Der erste Hof war mit farbigen Kacheln gepflastert und entsprach, natürlich mit der Ausnahme, daß hier Bogen, statt Architraven, auf den Säulen ruhten, durchaus dem römischen Atrium. In seiner Mitte befand sich ein Becken für das abfließende Regenwasser, gleich einem antiken Impluvium. Der zweite Us-ud-Dar wurde mit dem ersten durch einen Raum, der halb Zimmer, halb Corridor war, verbunden, welcher dem antiken Tablinum glich. Der zweite Hof bildete eine ziemlich getreue Nachbildung des römischen Peristyliums, welches in der That nur eine erweiterte Wiederholung des Atriums war. In dem zweiten Us-ud-Dar befand sich die Ueberke, ein von Marmor eingefasstes vier-eckiges Bassin, und einige Orangenbäume waren um dieselbe herum gepflanzt. Man nennt diese Art von Höfen auf arabisch auch Dschenina (Gärtchen), weil sie hier zu Lande nicht selten mit Bäumen bepflanzt sind. In Algier giebt es nur ein einziges maurisches Haus, welches eine Dschenina besitzt. Es war das meines Freundes Sidi Mustapha Ukhii. Im Marokkanischen soll jedoch die Dschenina sehr häufig sein. Auch dieß ist echt römisch. Denn der Hof des Peristyliums diente, wie man in Pompeji entdeckte, nicht selten als Hortus, Garten.

Die Gäste waren in den beiden innern Höfen versammelt, wo sie auf den Strohmatten des Fußbodens kauerten oder hockten. Nur einige der Aelteren saßen in der würdevolleren orientalischen Weise mit untergeschlagenen Beinen. Die Gallerien des ersten Stockwerks waren von künstlich geschnitztem Holzgitter umgeben, hinter welchem die Frauen, deren Ge-

sichter dicht bis an die Augen verummumt waren, dem Feste zuschauten. Sidi Mustapha führte mich an eine für Honoratioren reservirte Stelle, wo ich zwischen zwei uralten Greisen auf dem Fußboden Platz nahm. Ich war, wie man sich leicht denken kann, nicht nur der einzige Europäer, sondern auch der einzige Nichtmuselmann in der ganzen Versammlung, denn keiner der Juden in der Mellah hatte es gewagt, mich hierher zu begleiten. Es wäre wohl auch Keiner hier gelitten worden. Ich wunderte mich selbst über meine Tollkühnheit, mich schutzlos unter diese fanatische Horde zu wagen; aber ich pflege auf Reisen in barbarischen Ländern an einem Grundsatz festzuhalten, dessen Wichtigkeit ich bis jetzt noch immer erprobt habe. Dieser ist: den Barbaren so viel als möglich zu zeigen, daß man Vertrauen und zwar unbedingtes Vertrauen zu ihnen hegt. Auf diese Weise beruft man sich auf ihre besseren Gefühle, wie Wohlwollen, Mitleid oder Großmuth, aber schmeichelt doch auch zugleich ihrer Eitelkeit, kitzelt angenehm ihr Organ des Selbstgefühls, während ihr Erwerbstrieb doch auch seine Rechnung dabei findet; denn man muß ja für den kleinsten geleisteten Dienst hundertfach zahlen. In dieser Berechnung hielt ich mich nicht getäuscht. Hier wurde ich im Ganzen mit einer Freundlichkeit behandelt, die mich auf's Höchste in Erstaunen setzte. Dennoch konnte ich mir nicht verhehlen, daß eben dieselben Mauren, hätte ich sie auf der Straße oder im Bazar, statt in ihrem eigenen Hause angetroffen, sich vielleicht fanatisch feindlich gegen mich gezeigt haben würden. Aber hier war ich ihr Gast und stand außerdem noch unter dem Schutze Mustapha's, eines ihrer geachtetsten Brüder.

Die religiöse Ceremonie begann mit dem näselnden Absingen einiger, sich stets wiederholender Formeln, den einfachsten Elementen des muselmännischen Glaubensbekenntnisses. Namentlich wurde das: „La Illaha il allah“ oder: „Es giebt keinen Gott, als Gott“ in allen Tonarten bis zum Uebermaße abgeleiert und zwar immer im Tacte. Aus den sieben Sylben dieses Spruches hatten sie einen drei und einhalb süßigen Trochäus gemacht, der so betont wurde: *Lā Īlāhā il Āllāh*. Die Längen und Kürzen des Verses wurden scharf hervorgehoben. Ueberhaupt haben die Araber, wie es mir scheint, großen Sinn für Rhythmus. Beim Lesen ihrer Gedichte sucht man nicht das Versmaß zu verwischen, wie bei der deutschen Declamation, sondern man empfindet ein Vergnügen an der Hersagung im Tacte. Plötzlich, während des heftigsten Singens und Schreiens der Gläubigen, wozu die Tamtams oder flachen, unten offenen Trommeln nach Herzenslust geschlagen wurden, erhob sich einer der Brüder des Ordens und begann das *Ischdeb*. Das *Ischdeb* ist eine Art von religiösen Tanzes: Tanzen ist eigentlich nicht das Wort, aber wir haben keinen anderen annähernden Ausdruck. Es sind tactmäßige, erst langsame, dann immer schneller werdende, zuletzt convulsivisch aussehende Bewegungen des Körpers, namentlich des Oberkörpers. Das *Ischdeb* fing mit einer Menge von gleichmäßigen Schwingungen des Oberkörpers und Kopfes, ähnlich sehr tiefen, schnell und oft wiederholten Verbeugungen, an. Nachdem der Tänzer dieß einige Minuten getrieben hatte, erhob sich ein anderer und dann wieder ein anderer, bis zuletzt nicht weniger als sechs in betäubendem Ricken mit dem

Kopf und Beugen des Oberkörpers wetteiferten. Dieser Wettkampf dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Keiner, welcher einmal die Bewegungen des Kopfes und Oberkörpers begonnen hatte, durfte aufhören, ehe er in den Paroxismus gerathen war, der den Gipfelpunkt des Fschdeb bildet. Die Bewegungen folgten immer rascher und rascher auf einander, die Verbeugungen wurden immer tiefer und tiefer, die Schwankungen des Leibes und Kopfes immer heftiger und heftiger, bis zuletzt Schwindel sich des Ermatteten bemächtigte, der Schaum auf seine Lippen kam, die Augen aus ihren Höhlungen traten und wie wahnsinnig umherrollten und der fanatisirte Tänzer strauchelnd zu Boden stürzte; dieß war der Gipfelpunkt, die sogenannte „Erstase“. In diesem, eines tollen Hundes würdigen Zustande, kommt, so lautet das Glaubensbekenntniß des Ordens, der Geist des Stifters über seinen im heiligen Wahnsinn begriffenen Jünger und macht ihn tüchtig, das schädlichste Gift und Alles, was verwundet oder verletzt, ungestraft zu verzehren. Die fanatisirten Kerle wälzten sich in wilder Unordnung auf dem Boden und stießen unmenschliche, schreckenerregende Töne aus, bald dem Grrnzen eines Ebers, bald dem Gebrüll des Löwen vergleichbar. Einige fletschten ihre scharfen, raubthierartigen Zähne, zwischen denen der weiße Schaum zischend hervorquoll. Sie schnappten mit wahnsinniger Geberde nach den ihnen zunächst Sitzenden und es schien wirklich, als wollten sie aus deren Körper Stücke herausbeißen. Diese Seite des Paroxismus der Brüder hat vielleicht zu der Fabel von der Menschenfresserei der Issauah Anlaß gegeben. Sie geberdeten sich wie blutdürstige Anthro-

pophagen, die nach Menschenfleisch zu lechzen schienen, aber — sie thaten Niemand etwas zu Leide.

Nachdem alle sechs sich in diesen Zustand des wahnsinnigen Paroxismus gearbeitet hatten, wurde eine große verdeckte Schüssel hereingetragen, von welcher der neben mir sitzende Greis den Deckel abhob. Zu meinem unbeschreiblichen Ekel sah ich, daß diese Schüssel ein wahres Nest von lebenden Schlangen, Scorpionen, Kröten, Eidechsen, d. h. schädliche mit ekelhaften Thieren vereint, enthielt. Kaum blieb dem Greis Zeit übrig, die Schüssel in die Mitte der schäumenden Tobfüchtigen zu stellen, so fielen diese mit viehischer Gier über das entsetzliche Gericht her und im Nu war es verschlungen. Hier war von Taschenspielerkünsten keine Rede, denn ich sah sie deutlich die Schlangen und Scorpione kauen und die Brühe davon an ihren Mundwinkeln herabfließen. Daß aber besagte Schlangen und Scorpionen noch im Besitze ihres ursprünglichen Giftes gewesen seien, das bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen.

Der ekelhaften Ceremonie folgte eine gefährliche. Man brachte nämlich eine Schüssel voll zerbrochenen Glases, voll Nägeln und scharf-dorniger Cactusblätter herein, welche ebenfalls in Bälde geleert und deren Inhalt verschlungen wurde. Auch hierüber konnte kein Zweifel stattfinden. Ich sah sie die Nägel verschlingen, hörte sie deutlich das Glas kauen und sah den Saft des stacheligen Cactusblattes über ihre Wangen herabrinnen. Auch konnte ich hie und da Blutstropfen gewahren, mit der Brühe des Cactus vermischt, dem vom Glas verwundeten Munde entlossen. Man ver-

sicherte mich, daß diese Leute allen Crustes sich oft großen Schaden zufügen, was ihnen jedoch im andern Leben von dem großen Heiligen, ihrem Ordensstifter, reichlich vergolten wird. Zum Schluß wurde ein glühendes Eisen hereingebracht und ein Meger, der besonders fanatisch schien, nahm es in den Mund und beleckte es von allen Seiten. Dieser schwarze Ordensbruder war wahrscheinlich nicht *de bonno foie*, wie die Verzehrer der Scorpionen und Nägel. Ich hatte ihn sehr im Verdachte, ein Taschenspieler zu sein. Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit, als ich ihn nun sich ein Schwert in den Bauch stoßen, ein Messer sich in's Auge stecken und eine Portion brennender Kohlen verschlingen sah. — Die Issauah vereinigen Gaukellunststücke mit höchst schädlichen Handlungen des selbstquälerischen Fanatismus.

Nach Vollendung dieser Ceremonie fand noch die Aufnahme eines neuen Bruders in den Orden statt. Der Neophyt wurde von zwei Mitgliedern hereingeführt und mußte sich vor dem Molladam auf das Angesicht niederwerfen. Dieses Ordenshaupt richtete dann eine Erhortation an den Neuzunehmenden und vollzog schließlich an ihm die heilige Handlung, ohne welche Keiner in den Orden aufgenommen werden kann. Diese besteht in der ekelhaftesten Berrichtung, welche ich je gesehen habe: Nämlich darin, daß der Molladam dem Neophyten dreimal in den weitgeöffneten Mund hinein-spuckt. Dieser wunderwirkende Speichel allein kann, so sagen die Issauah, dem neuen Jünger die Kraft verleihen, ungeschadet Giftiges oder Verwundendes zu essen.

Nach Vollendung auch dieser Ceremonie folgte die Mahl-

zeit von Kußkuffuß und dann noch ein ohrenzerreißendes Geheul, welches das Nachgebet vorstellte. Endlich erhob sich Sidi Mustapha und ich that desgleichen. Beim Herausgehen bedeutete er mir durch ein beredte Pantomime, daß ich dem Orden ein Geschenk machen müsse. Ich fragte, wie viel er glaube, daß ich geben solle, und der Molladam, an den der von mir Gefragte sich nun fragend wandte, bestand auf zehn spanischen Thalern. Kleinigkeit! Jedes Stück Maurenthums, welches ich in Marokko sehen sollte, machte ein hübsches Löchlein in meinen Geldbeutel! Aber was machen? Von einer fanatischen Horde umgeben, die mich ungestraft hätte abschlachten können, mußte ich ihren Willen thun, um Aergerniß zu entgehen; denn der Kaiser rächt, wie gesagt, Vergehen, an Christen begangen, nur dann, wenn diese Christen einer bevorzugten Nation, welche Consuln besitzt, angehören, und selbst der Kaiser vermag nichts über den Fanatismus seiner Unterthanen. Sein Schutz ist in Marokko, seiner eigenen Hauptstadt selbst, ganz nichtig, wenn er Einem nicht eine große Escorte mitgiebt, und selbst dann ist der Fremde nicht vor Gefahren sicher, denn die Soldaten gehorchen schlecht und sind ebenso fanatische Muselmänner wie die Anderen. Ich gab also die verlangte Summe und sagte zu mir selbst, wie es in jenem Dialog des Plato heißt: „Alcibiades hätte mir ja Alles nehmen können, ich muß ihm noch dankbar sein, daß er sich mit einem Theil begnügt hat.“

Unter Sidi Mustapha's Schutz erreichte ich die Mellah glücklich wieder, wo Moscheh sein Erstaunen ausdrückte, mich lebendig wieder zurück zu haben. Die schöne Rebekka sagte auf

Spanisch: los Moros (die Mauren) wären gegen mich gnädiger, als gegen irgend einen Europäer gewesen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Marokko.

Bewohnerzahl von Marokko. — Widersprechende Berichte. — Sonderbarer Fehler eines Reisenden. — Mein Aufenthalt in Marokko. — Mojsch's Warnungen vor ferneren Ausgängen. — Ein Geschenk des Kaisers. — Hadsch Ibrahim. — Mein Gegen Geschenk. — Der Kaiser läßt mir verbieten, die Mellah zu verlassen. — Die Mellah. — Die Jüdinnen Marokko's. — Die schöne Erzählerin. — Anekdote von der alten Maurin aus Mogador und dem Engländer.

Wenn ich darüber ein Urtheil fällen soll, wie viel Einwohner jetzt die Stadt Marokko besitzen mag, so bin ich in großer Verlegenheit. Kein Mensch in Europa, aber noch viel weniger Jemand in Afrika, ja am Allerwenigsten in Marokko selbst ist im Stande, diese Einwohnerzahl richtig anzugeben. Die Berichte der wenigen Reisenden, welche diese Hauptstadt besucht haben, weichen sehr von einander ab. Jackson, der im Jahre 1811 Marokko besuchte, fabelt von 270,000 Seelen. Gräberg giebt ihr 50,000, Chénier gar nur 30,000 Einwohner und der dänische Consul Höst, der im vorigen Jahrhundert Marokko bereiste und darüber schrieb, stellt das Maaß niedriger als Alle und nimmt bloß 20,000 an. Das Buch

von Höst ist, beiläufig gesagt, eine für Jemand, der arabisch versteht, mitunter höchst amüsante Lectüre. Denn dieser Consul, der offenbar kein Wort arabisch wußte, begeht die lächerlichsten Uebersetzungsfehler. Ein Beispiel stehe hier für viele. Höst sagt, die Marokkaner nannten den Busen einer alten Frau „Baßlah“. Nun heißt aber „Baßlah“ eine Zwiebel. Es ist möglich, daß einmal ein schimpfender Maure einer alten Frau zugerufen habe, ihr Busen gleiche einer vertrockneten Zwiebel. Höst hörte dies Wort, und schloß daraus, der Busen alter Frauen werde immer „Zwiebel“ genannt. Der heutige englische Generalconsul in Tanger, Mr. Drummond Hay, der Marokko vor ungefähr fünfzehn Jahren sah, freilich so gut wie nicht sah, denn er blieb immer in der Mellah eingesperrt, spricht von 70,000 Einwohnern. Die Uebertreibung der Eingeborenen ist zu lächerlich, um ihren Angaben Gehör zu schenken. Nach ihnen sind Marokko und Fäs die größten Städte der Welt, größer als Paris und London. An eine Zählung ist hier zu Lande niemals gedacht worden. Die Mauren verstehen nicht einmal, ja sie begreifen nicht, wie man Einwohner zählen könne. Sie haben nicht die geringste Idee von einer Statistik. Woher sollen also richtige Begriffe über die Einwohnerzahl Marokko's herkommen? Die Schätzung der Reisenden muß aus leicht einleuchtenden Gründen immer nur eine höchst oberflächliche, fast willkürliche bleiben.

Wenn ich jedoch eine ungefähre Schätzung nach der anscheinenden Größe der Stadt zu fällen versuchen wollte, und zugleich die Ruinenhaftigkeit der meisten Stadttheile berücksichtige, so glaube ich, wird sich nicht mehr als 50,000 Einwoh-

ner herausstellen. Diese Zahl wird eher noch über, als unter der Wahrheit stehen.

Ich blieb im Ganzen vier Wochen in der Hauptstadt des Kaiserreichs. Während dieser vier Wochen war es mir nur dreimal gegönnt, aus der Mellah herausgehen zu können: das erste Mal in die Maurenstadt, als Jude verkleidet; das zweite Mal zum Kaiser; und das dritte Mal des Abends mit Mustapha zu den Issauah. Die beiden letzten Ausgänge konnten nicht wiederholt werden, da sie Besuche zum Zwecke hatten, die ich nicht ohne Einladung machen durfte und eine solche Einladung erfolgte nicht mehr. Mustapha zeigte sich seit dem Feste der Issauah nicht eher wieder im Hause des Juden, bis die Stunde der Abreise nahe war. Den Gang durch die Bazars, den ich so gern wiederholt hätte, sollte es mir ebenfalls unmöglich werden, noch einmal zu unternehmen. Moscheh kam nämlich eines Tages mit zerstörten Blicken in mein Zimmer.

„Denken Sie sich,“ sprach er, „die Mauren haben Wind davon bekommen, daß Sie als Jude verkleidet in der Stadt gewesen sind. Diese Leute hegen deshalb die unvortheilhaftesten Ideen über Sie. Sie glauben, Sie seien ein Spion von irgend einer europäischen Macht, der hierher gekommen sei, um die Stadt den Ungläubigen zu überliefern. Lassen Sie sich dießmal warnen und nehmen Sie meinen Rath an. Gehen Sie nie mehr aus der Mellah hinaus! Was wollen Sie auch jetzt noch Ihr Leben unnütz wagen? Sie haben ja ohnehin mehr als jener „große Engländer“ gesehen, der vor fünfzehn Jahren hier war und immer in der Mellah eingesperrt blieb.

Die Mauren sollen geschworen haben, Sie nicht lebendig entkommen zu lassen, wenn Sie es noch einmal versuchen wollten, die geheiligte Stadt der Rechtgläubigen zu betreten. Folgen Sie meinem Rath! Gehen Sie nicht mehr aus der Mellah. Was fehlt Ihnen auch hier?"

Obgleich ich keine Ahnung davon hatte, auf welche Weise ich, wäre ich selbst ein Spion gewesen, ganz allein die Stadt Marokko den Ungläubigen hätte überliefern sollen, so machte mich doch dieser Verdacht stutzen. Es war ein Zeichen von großem und blindem Fanatismus. Der Kaiser, der mich zwar freundlich empfangen hatte, würde mich doch nicht geschützt haben, wenn ich mich durch abermaliges Besuchen der Maurenstadt der größten Gefahr hätte aussetzen wollen. Denn zu Ausgängen in die Stadt, deren Nothwendigkeit der Monarch nicht einsah, hätte er mir keine Escorte mitgegeben. So wäre ich allein auf die Juden angewiesen gewesen und ihr Schutz war nichtig. Ich mußte mich also resigniren! Ich hatte wenigstens den Trost, daß ich doch drei Mal ausgegangen war und ein gutes Stück von der marokkanischen Stadt gesehen hatte, während Herr Drummond Hay noch länger in Marokko geblieben ist, als ich, und wie gesagt, stets auf die Mellah beschränkt gewesen war. Ich war also verhältnißmäßig noch nicht so unglücklich.

Zum Ueberfluß, um mich in meinem Vorfat, nicht mehr aus dem Judenviertel hinaus zu gehen, noch mehr zu bestärken und recht fest darin zu machen, ließ mir der Kaiser noch sagen, ich solle mich ja nicht aus diesem Quartier hinauswagen. Diese Botschaft wurde mir durch Hadsch Brahim übermittelt,

der zugleich einige Geschenke von Seiten seines allerhöchsten Herrn für mich mitbrachte. Diese Geschenke waren durchaus werthlos und bestanden aus Victualien, die das Haus des Juden mir von viel besserer Qualität darbot. Dennoch erforderte es die Etiquette, daß ich wieder ein Gegengeschenk machte. Ich bat deshalb Hadsch Brahim, einen der Spazierstöcke, die ich als Schlußgeschenk in Reserve hielt, mitzunehmen. Diese Stöcke waren verhältnißmäßig kostbar und hatten massive, silberne, vergoldete, ciselirte Köpfe. Hadsch Brahim überbrachte das Geschenk dem Monarchen, und kehrte nach einer Stunde wieder zu mir zurück, um mir die Zufriedenheit des Kaisers auszudrücken. Wenn ich so fortfahre, so sagte er, könne ich mir die Gnade des Beherrschers der Gläubigen erwerben.

Hadsch Brahim wiederholte mir, daß der Kaiser so väterlich für mein Leben sorge, daß er mir gradezu verbiete, aus der Mellah hinauszugehen. Uebrigens habe er dem Bänab den strengsten Befehl ertheilt, mich nicht aus dem Thor derselben, heraus zu lassen. Ich war also jetzt gradezu ein Gefangener! Hierin widerfuhr mir dasselbe Loos, wie allen Europäern, die vor mir dies Land besucht hatten. Auch sie blieben die ganze Zeit, während sie in Marokko oder Mekinäs sich aufhielten, eingesperrt. Man würde sich jedoch irren, wollte man in dieser Einsperrung der Europäer ein Zeichen des Fanatismus des Kaisers sehen. Dieselbe ist nur ein Zeichen der Schwäche der Regierung. Die Regierung ist viel weniger fanatisch, als ihre Unterthanen. Aber sie ist ohnmächtig, den Christen gegen den Fanatismus der Mauren und

Babylon zu schützen. Sie vermöchte dieß vielleicht durch eine große Escorte, die sie ihrem Schützling mitgäbe; aber dadurch, wenn sie nämlich einen Christen so öffentlich unter ihre Obhut stellte, würde sie die fanatischen Unterthanen nur zur Rebellion reizen. Denn bald würde ihnen ihr Sultan als ein Verbündeter der Ungläubigen erscheinen. Einem Freund der Kumih aber braucht kein guter Muselman zu gehorchen. Deßhalb ist Marokko dem Europäer ein verschlossenes Land, verschlossener als China. Sein Beherrscher selbst vermag nicht, es dem Europäer zu öffnen.

Auf die Mellah allein angewiesen, suchte ich mir in derselben die Zeit so gut als möglich zu vertreiben. Ich machte und empfing Besuche von vielen Israeliten. Diese guten Leute waren jedoch alle die getreuen Wiederholungen eines und desselben Typus, den ich schon hinlänglich in Tetuan, Tanger und Mogador studirt hatte. Die Frauen ebenfalls gleichen den Jüdinnen anderer Städte des Kaiserreichs auf ein Haar. Aber sie gleichen ihnen auch an Schönheit und eine solche Einförmigkeit ist keine Monotonie mehr, sondern eine Harmonie.

Die Jüdinnen Marokko's sind nicht ohne geistige Begabung. — Wer hätte auch je ein dummes Kind Israels gesehen? — Aber sie haben nicht nur Geist, sondern sie wissen es auch, ihn angenehm zu machen. Was diese schönen Jüdinnen so sehr, und, nach meiner Ansicht, so vortheilhaft vor andern Südländerinnen unterscheidet, ist die Weichheit, Geschmeidigkeit und zugleich die Ruhe ihres Wesens, der Mangel jener übersprudelnden, oft unangenehm werdenden Lebhaftig-

keit anderer Töchter warmer Länder. Die Französin ist feck, die Spanierin in ihrer Coquetterie herausfordernd, die Italienerin begehrlieh. Die Jüdin Marokko's ist schmachtend, aber ihr Schmachten ist weich, ohne weichlich zu sein.

Die schöne Rebekka, die Tochter meines Wirthes, besaß eine sehr angenehme Gabe der Uterhaltung. Sie war namentlich eine sehr erheiternde Erzählerin. Oft saß ich stundenlang lautlos ihr gegenüber und lauschte ihren Worten, die sie im reinsten Castilianisch aussprach. Von ihr vernahm ich manchen Zug maurischer Sitten, Gebräuche und Gesetze, der mich höchlichst interessirte. Die „Geschichte der alten Maurin aus Mogador“ schien mir besonders würdig, aufgezeichnet zu werden. Andere gestattete mir der Raum nicht, hier wiederzugeben. So möge denn diese eine Anekdote für alle dastehen.

Der Koran, welcher das einzige Gesetz jedes gut muselmännischen Landes und folglich auch Marokko's ist, schreibt mit alttestamentarischer Strenge die Vorschrift: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ vor. Nie vielleicht sollte Letzteres so buchstäblich gefordert werden, als im Falle der alten Maurin aus Mogador. In letzterer Stadt lebte nämlich ein Engländer, einer der drei oder vier Europäer, die es daselbst auszuhalten vermögen, ohne vor lauter Spleen zu sterben; denn Mogador ist, wie alle marokkanischen Städte, für einen Europäer über die Maassen langweilig. Dieser Engländer war Kaufmann und trieb Handel mit der Stadt Marokko, ja selbst der Kaiser kaufte gelegentlich von ihm und verkaufte an ihn, denn wie gesagt: schon seit mehreren Generationen treiben die Kaiser von Marokko selbst Handel. Die Gunst, welche ihm

der Monarch gewährte, war dem Britten in seinem Handel von großem Nutzen und er war also weit entfernt davon, etwas thun zu wollen, was ihn dieser Gunst verlustig machen konnte. Aber der Engländer langweilte sich in Mogador, namentlich am Sonntag wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Da er keine Kirche Altenglands besuchen konnte, so beschloß er, wenigstens des anderen vaterländischen Sonntagsvergnügens, des Betrinkens nämlich, nicht verlustig zu gehen. Er widmete sich also an diesem heiligen Tage ausschließlich der Whiskeyflasche. Eines Tages hatte er besonders reichliche Libationen gemacht. Die Folge derselben war ein großer Rausch. Die Folge des Rausches war, daß der Engländer auf die Straße ging und sich dort betrunken geberdete. Eine seiner Geberden bestand darin, daß er mit einem Stocke wie wahnsinnig um sich schlug. Nun wollte es das Schicksal, daß ein armes maurisches Bettelweib grade vorbeigehen sollte, als der Sohn Albions sich mit Lusthieben unterhielt. Daß der Stock der alten Maurin in's Gesicht fuhr, ihr auf den Mund schlug und zwei Zähne herausstieß, das war das Werk eines Augenblickes. Der Engländer lachte über den herrlichen Spaß. Aber die Alte lachte nicht, sondern nahm zwei Zeugen, welche das Herausschlagen ihrer Zähne gesehen hatten, ging zum Kadi und forderte, was ihr nach dem Gesetz gebührte, nämlich zwei Zähne des Engländers. Der Kadi ließ den Engländer rufen und erklärte ihm, daß er zwei seiner Zähne auszuliefern habe. Aber der Sohn Albions, inzwischen nüchtern geworden, war gar nicht zur Herausgabe seiner Kauwerkzeuge aufgelegt. Er ging zu seinem Consul und erzählte ihm den Fall.

Der Consul rieb sich hinter dem Ohre und fragte den Kaufmann, ob er etwa eine Beschießung Mogadors durch die englische Flotte herbeizuführen beabsichtige.

„Eine Beschießung Mogadors?“ rief der Erstaunte. „Nein!“ Gewiß nicht; denn eine solche würde mich an den Bettelstab bringen.“

„Doch,“ sagte der Consul, „sind Sie auf dem besten Wege, eine solche einzuleiten, wenn Sie nämlich darauf bestehen, in dieser Sache meinen Schutz anzurufen, welchen Schutz ich Ihnen natürlich nicht verweigern darf, der aber, das ist leicht vorauszusehen, zu den ernsthaftesten Streitigkeiten führen wird. Das arabische Gesetz ist streng und unerbittlich. Sie können freilich mit den Waffen dagegen streiten, indem Sie auf der Intervention Ihres Vaterlandes bestehen. Aber dadurch werden Sie für immer in Marokko unmöglich und ihre Handelsverbindungen sind zerstört. Glauben Sie mir! Vermeiden Sie den diplomatischen Weg, geben Sie der alten Maurin ein Paar Thaler und Alles wird abgethan sein.“

Aber der Consul hatte sich geirrt. Die alte Maurin war nicht mit ein Paar Thalern zur Ruhe zu bringen. Sie bestand auf den Zähnen. Sie wollte ihre Zähne, d. h. die Zähne des Engländers, von denen zwei nach dem Koran ihr Eigenthum waren. Von den Thalern schritt der Engländer zu Guineen; — mit keinem besseren Erfolg. Die Alte war arm; aber die Zähne ihres Feindes gefielen ihr doch besser, als das Geld.

Der Kadi war jedoch weniger gewappnet gegen die goldenen Augen der Guineen und sie bewogen ihn am Ende, der

Alten Unrecht zu geben. Die Alte vernahm den Spruch des ungerechten Richters mit Ruhe, aber nicht mit Resignation, und beschloß an einen höheren zu appelliren. Sie bestieg ein kleines Eselchen, machte sich auf die Reise und am Ende der Reise kam sie in Marokko an und stieg vor dem Palaste des Kaisers ab. Es war dunkel, als sie ankam, und sie mußte vor den Thoren im Freien übernachten. Da lag sie die Nacht hindurch auf der bloßen Erde und das Eselchen stand neben ihr und sah aus, als wundere es sich über die Beharrlichkeit dieser rachjüchtigen Alten.

Am andern Morgen um fünf Uhr — die Mauren stehen frühe auf — hielt der Kaiser seinen Meschuhar oder Volksaudienz. Da Jedermann Zutritt hatte, so kam auch die Alte, warf sich vor dem Fürsten nieder und dieser fragte sie:

„Was willst Du, gute Alte?“

„Beherrscher der Gläubigen!“ sprach sie, „ich will zwei Zähne eines Engländers, der mir zwei der meinigen ausgeschlagen hat.“

„Du hast Recht, sie zu fordern, meine Mutter!“ sprach der Fürst. „Wo ist der Verbrecher?“

„In Mogador!“

„So werde ich an den Gouverneur von Mogador schreiben, daß er dem Engländer die Zähne ausreißen lassen und Dir überreichen soll,“ sprach der huldselige Monarch, und die Alte schied hochbeglückt.

Die Alte war schon seit mehreren Monaten nach Mogador zurückgekehrt und noch immer hatte sie der Gouverneur nicht rufen lassen, um dem Engländer die Zähne in ihrer Ge-

genwart ausziehen zu lassen, denn die Alte hatte ein Recht darauf, dieser Ceremonie beizuwohnen, ja sie durfte sogar selbst die Zähne mit einem Stocke ausschlagen, da ihr ja der Engländer auch ihre Zähne auf ähnliche Weise geraubt hatte.

Daß der Gouverneur sie nicht rufen ließ, das hatte seine guten Gründe, denn der Pascha war ebenfalls für die Reize jener schönsten aller Engländerinnen, Miß Guinee genannt, nicht unempfindlich geblieben und hatte die ganze Sache *ad calendas graecas* verschoben. Die Maurin wollte jedoch die Angelegenheit nicht ruhen lassen. Sie ging zum Gouverneur und warf ihm vor, daß er die Befehle des Kaisers nicht ausführe. Aber der Gouverneur war allmächtig in Mogador und da die Alte ihn genirte, so ließ er sie fassen und unter dem Vorwand, dieselbe habe den Verstand verloren, ohne Weiteres in den Kerker (Irrenhaus) einsperren.

Unterdessen glaubte der Engländer, die ganze Geschichte sei vergessen und verschollen. Er machte deßhalb in aller Gemüthsruhe eine Geschäftsreise nach Marokko. Dasselbst ging er auch zum Kaiser, denn mit ihm hatte er besonders zu thun. Was war aber nicht das Erstaunen des Briten, als er beim Meschubar des Kaisers die Alte traf, die aus dem Irrenhaus in Mogador entsprungen und nach Marokko entkommen war. So wie sie seiner ansichtig wurde, schrie sie laut auf:

„Beherrscher der Gläubigen! Das ist der Christenhund, der mir meine Zähne ausgeschlagen hat.“

Als die umstehenden Kabylen und Araber — denn zur Volksaudienz hatten sich viele Bewohner der nahen Gebirge eingefunden — hörten, daß ein Christ einer Rechtgläubigen

solchen Schaden zugefügt habe, erwachte ihr Zorn mit fanatischer Wuth und die Gegenwart des Kaisers konnte sie nicht abhalten, sich mit gezogenen Fathagans auf den Engländer zu werfen. Dieser würde ohne Zweifel sein letztes Stündlein gezählt haben, wenn nicht plötzlich die alte Maurin geschrien hätte:

„Beherrscher der Gläubigen! Sie wollen mir meinen Engländer tödten, ehe ich ihm seine zwei Zähne genommen habe. Nach seinem Tode kann ich nicht mehr zu meinem Recht kommen. Mein Recht besteht darin, ihm die Zähne, so lange er noch lebt, auszureißen!“

Die Alte hatte dem Engländer das Leben gerettet, denn auf einen Wink des Kaisers befreite ihn die schwarze Garde aus den Klauen der fanatischen Nabylen und Beduinen. Aber diese That der Menschlichkeit verhinderte die Alte nicht, auf ihrem Recht zu bestehen. Der Kaiser fragte den Engländer, ob er wirklich die Zähne ausgeschlagen habe. Er wartete freilich nicht auf dessen Antwort, denn wie wenig Menschen würden in solchem Falle die Wahrheit antworten? Aber der Fürst las die Schuld in den Gesichtszügen des Engländers, die plötzlich einen gestörten Ausdruck angenommen hatten.

„Wähle,“ so sprach der Monarch zu ihm, „zwischen zwei Dingen: Entweder verlasse meine Staaten auf der Stelle und komme nie mehr nach Marokko zurück, oder lasse Dir zwei Zähne ausschlagen!“

Der Sohn Albions, der im ersten Falle durch Aufhören seiner Handelsverbindungen ruinirt gewesen wäre, erwählte den einzig möglichen Ausweg und ließ sich die zwei Zähne heraus schlagen, was die Alte mit großer Geschicklichkeit be-

werkstelligte, als ob sie sich schon seit Monaten auf die Vollziehung dieser Operation eingeübt hätte.

Der Sohn Albions ertrug seinen Schmerz geduldig und schlug von nun an die Lusthiebe nach dem Sonntagßrausch nicht mehr auf der Straße, sondern in seinem Hause, wo er höchstens einige Teller und Spiegel, nicht aber die Zähne rache süchtiger alter Maurinnen beschädigen konnte.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Abschied von Marokko und Rückreise.

Gefangenschaft in der Mellah. — Die Dochterraße. — Das Atlasgebirge. — Ewiger Schnee. — Ansichten der Alten. — Boccanum Hemerum. — Erzählungen der Verobner Marokko's über den Atlas. — Anstalten zur Rückreise. — Muley Omar. — Ich verlasse Marokko. — Beschimpfung. — Abermalige nächtliche Reise. — Ankunft in Mogador. — Ben Samuel. — Die portugiesische Brigg. — Abschied von Afrika.

War es mir auch nicht mehr vergönnt, meine Schritte aus der Mellah hinauszulenken, und mußte ich während meines ferneren Aufenthaltes in Marokko auf jede genauere Beobachtung der Marokkaner und ihrer Sitten Verzicht leisten, so war doch die Anschauung eines anderen Gemäldes mir nicht benommen. Es war dieß das herrliche Naturpanorama, dessen Anblick ich täglich von der Terrasse des Hauses Moscheh's genoß. Hatte die Sonne am Morgen ihre frühesten, in jetziger

Jahreszeit nicht mehr versengenden, sondern lieblich erwärmenden Strahlen auf das Dach der Judenwohnung geworfen, dann kletterte ich die Treppe, die zur Terrasse führte, hinan. Dann schwebten meine wonnetrunkenen Blicke hinüber, weit über das Palmenthal, welches die Stadt umringte, und ruhten nicht eher, bis sie auf der Höhe des großen Atlas angekommen waren. Dort hielten sie stille, dort senkten sie sich in die dunkeln Schluchten oder sie schwebten einher auf den grünen Matten, die sammetweich in riesiger Höhe schwebten, in einer Höhe, in der unter kühleren Zonen längst jeder Grassalm erstorben sein würde.

Von den Ländern Europa's ist keines, außer der Schweiz und Savoyen, mit einem so hohen Gebirge von der Natur beschenkt worden, als der große Atlas ist, und auch in jenen Alpenländern erheben sich nur wenige Gipfelpunkte höher empor, als die Häupter des afrikanischen Riesen. Es ist jetzt wohl über jeden Zweifel erhoben, daß der Atlas oberhalb der Linie des ewigen Schnees emporragt, wenn auch letztere für diesen Breitegrad auf 14000 Fuß ange schlagen werden muß. Man nimmt zwar gewöhnlich an, daß die Höhe dieses Gebirges 13—14000 Fuß nicht übersteige, aber ich glaube, daß unsre Höhenkenntniß vom Atlas noch im Kindesalter steht und daß später zu unternehmende genauere Messungen ein ganz anderes Resultat ergeben werden. Wer solche Messungen unternehmen soll, das ist freilich schwer zu sagen; denn bei dem einfachsten Instrument, welches man hier zu Lande gebraucht, glauben die Marokkaner gleich, man wolle Ingenieurstudien machen und argwöhnen militärische Zwecke. Ich konnte mich

in Marokko nicht einmal der einfachsten meteorologischen Instrumente bedienen. Wenn ich meinen Psychrometer (Feuchtigkeitsmesser) aufhängte, fing Moscheh an zu lamentiren und zu sagen, daß das Haus immer Besuchen von Mauren ausgesetzt, daß jeder Maure ein Spion sei, und daß, wenn man das Psychrometer mit seinem geheimnißvoll umwickelten Quecksilberfläschchen sähe, man es ohne Zweifel für ein Zaubermittel halten würde, womit ein verruchter Kumih die Stadt der Rechtgläubigen verderben wolle. An eine trigonometrische Höhenmessung des Atlas, oder an eine Bestimmung des Längengrades der Stadt Marokko selbst, der ja immer noch nicht ganz genau ermittelt ist, während der Breitegrad so ziemlich fest steht, konnte ich unter solchen Umständen natürlich nicht denken.

Schon die Alten behaupteten, der Atlas sei immer von Schnee bedeckt. *Caput ejus semper nivalis*, sagt Solinus und beweist dadurch, daß er wohl den großen, den wahren Atlas und nicht, wie Einige behaupteten, den sogenannten kleinen Atlas beschreiben wollte. Die Alten hatten seltsame Vorstellungen von diesem Gebirge. Bei Tage war es nach ihnen in ein finstereß Schweigen gehüllt: *Silet per diem universus nec sine horrore secretus est*. Aber des Abends zog Pan, der ziegenfüßige Gott, mit seiner lustigen Bande von Satyrn und Nymphen zum nächtlichen Reigen.

Die Griechen dachten sich den Atlas bekanntlich als einen Riesengott, der das Gewölbe des Himmels stützte. Diodorus Siculus (III, 56) spricht von einem König Atlas, welcher dem ganzen Lande und dem Gebirge seinen eigenen Namen

beigelegt hätte. Polybius war der erste Reisende, welcher diesen von der griechischen älteren Mythe in ganz andere Gegenden verlegten Berg hierher verpflanzte. Von den Römern war allein der Feldherr Suetonius Paulinus bis zum Atlas und selbst über ihn vorgedrungen. Er überschritt seine Riesengipfel und fand jenseits derselben, wie er sich ausdrückte, „eine Wüste voll schwarzen Sandes.“

Am Fuße des Atlasgebirges läßt uns die Angabe des Ptolemäos eine antike Stadt, Boccanum hemerum, vermuthen. Was diese Stadt gewesen sei, davon haben wir nicht die geringste Idee. Eine phöniciſche Niederlassung war sie wohl nicht und noch weniger eine römische. Wahrscheinlich war es eine einheimische libyſche Ortschaft. In diesem obskuren Boccanum hemerum haben Einige die Vorgängerin des heutigen Marokko erkennen wollen.

Im Mittelalter nennt Edriſſi den Atlas mit dem Namen Darann. Noch jetzt heißt er bei den Eingebornen Dschebel Idraſſen, oder Dschebel Drann. Beide Namen ſind berberischen (kabyliſchen) Urſprungs. Dyres ſoll in der Urſprache Afrika's der „Berg“ heißen. Von Europäern haben Lamprière und Jackson allein den Atlas im Zeitraume der letzten hundert Jahre überschritten. Denn René Caille und Ali Bey überschritten ja nicht die höchste Gebirgskette. Diese beiden einzigen glaubwürdigen Augenzeugen verſichern, daß das Gebirge voller gräßlicher Schluchten und Klüfte von außerordentlicher Tiefe ſei. Ein Hauptpaß, die Viban (Thore) genannt, welcher von Marokko nach Tarudant führt, ſteigt auf

der nördlichen Seite beinahe senkrecht in die Höhe und soll sich auf der andern eben so steil hinabsenken. Bis jetzt hat man nichts von Gletschern im Atlas erfahren. Es ist jedoch gar noch nicht bewiesen, daß er keinen Gletscher hat, da das Gebirge der Sierra Nevada in Spanien, welches wenigstens um zwei Tausend Fuß niedriger ist und nur 6 Grade nördlicher liegt, einen Gletscher besitzt, den Corral nämlich, welchen ich bei meiner Besteigung des Mulahassans, des höchsten Berges Spaniens, deutlich überschauen konnte.

In Marokko, trotzdem, daß man hier von der Kette des Atlasgebirges nur etwa sechs deutsche Meilen entfernt ist, konnte ich doch so gut wie nichts über dieses Gebirge erfahren. Daß Schneestürme selbst im Sommer auf den Gipfeln vorkommen sollen, das wurde mir bestätigt. Ein Jude, welcher den Atlas überstiegen hatte, konnte mir nicht schreckenhaft genug seine Schluchten und Höhlen schildern. Dieser gute Mann fabelte von einem sehr schönen großen Hochthal mitten im Gebirge, wo eine Stadt sich befinden soll. Natürlich konnte ich dieser Erzählung keinen Glauben beimessen, da keiner der beiden einzigen Reisenden, welche den Atlas überschritten haben, dergleichen berichtet. Der Atlas wird noch ausschließlich von autochthonen Stämmen, den Amasirh und den Scheluf, bewohnt. Erstere sind offenbar Stammverwandte der Kabylen. Letzteren hat man einen anderen Ursprung zuschreiben wollen. Jackson hat sich bemüht, nachzuweisen, daß die Scheluf zu demselben Volksstamm gehören, wie die Guanchos der Canarischen Inseln. Aber die Guanchos selbst waren höchst wahrscheinlich den Kabylen stammverwandt. Die

Worte der Guanchosprache, welche Jackson anführt, sind fast alle kabyliſch.

Nachdem ich etwa 4 Wochen mein Einſperrungsleben im Judenviertel geführt hatte, ſing mir die Zeit an, doch ein wenig gar zu lang zu werden. Ich ſehnte mich heraus aus dieſer Gefangenſchaft. Aber um aus ihr hinauszukommen, mußte ich Marokko verlaſſen. Letzteres konnte ich nur mit Hülfe entweder des Kaiſers oder des Marabuts, der mich hierher gebracht hatte. Erſtere Hülfe wäre etwas allzu koſtſpielig geweſen. Denn in dieſem Falle hätte ich öffentlich, bei Tage und mit einer großen Eſcorte reifen müſſen. Unter dem Schutz des Marabuts dagegen konnte ich faſt ungeſehen und unbemerkt Marokko verlaſſen und auf nächtlichen Reiſen ebenſo wieder nach Mogador gehen, wie ich von dort hierher gekommen war.

Ich beſchloß alſo, Muley Smaïl noch einmal um ſeine Hülfe und ſeinen Schutz zu bitten. Ein Jude, den ich mit einem Schreiben an ihn abſchickte, kam mit der Antwort zurück, der Derkua werde mir einen ſeiner Schüler ſenden, um die Angelegenheit mit mir zu verhandeln. Dießmal war der Bote, den mir Muley Smaïl zuſchickte, nicht Sidi Muſtapha, welcher inzwiſchen nach Taſilelt abgereiſt war, wohin ihm ſein Herr bald nachſolgen ſollte. Statt ſeiner kam Muley Omar, der zweite, ſchon obenerwähnte Jünger des Derkua. Muley Omar kam nach einigem Hin- und Herreden und nach ziemlich langem Handeln mit mir über die Bedingungen meiner Rückreiſe überein. Er ſelbſt verſprach, mich bis Mogador zurückzubegleiten. Für dieſe Begleitung ſollte

ich ihm die Summe von 80 und seinem Herrn noch ein Geschenk von 60 spanischen Thalern geben. Dieß war verhältnißmäßig billig, denn wenn ich die officiële Escorte vom Kaiser hätte annehmen müssen, so würde mich meine Rückreise wenigstens 500 spanische Thaler gekostet haben, denn Jeder der Hofbeamten erwartete in diesem Falle ein neues Trinkgeld, da ich ja dem Kaiser noch einmal meine Aufwartung hätte machen müssen, um mich für die gnädigst gewährte Escorte zu bedanken. So brauchte ich dem Sultan nicht abermals einen Besuch abzustatten. Ich begnügte mich, meine Geschenke zu übersenden, welche ich für den Abschied in Reserve gehalten hatte, und zwar that ich dieß erst am Abend vor meiner Abreise selbst. Ich blieb darüber im Unklaren, ob diese Geschenke sich des Beifalls des Kaisers erfreut hatten.

Da die Maulthiere und das Pferd, welche einst mir gehört hatten und die ich dem Derkua zum Geschenk gemacht, mit Sidi Mustapha nach Tafilelt abgegangen waren, so mußte ich kleine Esel miethen. Mein Gepäck war sehr erleichtert durch die Geschenke, welche ich hatte machen müssen. Es blieb eigentlich wenig Anderes übrig, als mein Zelt und meine Cantine. Jeder dieser Gegenstände wurde auf ein Eselchen gepackt. Ich selbst bestieg ein drittes und vier andere wurden für meine Diener und meinen Koch gemiethet, da das zu Fuß Gehen dieser Leute meine Reise allzusehr verlängert hätte; denn dießmal wollten wir es versuchen, die ganze Strecke von Maroffo nach Mogador in 5 Tagen zurückzulegen, was uns auch gelingen sollte. Muley Omar ritt ebenfalls einen Esel und so hatten wir acht dieser langöhrigen Vierfüßler bei uns.

Mein Abschied aus dem Hause Moscheh's war überaus rührend. Die schöne Rebekka stellte sich, als ob sie weine, und sogar Moscheh hielt ein Schnupftuch vor die Augen. Wer jedoch am meisten durch den Abschied gerührt wurde, war mein Geldbeutel. Dieser mußte goldne Thränen in großer Menge vergießen, welche Moscheh gierig aufsaß. Mein Aufenthalt in Marokko hatte mich ein hübsches Sümmchen gekostet. Nicht nur waren meine drei Creditbriefe gänzlich erschöpft worden, nicht nur hatte ich in Geschenken an den Kaiser einen namhaften Werthbetrag verloren, ich hatte auch noch von meinem in Tanger stehenden Gelde, welches ich gar nicht hier zu brauchen gedachte, einen hübschen Theil angegriffen. Aber Reisen in einem Lande, wo man gewissermaßen für die Lust zahlen muß, die man einathmet, sind einmal nicht ohne große Opfer zu machen.

An einem kühlen Novemberabend, eine halbe Stunde vor Thorsschluß, verließen wir die Stadt Marokko. Leider, da es noch hell war, entgingen wir nicht der Aufmerksamkeit einiger fanatischen Amasirh, welche ungefähr eine Achtelmeile vor den Stadthoren ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Ihr Haß schien durch meine Erscheinung besonders erregt zu werden. Sie erkannten in mir den Kumith und riefen mir die ekelhaftesten Schimpfworte zu, worunter Halluf (Schwein) und Kelb (Hund) noch die allergelindesten Ausdrücke waren. Zum Glück begnügten sie sich mit Schimpfen. Dieser Ausbruch des Fanatismus belehrte mich jedoch, wie sehr ich auf meiner Hut sein müsse. Ich vermied es auf der ganzen Reise, mich bei Tage zu zeigen. Der Nachts reisten wir gewöhnlich 12 oder

13 Stunden lang und des Tags rasteten wir im Zelte, welches wir in abgelegenen Gegenden aufschlugen. Muley Omar war zu faul, um Besuche bei den Ordensbrüdern der Verkua in den Ortschaften, in deren Nähe wir vorbeikamen, zu machen, wie Muley Smail auf der Herreise gethan hatte. Er blieb meist den Tag über mit mir im Zelte. So vermieden wir auch die Nähe bewohnter Orte so viel wie möglich. Dieser großen Vorsicht habe ich es zu danken, daß meine Rückreise gänzlich gefahrlos abließ. Vom Sehen der Gegend konnte jedoch nicht die Rede sein, da wir so gut wie keinen Mondschein hatten.

Den ersten Morgen erreichten wir wieder den Ued-es-Sij-Ain-Ualid. Den zweiten Tag brachten wir in der Nähe des Ued Sidi Omar und den dritten unweit Sidi Mokhtar zu. Dort begegnete uns das unangenehme Abenteuer, daß der heftige Wind das Zelt zu verschiedenen Malen umstieß. Glücklicherweise war Niemand in der Nähe, der den im Zelt versteckten Europäer hätte erblicken können. Sonst begegnete es unter Tags wohl manchmal, daß Landleute, namentlich solche vom Stamme der Schiadmah, an meinem Zelt vorüberkamen. Da sie aber nur die arabischen Knechte, welche davor saßen, sahen und diese sagten, das Zelt gehöre einem maurischen Kaufmann aus Marokko, so gingen sie weiter, ohne Verdacht zu schöpfen.

Von Sidi Mokhtar aus erreichten wir in 2 Tagen Mogador wieder. Wir kamen mitten in der Nacht an und mußten noch ein Paar Stunden im Zelte warten, bis das Thor geöffnet wurde. Ich gab dem Pförtner ein Trinkgeld, damit dieser meine Ankunft geheim halte. Ohne gesehen zu werden, denn es war halb dunkel, gelangte ich in das Haus des gut-

müthigen Ben Samuel, der seine Freude über meine glückliche Rückkehr nicht lebhaft genug an den Tag legen konnte.

Da ich nicht länger auf marokkanischem Boden zu verweilen Lust hatte und mein Bleiben leicht gefahrvoll hätte werden können, wenn es einmal bekannt wurde, daß ich in Marokko gewesen sei, so bat ich Ben Samuel, nach dem Hafen zu gehen und sich zu erkundigen, ob kein Schiff zur Abreise nach Europa bereit liege. Mein Wirth kehrte mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß gerade eine kleine portugiesische Brigg sich im Hafen befände, welche noch heute unter Segel gehen solle. Dieselbe sei jedoch nicht nach Europa, sondern nach Madeira gebunden. Ich begrüßte mit Freuden die Gelegenheit, dieses schöne und interessante Eiland kennen zu lernen und ließ schnell dem Capitän der Brigg sagen, ich wünschte sein Passagier zu werden. Das Ueberfahrtsgeld wurde bald geregelt und ich traf meine Anstalten zur Abreise.

Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Wehmuth verließ ich den guten, bußlichen Juden, dessen Mutterwitz der Förderung meines Reiseplanes so nützlich gewesen war. Ich zahlte meine Knechte ab und entließ sie. Diese Burschen hatten eine gewisse Anhänglichkeit an mich genommen. Sie erboten sich, bei mir zu bleiben, aber in Europa wären sie mir eben so sehr zur Last gewesen, als sie mir in Marokko oft nützlich waren. Ihre Nützlichkeit war freilich keine praktische gewesen, aber, passiver Weise, durch ihre Existenz selbst, waren sie mir nützlich geworden, denn je mehr Muselmänner ein Europäer hier zu Lande bei sich hat, um so mehr wird seine eigene Person unbemerkbar. Als Wächter des Tages vor dem Zeit waren diese

Kerle unschätzbar. Sie wachten zwar nicht immer, aber der Umstand, daß sie überhaupt da waren, zerstreute schon den Verdacht, es möge ein Europäer im Zelte versteckt sein, denn gewöhnlich haben europäische Touristen Diener von ganz anderem Aussehen bei sich, als meine Knechte waren. Auch den jüdischen Koch entließ ich. Dann bezahlte ich meine Rechnung bei Ben Samuel, welchen ich als einen ehrlichen, wirklich ehrlichen Wirth kennen lernte: ein Ding, was mir bis jetzt noch nicht in Marokko vorgekommen war. In meiner Dankbarkeit schenkte ich ihm mein Zelt, meine Cantine und meine Küchenbatterie, welche Gegenstände mich von nun an nur genirt haben würden.

Ich bat Ben Samuel bei meiner Abreise, er möge meinen Ausflug nach Marokko geheim halten. Dieß that ich einmal aus Rücksicht für Ben Samuel selbst, der die unangenehmste Stellung bei den fanatischen Muselmännern, mit denen er doch leben und verkehren mußte, gehabt haben würde, wenn man gewußt hätte, er habe einen Christen Mittel und Wege verschafft, nach der heiligen Stadt Marokko zu gelangen. Auch die Rücksicht auf meinen Freund, Herrn Ehrenhof, den schwedischen Generalconsul in Tanger, hielt mich davon ab, meine Reise nach Marokko gleich bekannt werden zu lassen; denn, obgleich dieser Consul nicht das Geringste mit dieser Reise zu thun hatte, so hätte man doch unfehlbar Verdacht auf ihn gefaßt, er habe mir den Weg nach der Hauptstadt des Kaisers gebahnt, denn ich hatte ja bei Herrn Ehrenhof in Tanger gewohnt, hatte dort unter seinem Schutze gestanden und man nimmt an, daß kein Europäer ohne eines Consuls

Schutz und Rath in diesem Lande auch nur einen Schritt thun könne. Ein solcher Verdacht hätte aber Herrn Ehrenhoff in eine höchst unangenehme Stellung der marokkanischen Regierung gegenüber gebracht. Aber auch noch andere wichtige Gründe, die jedoch nicht hierher gehören, bestimmten mich, diese Reise nach Marokko in Mogador geheim zu halten.

Ben Samuel gab mir das Geleite auf die portugiesische Brigg, welche „San Joao“ hieß. Ich errichtete mein Lager in der Cajüte des Capitäns. Noch einen letzten Blick auf dieses Land des Fanatismus und der Barbarei, welches ich trotz des Unangenehmen, was mir dort begegnet war, dennoch liebgewonnen hatte, wie die Mutter ein Schmerzenskind mehr liebt, als andere, und wir flogen jubelnd unter blühenden Segeln hinaus in den offenen Ocean.





